

Hella Schlumberger

# Durchs freie Kurdistan

Erlebnisse in einem  
vertrauten Land



C. Bertelsmann

Kurdistan – die weite Landschaft zwischen dem Ararat-Hochland, dem Zagrosgebirge und dem Euphrat. Das Land, in dem das Volk der Kurden seit Jahrtausenden lebt; ein Land, das sich viele Staaten teilen: die Türkei, der Iran, der Irak, die Sowjetunion, Syrien. Ein geteiltes Land, ein geteiltes Volk, das die Hoffnung auf ein einiges und freies Kurdistan nicht aufgibt.

Zweimal – im Sommer 1979 und im Winter 1979/80 – verbrachte Hella Schlumberger mehrere Monate im Aufstandsgebiet der iranischen Kurden. Sie besuchte jedoch auch die Camps kurdischer Widerstandskämpfer im Irak, lebte bei den Aufständischen und begleitete ihre Patrouillen in die von Napalm-Bomben verwüsteten Dörfer.

Während ihr in Teheran die Welt des Islam fremd und wenig anziehend erschien, fühlte sie sich bei den Kurden fast wie zu Hause. Sie sprach mit den politischen und militärischen Führern, mit Intellektuellen, Bürgern und Bauern, und sie lernte dabei ein Volk kennen, das sich trotz jahrhundertelanger Unterdrückung seine nationale Identität bewahrt hat.

Hella Schlumberger berichtet jedoch nicht nur von ihren Erlebnissen, sie verbindet die eigenen Erfahrungen auch mit den Grundzügen der kur-

GEN. 1202

Institut kurde de Paris



Institut kurde de Paris

**Hella Schlumberger**

# **Durchs freie Kurdistan**

**Erlebnisse  
in einem vertrauten Land**

Institut kurde de Paris

**C. Bertelsmann Verlag**

**Den Frauen Kurdistans**  
**Rahman und Mustafa**

Institut kurde de Paris

© 1980 C. Bertelsmann Verlag GmbH, München / 54321  
Gesamtherstellung: Ebner Ulm  
ISBN 3-570-05285-0 · Printed in Germany

---

# Inhalt

1. Sertschao Kurdistan 7  
Alptraum Teheran – Das Massaker von Nagadeh – Bei den  
»Söhnen des Teufels« – Chronik der vergangenen sechs Monate –  
Einhundertfünfzig Jahre nationaler Befreiungskampf – Im Hause  
des Scheikh – »Sklavin einer »Sklavin«
  2. Frieden im Krieg 35  
Die Befreiung Bukans – »Ihre Fahne wird nicht sinken« – Weih-  
nachten in Kurdistan
  3. Im Geist der Republik 51  
»Wir senden, solange es geht« – Volksfedajin ohne Guerilla –  
Komala: »Wir werden totgeschwiegen«
  4. Die Reise nach N. 72  
»Hesbi Bürokrat« – Durch die Dörfer
  5. Fünfundzwanzig Jahre hinter Kerkermauern 87  
Kurdische Spiele – Hochzeit in Badam
  6. Mulla Mustafa, der Tiger von Barsan 104  
Triumph und Niederlage – Die kleinen Söhne des großen Barsani
  7. »Die Mörder sind schon unterwegs« 118  
Die Frauen sind nie dabei – Das Geschenk des Kurdenführers –  
Der Ursprung liegt im dunkeln
  8. Kurdenführer aus dem Irak 153  
Mahmud Osmans Kämpfe und Verhandlungen – In Talabanis  
Wintercamp – Briefe aus der Todeszelle
  9. Ein neuer Krieg beginnt 194
- Anhang 205
- Literaturnachweis 220



---

# 1. Sertschao Kurdistan

Freitag, 14. Dezember 1979: Spätherbstlich vermogt bot sich Teheran schon am Flughafen Mehrabad dar, sofern ich das in meiner Gemütslage zwischen Schwips und Kater noch richtig aufzunehmen fähig war. Es war sieben Uhr früh und der achtstündige Herflug, unterbrochen von einer Stunde Schlaf, hatte aus einer nicht enden wollenden Alkoholschwemme der westlichen und einiger iranischen Passagiere bestanden. Adieu dekadenter Westen! Einen Bocksbeutel hatte ich sogar in der Reisetasche verstaut mit dem kribbeligen Gefühl des Unbotmäßigen. Durch die Kontrolle brachte ich ihn, weil ich auf die Frage der bekopftuchten Jung-Schiitin »No alkohol?« derart angewidert das Gesicht verzog, daß sich eine Durchsuchung wohl erübrigte.

Die erste Paßkontrolle erfolgte durch Chomeinis »Wächter der Revolution«, die Pasdar. Täuschte ich mich oder hielt der Mann tatsächlich meinen Paß verkehrt herum? Wohlerzogen schaute ich weg. Chomeini-Milizen können Nicht-Moslems gegenüber äußerst unberechenbar sein. Mein Blick fiel auf einen unscheinbaren Anschlag, in dem es hieß, daß sich ausländische Journalisten sofort bei einer Informationsbehörde zu melden und drei Tage vor Verlassen des Landes ihren Paß abzugeben hätten. Journalisten schätzt man in der Islamischen Republik nicht besonders. Im Mai 1979 hatte Chomeini Politiker, Journalisten und Schriftsteller, die weder Gott noch den Islam erwähnen, »Handlanger des Teufels« genannt. Im September wurde er konkreter: Wer gegen die islamische Nation schreibt oder revoltiert, sei wie ein »Tumor, der entfernt werden müsse«. Einen Monat später wurde eine neue Bestimmung ins Leben gerufen: Journalisten, die über den Iran berichten wollten, müßten bereits in der Iranischen Botschaft ihres Heimatlandes um Arbeitserlaubnis nachsuchen und brauchten ein Sondervisum bei jeder Einreise. Beides hatte ich natürlich nicht.

Vor drei Wochen hatte die Einschüchterungstaktik aus Teheran ihren Gipfel erreicht: Journalisten ohne amtliche Akkreditierung werden als Spione behandelt und ertappte Spione sind zu erschießen. Auslandskorrespondenten haben einen »Wahrheitsschwur« abzulegen, in dem es heißt: »Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und bei meiner persönlichen Redlichkeit . . . nur die Wahrheit zu schreiben und keinerlei Falschmeldungen zu publizieren, die feindliche Gefühle gegenüber der iranischen Revolution in der Welt wachrufen oder die

Völker gegeneinander aufwiegeln können. « Journalisten sind für ihre Berichterstattung strafrechtlich verantwortlich zu machen.

Schon vor sechs Monaten hatte mich der damalige stellvertretende Ministerpräsident und Regierungssprecher Sadegh Tabatabai (wie der Fernsehgewaltige und spätere Außenminister Ghotbzadeh, aber auch manch anderer mächtige Mann seit der Revolution, ebenfalls aus der Chomeinifamilie) mit leicht drohendem Unterton beschworen, ja »objektiv«, also im Sinne der Machthaber zu berichten. Immerhin hatte Abdulhassan Bani Sadr, vor einem halben Jahr noch Herausgeber der Zeitschrift »Islamische Revolution« und Ideologe ohne Portefeuille, mir in einem Interview angekündigt, darauf hinzuarbeiten, daß die Vetternwirtschaft der Religiösen endlich beendet würde; inzwischen sollte ich aber über die gegenwärtige Phase des Übergangs von der Diktatur zur Demokratie mit Wohlwollen berichten.

Mein Wohlwollen hatte auch eine geraume Zeit angehalten, bis es sich verlagerte – auf die Gegenseite, auf die Seite der »Aufrührer«, der »Rebellen«, der »Söhne des Teufels«, wie der große Ayatollah die Kurden zu bezeichnen pflegte, bevor er von ihnen zu Verhandlungen gezwungen wurde. Der im September so leichtfertig verkündete Sieg hatte sich inzwischen in eine satte Niederlage für die Zentralregierung verwandelt. Aus den von Chomeini zuerst verfluchten Kurdenführern, dem Generalsekretär der »Demokratischen Partei Kurdistans Iran« (DPK), Abdul Rahman Ghassemlu, und Scheikh Esodin Husseini, dem »geistigen Führer«, einem undogmatischen sunnitischen Mullah, waren inzwischen »unsere lieben Brüder« (Chomeini) geworden, mit denen man sich an einen Tisch setzte. Hatte sich doch, trotz wiederholter Aufforderungen aus Ghom mit süßen (angeboten wurden Amnestie und eine Tageseinnahme der Erdölproduktion = 145 Millionen Mark) und mit bitteren (angedroht wurde härteste Bestrafung) Worten keine Kurdenhand bereit gefunden, die beiden Führer auszuliefern, damit sie vor eines der flink arbeitenden Revolutionstribunale gestellt werden konnten. Dafür hatte der fälschlich mit »Ayatollah« titulierte Sonderhenker Chomeinis für Kurdistan, Khal-kali (offiziell Chefankläger der Revolutionsgerichte) seine Blutgier bereits an 111 hingerichteten Kurden gestillt.

Nach Kurdistan wollte ich also, genauer gesagt, zunächst nach Mahabad, dem früheren »Sautsch Bulak« (d.h. »Quelle«), der Stadt des Stammes der Mukri-Kurden, einem 50 000-Seelen-Ort 900 Kilometer westlich von Teheran. Mahabad war vor 33 Jahren die Hauptstadt des einzigen kurdischen Staates, den es in neuerer Zeit gegeben hatte, der »Republik von Mahabad«. Als »Touristin« wollte ich dahin, unerkannt, unbefragt und so schnell wie möglich. Wobei mich allerdings der Gedanke nicht gerade begeisterte, daß eine Kollegin von einer Berliner Tageszeitung seit Wochen in einem

Teheraner Gefängnis sitzen sollte, weil sie vorhatte, über Kurdistan zu berichten, und daß Kollegen, die in Kurdistan filmen wollten, sofort des Landes verwiesen worden waren.

Endlich, nach zwei Stunden, war ich ungeschoren durch sämtliche Kontrollen gekommen. Ich mußte nicht einmal offiziell Geld wechseln, obwohl man mich schon mit sanfter Gewalt zum Bankschalter geleitet hatte. Aber irgendwie erklärte sich der Beamte dann nicht für zuständig. Das war mir auch viel lieber, denn der inoffizielle Kurs im Bazar ist entschieden besser und wird liebenswürdigerweise auch täglich in den Zeitungen notiert, eine Art von legalem Devisen-Schwarzmarkt. Im Menschengewühl auf dem Flughafen entdeckte ich die erste Totalverschleierte: Sie trug keinen Tschador, der immerhin noch die Augen frei läßt, sondern, wie in Saudi-Arabien, ein langes schwarzes Tuch, das vom Kopf bis zum Boden reicht und die Trägerin vor den sündigen Blicken der Männer schützt. Sonst war von Revolution nicht viel zu spüren, außer daß die Schah-Büsten und -Bilder durch zum Teil mit Tesafilm an die Wände geklebte Fotos von Chomeini und anderen Ayatollahs ersetzt worden waren.

## Alptraum Teheran

Ich hatte beschlossen, zum Hilton zu fahren, weil es dort, mangels Kundschaft, 40 Prozent Preisnachlaß geben sollte.

Der Verkehr war so aggressiv und chaotisch wie immer, das Taxi so ungefedert wie gewohnt. Links tauchten hohläugige Wolkenkratzer auf, riesige Investitionsruinen aus der Schah-Zeit, für Armeeangehörige gedacht, rechts Wellblechsiedlungen, die, wenn sie nicht abgerissen werden, zu verslumen drohen.

Von einem dieser sterilen amerikanischen Hotelzimmer im vierzehnten Stock aus sehe ich durch den gelbstichigen Smog die Berge der Nordkette schimmern, bis zum Fuß mit Schnee bedeckt. Im Juni dieses Jahres hatte ich mit Freunden den 3000 Meter hohen Totschal-Gipfel bestiegen und mit dem letzten graupligen Schnee eine Schneeballschlacht bestritten. In der Jugendherberge auf halber Höhe glitten zwei Giftschlangen vor uns die Stufen hinunter. Schon damals war mir unangenehm aufgefallen, daß die Männer zum Teil mit nacktem Oberkörper, die Frauen aber voll verhüllt, mit Kopftuch oder Tschador herumwanderten. Nun: Wenn es denn der Würde der islamischen Frau dient . . . allerdings entsprang die Definition dessen, was »Würde der Frau« ist, männlichen Gehirnen.

Ich rufe die Telefonnummer meines kurdischen Kontaktmannes in Teheran an, erreiche ihn aber nicht. Hätte mich auch gewundert. Also schlafe ich erst mal, vergesse Revolution im Iran, Aufruhr in Aserbaidshan und Kämpfe in Kurdistan.

Abends klappt dann die Verbindung, mein Kurde spricht Französisch. Ich hasple meinen Erkennungssatz herunter, daß es dem Kranken inzwischen gut gehe. Dann würde er mich morgen, gleich nach der Beerdigung seines Vaters, aufsuchen, antwortete er.

Vom Bett aus spiele ich mit der Fernbedienung: Es gibt nur noch ein Fernsehprogramm. Stehende Bilder, meist Landschaften, von Korantexten unterlegt. Dann eine halbe Stunde Ansprache des Ayatollah von seinem Fenster in Ghom aus. Danach religiöse Gesänge, deren Ende zu hören mir nicht mehr beschert war: Das aktuelle Fernsehen der Islamischen Republik ist für uns eines der besseren Schlafmittel.

Samstag, 15. Dezember: Der Bocksbeutel Frankenwein war nachgerade zu wenig für uns drei. Hassan, der Kontaktmann, hatte nämlich noch Kerim mitgebracht, einen Lehrerausbilder aus Mahabad, der morgen nach Hause führe. Wenn ich da mitwollte? Wir flögen nach Orumijeh (dem früheren Rezajeh, so benannt nach einem Besuch des Schah-Vaters Reza und nach der Revolution wieder zurückgetauft) am gleichnamigen See und nähmen für die letzten 120 Kilometer ein Taxi. Ich fand, das klang recht vernünftig.

Wie's denn zur Zeit in Kurdistan aussähe, fragte ich leise und konspirativ. »Ruhig!« sagte Hassan laut und lachte dabei. Dieser überzogene Optimismus der Kurden, die auch dann noch behaupten, daß es ihnen gut gehe, wenn sie bereits einen Streifschuß abbekommen haben, war mir schon immer unheimlich.

»In den meisten kurdischen Städten sind Armee und Paskar außerhalb der Ortschaften in den Kasernen. Unsere Pesch-Merga (»Die dem Tod ins Auge schauen«, kurdische Freiheitskämpfer) haben sie unter Kontrolle. Vor kurzem haben alle vier politischen Organisationen in Iranisch-Kurdistan ein 26-Punkte-Programm unterschrieben, das unsere Autonomieforderungen enthält und aufgrund dessen wir mit Teheran verhandeln. Wenn das erfolglos bleibt, werden wir eben weiterkämpfen.

Sogar die kommunistische Tudeh-Partei hat in letzter Zeit eine Kehrtwendung vollzogen. Sie steht jetzt auch hinter unserem Programm.«

»Und was ist mit den Generälen des Schah, die laut »Spiegel« zu den Kurden übergelaufen sein sollen? Finanzieren die euch jetzt?«

»Es stimmt«, winkt Hassan ab, »daß welche zu uns gekommen sind. Aber ohne Geld. Solange sie mit uns kämpfen, okay. Machen sie was falsch, werden sie umgelegt.«

»Aha.«

»Wir nehmen Geld und Waffen von allen Seiten, wenn wir sie bekommen und wenn sie uns ohne Bedingungen geliefert werden.«

»Und wie steht ihr zur Zeit zu Chomeini?«



**Das kurdische Siedlungsgebiet im Iran**

— = Straßen 0 50 100 km 200

Hassan grinst. Er sei ihnen lieber als der Schah, natürlich. Aber am allerliebsten wäre es ihnen, die Mullahs und Ayatollahs würden sich gegenseitig auffressen, zumal selbst Ayatollah Schariatmadari aus Täbris schon wieder Rückzieher mache, statt mit ihnen gemeinsam Autonomie für Kurdistan und Aserbaidschan zu verlangen. Gemeinsam stellen die fünfeneinhalb Millionen Kurden und neun Millionen Türken aus Aserbaidschan mehr als ein Drittel der 36-Millionen-Bevölkerung des Iran. Und hätten sie erst ihre Rechte, würden die übrigen Völker des Iran, die Turkmenen, Aserbaidschaner, Belutschen und Araber sie auch bald erhalten. »Wir hätten gern ein föderatives System, so ähnlich wie das in der Bundesrepublik, mit eigener Polizei, eigener Gerichtsbarkeit, eigenem Parlament. Mit der Pflege unserer Sprache und Kultur. Mit Meinungs-, Veröffentlichungs- und Versammlungsfreiheit.«

Ich will gerade einwerfen, daß es so weit her damit auch bei uns nicht ist, da meint Hassan: »Es muß ja nicht unbedingt unter kapitalistischem Vorzeichen sein.« Als er mich mit seinem Begleiter verlassen hat, vertiefte ich mich zunächst einmal in das Autonomieprogramm der Kurden. Seine wichtigsten Punkte sind:

- Das Gebiet im Iran, in dem die Kurden 70 Prozent der Bevölkerung bilden, soll einem autonomen Kurdistan zugerechnet werden. Das schließt die derzeitigen Provinzen Kurdistan, West-Aserbaidschan und die Gegend um Kermanschah und Ilam ein.
- In geheimer, gleicher und direkter Wahl soll eine nationalkurdische Landesregierung gewählt werden, die berechtigt ist, Gesetze zu beschließen und anzuwenden.
- Unter ihre Kompetenz fallen Verwaltung, Bildung, Gesundheit und Dienstleistung. Ihr untersteht die nationale Polizei und die nationalen Medien. Sie garantiert Religions-, Gedanken-, Presse- und Versammlungsfreiheit ebenso wie Freiheit zur Bildung von Parteien, Gewerkschaften oder Räten. Und sie respektiert die Minderheiten in Kurdistan.
- Eine echte Landreform soll die Reste des Feudalismus beseitigen.
- Die Grenzen Kurdistans werden von kurdischen Offizieren und Soldaten innerhalb der iranischen Armee bewacht, die in kurdischen Garnisonen Dienst tun.
- In die Kompetenz der Zentralregierung in Teheran fallen neben der nationalen Verteidigung die Außenpolitik und die allgemeine Wirtschaftspolitik.
- Pflicht der Zentralregierung ist es, Kurdistan und andere rückständige Gebiete ökonomisch zu fördern. Kurdistan soll industrialisiert werden, damit kurdische Arbeiter im eigenen Land ihr Geld verdienen können.
- Die kurdische Sprache ist die offizielle Sprache in Politik, Verwal-

tung, Schule, Justiz, Medien. Persisch wird als die offizielle Sprache des Iran respektiert.

Ich sehe nicht ein, was diese vernünftigen Forderungen mit Separatismus zu tun haben sollen, wie Teheran immer wieder behauptet. Die offizielle Meinung Teherans zum Kurdenproblem hatte mir Regierungssprecher Tabatabai vor Monaten so versucht darzustellen: »Diese Unruhen in Kurdistan sind der letzte Versuch von CIA und Zionismus, Kurdistan vom Iran zu trennen. Kein Kurde will diese Trennung. Diejenigen, die heute gegen die Anwesenheit von Armee und Pasdar in Kurdistan aufbegehren, das sind die Separatisten, nicht das Volk.

Und die Demokratische Partei repräsentiert das Volk nicht, sie wird vom Volk nicht akzeptiert. Deshalb ist sie für uns auch kein Gesprächspartner.«

»Was halten Sie denn von Ghassemlu?« hatte ich ihn gefragt. Er lehnte sich über den ausladenden Schreibtisch und vertraute mir mit verschwörerischem Unterton an: »Ghassemlu ist gar kein Iraner, er ist aus dem Irak. Er hat auch die besten Beziehungen zum Irak. Ich glaube ja, daß er frühere Savak-Agenten bezahlt und daß seine Partei die Bevölkerung aus Merivan verjagt hat. Aber Sie werden sehen, diese Partei hat bald ein Ende, nicht durch den Druck der Zentralregierung, sondern weil sie sich selber fertigmacht.«

»Und wie stehen Sie zu den kurdischen Autonomieforderungen?«

»Wir wollen ja Autonomie für Kurdistan. Nur mit diesen Gruppen, die das kurdische Volk nicht repräsentieren, können wir nicht verhandeln.« – Und jetzt verhandelten sie!

Nach einiger Zeit fängt im Hotel der Psychoterror mit den anonymen Anrufen an. Ein Teil ist leicht klassifizierbar, eindeutig aus sexuellem Notstand geboren. Der andere Teil ist schwerer zu durchschauen. Da melden sich Organisationen, die ich nicht kenne, die aber vorgeben, mich zu kennen, mich unbedingt sprechen zu wollen. Sie wissen, daß ich Journalistin bin. Wenn ich nachfrage, heißt es: »Wir haben eben unsere Informationen.« Dann klopft es an die Tür, und als ich aufmache, steht niemand draußen. Dafür klopft's an der benachbarten Wand und gleichzeitig klingelt das Telefon. Das Theater zieht sich über Stunden.

Nichts wie weg in Hassans »ruhiges« Kurdistan! Ich habe keine Lust, mich nachts von bewaffneten, echten oder falschen Chomeini-Milizen aus dem Bett zerrren, mir die Augen verbinden und mich zum Verhör schleppen zu lassen, wie es Ulrich Encke von der ARD in den letzten Monaten an die dreißigmal passiert ist. Als er sich einmal beim Informationsministerium über den zähen Nachrichtenfluß aus Kurdistan beklagt hatte, wurde er dazu aufgefordert, Khalkali zu begleiten

und Zeuge seiner Schnellgerichtsverfahren und Hinrichtungen von Kurden zu werden, von denen er einige kannte. Einen Pesch-Merga ließ Khalkali sogar aus dem Krankenhausbett zerrren und an die Wand stellen. »Wen, meint ihr, soll ich töten?« hatte er stets am Anfang die örtlichen Komiteemitglieder gefragt.

Ansätze von Klaustrophobie machen sich bemerkbar. Ich lege das Kopfkissen auf das Telefon.

Am nächsten Morgen liegt undurchdringlicher Nebel über der Stadt – ob das Flugzeug überhaupt starten wird? Auf dem Flughafen wieder neugierige, abschätzende Blicke von Frauen aus Kopftuch und Tschador. Hier ist ungefähr die Hälfte der Frauen nicht verschleiert, auf Inlandsflügen ist der Prozentsatz allerdings entschieden kleiner.

Nach dem negativen Ausgang der Gepäckkontrolle: kein Rauschgift, kein Alkohol, keine Waffen, interessierte sich eine junge Frau für meine Zigaretten.

»May I have one?« Nein, die ganze Schachtel wollte sie nicht. Ihre Kollegin macht mir bei der Körperkontrolle Vorhaltungen, ich solle doch zu rauchen aufhören, das sei zu allem noch ungesund. Ich würde noch mehr ungesunde Sachen machen, antwortete ich. Zum Beispiel würde ich gelegentlich auch Alkohol trinken. Aber das sei doch *haram*, entgegnete sie, eine Sünde. Aber nicht für uns, insistierte ich, wir seien keine Moslems. Aber Mohammed sei doch nach Christus gekommen, sie war fast verzweifelt, er hätte erst die richtige Lehre gebracht! Die für eure Emanzipation ziemlich hinderlich, für euer Selbstwertgefühl zwischen den beiden Machtblöcken im Augenblick aber ungeheurer wichtig ist, denke ich.

Nachdem die beiden Boeings 72 S der Iran-Air nach Maschad und Täbris gestartet sind, gehört unserem Flugzeug, einer Boeing 727 der – früher privaten – Fluglinie Pars-Air, das Rollfeld.

## Das Massaker von Nagadeh

Unter uns liegt die in der Sonne glitzernde Hochgebirgskette, himalayaartig, wild, unberührt, nur eben nicht einmal halb so hoch. Nach neunzig Minuten taucht der Orumijeh-See auf, dunkelblau, stark salzhaltig und fischlos, das iranische »Tote Meer«, aus dessen Mitte karge bräunliche Bergkämme aufragen.

Einen Flughafensbus nach Orumijeh gibt es nicht, also quetschen wir uns mit vier anderen in ein Taxi, dessen Gepäckraumtür mit einem Bindfaden befestigt ist. Die ersten bärtigen kurdischen Gesichter tauchen auf, die ersten kurdischen Trachten, wenn auch noch in der Minderzahl. Die Männer haben um eine Art bunten, bestickten Fez ihren Turban, den *arabanu*, geschlungen. Das mit Abstand häufigste Muster ist das schwarz-weiße, das auch die Palästinenser

tragen. Über ihrem Anzug mit Pumphose, dem *kaua-patol*, der in der Taille mit einer bunten, geschlungenen Schärpe zusammengehalten wird, dem *pschiend*, in den man alles – Messer, Pistolen und Brot – stecken kann, tragen sie jetzt im Winter meist einen Parka. Es sind amerikanische Parkas, die iranische Soldaten im Bazar verhökern. Das Schuhwerk ist lamentabel. Die wichtigste Fabrik, die nach der Autonomie in Kurdistan gebaut werden müßte, wäre eine Schuhfabrik, die solide, billige Lederschuhe herstellt. Getragen werden jetzt nämlich meist niedrige, ausgetretene Gummischuhe, made in Hongkong, mit aufgestanzten Schnürsenkeln. Damit gehen die Pesch-Merga, stehen die kurdischen Schäfer ganze Tage im Schnee. Die Frauentracht blendet: Alles wogt und glitzert an den langen, fast durchsichtigen und häufig bestickten Gewändern, *cras* genannt, unter denen mit Vorliebe metallisch-glitzernde Pumphosen, *derpie*, vermutet werden können. Über dem Oberteil trägt man als Kurdin ein ebenfalls buntes, ebenfalls glitzerndes knappes Westchen, in dem links unten ein Täschchen für das Geld eingenäht ist. Um die Hüften wölbt sich ein meterlanger bunter Schal, der dazu beiträgt, daß man beim Schreiten eindeutig üppige Formen verspricht, auch wenn sie gar nicht vorhanden sind. Füllige, handfeste Frauen sind die Schwäche kurdischer Männer. Darüber sind – je nachdem ob für Haus oder Straße – noch hellere Pailettschleier, *dasmal* genannt, die mit einer Sicherheitsnadel auf der Schulter festgesteckt werden, oder dunklere Tücher, *tsarschin*, geschlungen. Alles wirkt sehr exotisch, sehr nomadenhaft und kündigt vom Totalsieg der Synthetiks. Das Gesicht der Kurdinnen ist unverschleiert.

Die Bevölkerung Orumijehs ist gemischt kurdisch-türkisch, die Kurden sind jedoch in der Minderheit. Die Mehrzahl der Türken, mit eigener Sprache und eigener Schrift, sind Anhänger der Ayatollah Schariatmadari nahestehenden Moslemisch-Republikanischen Volkspartei. In den letzten Jahrhunderten hatten die beiden Völker eigentlich recht friedlich zusammengelebt, was sich aber schon kurz nach der islamischen Revolution schlagartig änderte. Am 20. April 1979 hatte die Demokratische Partei im Sportstadion von Nagadeh, einer kleinen Stadt von 25 000 überwiegend türkischen Einwohnern zwischen Orumijeh und Mahabad, eine öffentliche Veranstaltung angekündigt. Seltsamerweise waren von Unbekannten schon vorher Löcher in die Wände geschlagen und Barrikaden vorbereitet worden. Wer schließlich den ersten Schuß abgab, weiß natürlich niemand mehr. Das Resultat waren Hunderte von Toten, die meisten davon Kurden. Der Türke Hassani, Vorsitzender des Chomeini-Komitees aus Orumijeh, soll mit höchstem religiösem Segen aus Teheran Waffen an die Türken verteilt und Hetzparolen gegen die »kommunistischen Kurden« ausgegeben haben. »Erschießt die Scheiß-Kommunisten«, haben Kurden im Stadion die bewaffneten Türken schreien

hören. Zwei bis drei Tage tobte der Bürgerkrieg, dann rückte endlich die Armee mit Panzern und Hubschraubern an, um »zu schlichten«. Seltsamerweise erschossen sie dabei nur Kurden. In den nächsten Tagen und Wochen floh die eingeschüchterte kurdische Bevölkerung ins nahe Mahabad. Tausende von Flüchtlingen fanden bei Verwandten und Freunden Unterschlupf oder kampierten in Zelten vor der Stadt. Sie hatten ihre zum Teil barbarisch zugerichteten Toten mitgebracht: Den Männern waren die Ohren abgeschnitten, den Frauen Brüste, den Kinderleichen fehlten die Köpfe. Sie begruben sie in Massengräbern auf dem Friedhof in Mahabad. Ende Juni – die Ernte stand vor der Tür – schickten die Flüchtlinge an Ministerpräsident Basergan ein Telegramm, in dem sie Garantien forderten, ohne Gefahr für ihr Leben wieder nach Nagadeh zurückkehren zu können. Sonst würden sie ihre Staatsbürgerschaft aufgeben und in ein »Nachbarland« fliehen. Teheran beruhigte sie offensichtlich, denn nach und nach kehrten die meisten Kurden wieder in ihren Heimatort zurück, zogen wieder in ihre zerschossenen Häuser ein. Inzwischen hatten die Türken in Nagadeh von der Zentralregierung bereits größere Summen an finanzieller Unterstützung erhalten, man spricht von 5 Millionen Toman (um eine Million Mark), auf die die Kurden von Nagadeh noch immer vergeblich warten.

Daran dachte ich, als 50 Kilometer vor Mahabad der Wegzeiger nach Nagadeh wies, während im Taxi eine erbitterte Diskussion zwischen dem Fahrer (einem Türken) und einem Fahrgast (einem Kurden) entbrannt war, wer denn wohl besser wäre, Schariatmadari oder Chomeini.

Das Thema ist noch lange nicht ausdiskutiert, als wir nach Einbruch der Dunkelheit in Mahabad einfahren. So düster hatte ich die Stadt gar nicht in Erinnerung. Oder war das bereits der Auftakt zu neuen Kämpfen? In drei Tagen lief schließlich das verlängerte Ultimatum der Kurden an Teheran ab: Entweder ihre Autonomieforderungen werden in die Verfassung aufgenommen oder die Kämpfe gehen weiter. Aber Kerim neben mir bemerkt nur lakonisch: »They cut it«, und scheint gar nicht beunruhigt. Er meint damit den allabendlichen stundenlangen Stromausfall, an den ich mich in den nächsten Monaten noch gewöhnen sollte. Dafür gibt's schließlich Petroleumlampen, einige davon »made in Germany«.

Gott sei Dank war das Telefonnetz intakt. Ich hatte mir nämlich in den Kopf gesetzt, heute abend noch Rahman Ghassemlu (»Duttur Rahman« wie ihn seine Pesch-Merga nennen), den Generalsekretär der Demokratischen Partei zu treffen, von dem ich mich vor sechs Monaten verabschiedet hatte. Er sei zurück aus den Bergen, halte sich irgendwo in Mahabad auf. Er müsse schließlich jeden Tag und jede Nacht woanders sein, ich sollte einfach versuchen, ihn zu finden, hatte mir Hassan in Teheran bedeutet.

## Bei den »Söhnen des Teufels«

Es dauerte dann auch nur vier Stunden, die mit diversen Gängen durchs stockfinstere Mahabad, mit Gesprächen, Hin- und Rückrufen und einem abgeschmetterten Verführungsversuch durch den Hoteldirektor randvoll gefüllt waren. »Never had such a nice lady in my hotel«, bemerkte das Schlitzohr, brachte auf mein dringliches Insistieren auch eine Flasche Whisky an, stellte vor jeden einen Glasteller, auf dem ein Apfel und eine Orange prangten, legte Messer und Gabel daneben, arrangierte den Salzstreuer (Kurden salzen ihre Orangen gern), setzte sich selber aufs Bett, des Lohnes harrend. Doch dann klopfte es. Einer von Ghassemulus Pesch-Merga stolperte herein, schien etwas verwirrt ob der intim anmutenden Situation, bedeutete mir aber trotzdem, ich würde unten erwartet. Das Hotel war von bewaffneten Kurden abgeriegelt, drei Landrover standen mit laufenden Motoren davor. Hier mußte schließlich kein Benzin gespart werden. Der Liter kostete umgerechnet zehn Pfennig.

Eine Tür wurde aufgerissen, ich reingeschoben. »Willkommen im freien Kurdistan!« tönte es aus dem Dunkel neben mir. Rahman Ghassemulu in khakifarbener Kurdentracht mit schwarz-weißem Turban wie die übrigen Pesch-Merga und einer Pistole im Gürtel, die er vor einem halben Jahr noch nicht getragen hatte. Die anderen sind mit Maschinenpistolen bewaffnet, die sie zur Begrüßung fröhlich schwenken. Freude, Begeisterung, Umarmungen, wir hatten uns schließlich schon lange nicht mehr gesehen. »Passen Sie auf, Madame«, sagt der Kurdenführer lächelnd, »Sie sind ab jetzt unsere Geisel. Sie werden entführt und ermordet. Sie sind schließlich bei den »Söhnen des Teufels.« Er übersetzt ins Kurdische, die Pesch-Merga brüllen vor Lachen, hauen mir auf den Rücken, fangen an, Lieder auf mich zu singen. »Zieht ein Pesch-Merga in den Krieg, denkt er an seine Heli-hi-hi« (sie konnten sich meinen Namen nie merken!). Ich lehne mich erleichtert zurück, seufze, beginne mich wieder wohl zu fühlen. Ich fühle mich beinahe wie daheim, jedenfalls dem Alptraum Teheran entronnen.

Wir fahren an die 30 Kilometer, passieren eine Pesch-Merga-Kontrolle der Demokratischen Partei. In Kurdistan werden die Straßen nicht mehr von Armee oder den Chomeini-Milizen kontrolliert, sondern von eigenen Leuten; die stärkste Partei eines Ortes übernimmt die Straßenkontrollen. Wir biegen in ein Dorf ab, von einer Meute weiß-gelber Riesenköter angebläfft und halten vor zwei leeren Häusern, die von diesem Abend an das geheime Hauptquartier Ghassemulus sein sollen. Mich rührt das Vertrauen. »Sie sehen«, zuckt Ghassemulu mit den Schultern, »der eigentliche Gefangene bin ich. Ich kann nie allein sein.« Vor dem Fenster, und, wie ich wußte, auch vor der hinteren Tür patroullierten Pesch-Merga, warfen im bläblichen

Mondlicht bizarre Schatten mit ihren Gewehren, der umgeschnallten Munition und der weit von der Schulter abstehenden Flügelweste. »Was würde ich darum geben, einmal wieder ins Theater zu gehen«, sinnierte Ghassemlu. Der Generalsekretär, inzwischen fünfzig, lebte über zwanzig Jahre im Untergrund und im Exil, bis er mit den übrigen Mitgliedern des Zentralkomitees im Herbst 1978 heimlich nach Kurdistan zurückkehrte. Er hatte 1962 mit einer Doktorarbeit über den ökonomischen Aspekt der kurdischen Frage promoviert und sich zwei Jahre später mit dem Thema »Die Rolle des Erdöls in den Ländern des Mittleren Ostens« habilitiert. Er war Dozent für Politische Ökonomie an der Prager Karls-Universität und Professor an der Sorbonne in Paris. In der ersten Hälfte der siebziger Jahre kämpfte er, wie fast alle Kurdenführer aus dem Iran und Irak, an der Seite Mulla Mustafas, des legendären Barsani, im Irak. Allerdings hatte er sich nie gut mit ihm verstanden, »er war der Mann einsamer Entschlüsse«. 1975 kam der große »Kollaps«. Amerika, besser gesagt, Kissinger und die CIA, damit automatisch auch der Schah, beschlossen, ihre Unterstützung für die kämpfenden Kurden im Irak einzustellen. Auf der Konferenz von Algier im März 1975 fielen sich der Vizepräsident des Irak, Saddam Hussein, und Reza Pahlawi in die Arme. Es ging um erweiterte Schifffahrtsrechte für den Iran im Schatt-el-Arab, der Mündung von Euphrat und Tigris in den Golf, der von den Persern »Persischer« und von den Arabern »Arabischer Golf« genannt wird. Die Kurden blieben dabei auf der Strecke. Tausende fielen im Kampf, wurden eingesperrt, gefoltert, umgebracht, fast eine halbe Million flüchtete in den Iran. Es sah so aus, als ob damit das Kapitel »kurdischer Freiheitskampf« endgültig abgeschlossen wäre. Aber im Untergrund organisierten sich die Kurden neu. Als Anfang 1979 die iranische Revolution den Schah vertrieben und Chomeini ins Land geholt hatte, waren auch die kurdischen Parteien wieder legal. Allerdings nur sechs Monate lang; die Demokratische Partei ist wieder verboten, ihre wichtigsten Führer vogelfrei, obwohl Vertreter der Islamischen Republik offiziell mit ihnen verhandeln. Das kommt mir ziemlich schizopren vor.

»Zwei Dinge haben bei uns im Orient keinen Wert«, redet Ghassemlu vor sich hin, »das Leben und die Zeit. Und vielleicht sind das sogar die wichtigsten.« Ghassemlu wird von seinen Feinden von links als »Feudaler« diffamiert, seine Familie stammt aus einem Dorf gleichen Namens bei Orumijeh, das heißt, sie haben Landbesitz. Seine Feinde von rechts sehen in ihm einen »Kommunisten«, weil gemunkelt wird, daß die kommunistische Tudeh-Partei innerhalb des Zentralkomitees der Demokratischen Partei noch immer Einfluß habe, obwohl sich die beiden seit 1948 eng verfilzten Parteien 1955 offiziell getrennt haben.

Ich finde es allmählich an der Zeit, die Whiskyflasche meines

Hoteldirektors herauszuziehen. Hier war man wenigstens dem Alkoholverbot Chomeinis entronnen. Wir stoßen an. Er wünsche mir viel Erfolg bei meiner Arbeit und einen schönen dritten Advent, sagt er. Daran hatte ich nun wirklich nicht gedacht. Und er hoffe immer noch, daß Chomeini die Kurden nicht ans Messer liefern wolle, wie es der Schah getan hatte.

Wie es denn zur Zeit wirklich in Kurdistan aussähe, will ich wissen, wie die Verhandlungen liefen, oder ob schon wieder irgendwo gekämpft würde.

»Morgen«, sagt er, »morgen erzähle ich Ihnen alles. Ich bin ein bißchen müde und das Gastzimmer ist schon für Sie geheizt.« Es war inzwischen auch drei Uhr geworden, und erst jetzt, im Schein der Kerze, die das große, karge, mäßig warme Zimmer nur teilweise erleuchtete, fiel mir auf, um wieviel älter er geworden war, wieviel mehr Falten er bekommen hatte und daß seine Haare inzwischen ganz grau geworden waren.

»Naan!« brüllt ein Pesch-Merga gegen halb neun Uhr morgens und wirft mir ein Handtuch aufs Bett. »Naan« heißt »Brot« auf kurdisch, aber eigentlich hatte man ihm eingebleut »The breakfast, please« zu sagen. Als ich ins Frühstückszimmer kam, rückten fünfzehn Stühle, erhoben sich fünfzehn gestandene Kurden – ihre ganz normale Höflichkeitsgeste. Es gab Honig mit Bienenwaben drin, bröckligen Schafskäse, harte Eier zu Tee und Fladenbrot – und lebhaftes Gespräch, die immer wieder von Gelächter unterbrochen wurden. Dann räumte ein Pesch-Merga den Tisch ab. Ich finde es ausgesprochen positiv, daß die Männer selber kochen, abräumen, abwaschen.

## Chronik der vergangenen sechs Monate

»Tja«, sagte Ghassemlu, »wie Sie gesehen haben, ist es zur Zeit friedlich in Kurdistan. Wo keine Chomeini-Milizen sind – wir nennen sie Pasdar – herrscht ›Ruhe und Ordnung‹, die garantieren wir selber. Dazu brauchen wir weder sie noch Soldaten. Wenn wir nicht angegriffen werden, gibt es keine Kämpfe. Die Verhandlungen laufen, wenn auch stockend. Nur gehen die Teheraner Verhandlungspartner auf unseren 26-Punkte-Katalog nicht ein, sie bieten uns statt Autonomie nur eine Art Selbstverwaltung an, mit der wir uns nicht abfinden können. Wir haben zuviele Opfer im Kampf gegen das Schah-Regime gebracht. Wenn sie sich wenigstens die Mühe geben würden, zu begreifen, daß unsere Vorschläge nichts mit Separatismus zu tun haben.«

»Und wie sah der Krieg in Kurdistan wirklich aus?«

»Als Sie uns Mitte Juli verließen, begann die Zentralregierung, sofern man da überhaupt von einer Regierung sprechen kann, die

Armee zusammenzuziehen und ihre Pasdar-Spezialeinheiten mit Bussen, Privatwagen und Taxis nach Kurdistan zu karren. Mit ihren gezielten Provokationen, zum Beispiel dem Abtransport von Saatgut aus Sanandatsch und dem wilden Schießen, oft einfach aus Angst, in Menschenmengen, brachten die Chomeini-Milizen überall die kurdische Bevölkerung gegen sich auf. Man hatte ihnen nämlich erzählt, daß sie die kurdischen Brüder nur von ein paar Konterrevolutionären zu befreien hätten, und jetzt standen sie plötzlich einem ganzen Volk gegenüber. Das hat sie aber in ihrer Mission, einen *djihad*, einen heiligen Krieg, gegen die kurdischen Rebellen zu führen, nicht wankend gemacht. Es kam zu Kämpfen in Merivan, Sanandatsch, Paveh, Baneh, Sakes, die jeweils von den Pasdar begonnen wurden. Sie erinnern sich, in Karneh schlachteten sie sechsendvierzig zivile Kurden, darunter Greise und Kinder, ab. Sie schlugen ihnen einfach den Kopf herunter. Von Sanandatsch aus wurde im Juli ein friedlicher Solidaritätsmarsch zum 130 Kilometer entfernten Merivan organisiert, es gab Demonstrationen und Proteste gegen die Anwesenheit der Pasdar, alles nutzte nichts. Am 19. Juli startete Chomeini die Generalmobilmachung gegen die ›gottlosen‹ Kurden, machte sich selbst zum Oberbefehlshaber aller Truppenteile. Ein Exempel sollte statuiert werden, um die übrigen Völker des Iran davon abzuhalten, ähnliche Autonomieforderungen zu stellen. Sie bombardierten unsere Städte von Hubschraubern aus, setzten ihre Panzerkolonnen in Marsch. Ich bin beinahe hundertprozentig sicher, daß die Phantom-Düsenjäger von amerikanischen Piloten geflogen wurden, wir haben Funksprüche aufgefangen. Am 5. September besetzten sie Mahabad, wie es hieß ›ohne den geringsten Widerstand‹. Das stimmt, aber das war Teil unserer Taktik. Wir, das heißt nicht nur die Demokratische Partei, sondern auch die drei übrigen kurdischen Organisationen, die Marxisten-Leninisten der Komala, der ›Volksfedajin‹ und die Anhänger von Scheikh Esodin, beschlossen, unsere Pesch-Merga abzuziehen, damit der übrigen Bevölkerung, den Frauen und Kindern nichts passierte. Wir zogen uns zunächst in die Berge zurück . . .« Die alte, bewährte Guerilla-Taktik der Kurden.

»Waren Sie im Irak?«

»Nein, aber so versuchte es die Regierungspropaganda darzustellen: ›Kurdenführer flüchtig im Irak!‹ Bis vor vier Wochen war ich 140 Kilometer von Mahabad weg, im Iran.«

»Und was passierte weiter, nachdem es im September geheißsen hatte, daß Kurdistan ruhig, und Armee und die Pasdar die Lage völlig im Griff hätten?«

»Dann begannen die Guerilla-Aktionen unserer Pesch-Merga. Sie kamen nachts in die Städte und Dörfer zurück, zerstörten die Panzer, griffen die Pasdar an und vertrieben sie nach und nach in Kasernen

und Gebäude am Ortsrand. Unsere Frauen und unsere Jugendlichen haben ungeheuer mutig mitgekämpft. Wenn sie wußten, daß wir nachts kamen, wurde keine Tür abgeschlossen, jeder Pesch-Merga konnte ins nächstgelegene Haus fliehen, wo er Tee, Essen und ein Lager bekam.«

»Ich habe gehört, die iranische Armee soll ziemlich demoralisiert sein.«

»Stimmt. Schon zu Beginn des Krieges wollten sie nicht kämpfen, weil Chomeini den Soldaten versprochen hatte, sie wären nur dazu da, die Grenzen nach außen zu schützen. Aber der erste Befehl, den sie bekamen, war, gegen uns Kurden anzutreten. Außerdem hatte Chomeini die Armee vorher auf die Hälfte verringert, viele Soldaten waren auch einfach getürmt, dafür hatte er die Dienstzeit heraufgesetzt und das Armeebudget von 10 auf 4 Milliarden gekürzt. Die Soldaten fühlten sich führungslos, weil der größte Teil ihrer amerika- und schahhörigen Offiziere untergetaucht, entlassen oder hingerichtet worden war. Außerdem erhalten sie im Gegensatz zu den Pasdar (man sagt, sie bekämen 10 000 Toman, um 2000 Mark) einen minimalen Sold (20 Toman), was ihren Kampfwillen auch nicht gerade stärkt. Viele, allein vierzig Offiziere, sind zu uns übergelaufen, obwohl Blutrichter Khalkali Ende August in Sakes zwanzig Offiziere und Unteroffiziere wegen »Zusammenarbeit mit dem Angreifer« hinrichten ließ. Mit Angreifer waren wohl wir gemeint, obwohl wir uns nur verteidigt hatten. Dieser letzte Krieg war ein aufgezwungener Krieg, wir haben ihn nicht gewollt. Drei Viertel der gesamten iranischen Armee waren in Kurdistan eingesetzt. Dafür haben wir jetzt der Zentralregierung unseren Waffenstillstand aufgezwungen. Die Armee hat sich jedenfalls lobenswert zurückgehalten, im Gegensatz zu den Pasdar, die von einem wahren Blutrausch befallen waren.«

»Ich habe gestern in Mahabad iranische Soldaten auf der Straße gesehen.«

»Ja, wir verfolgen gegenüber Armee und Pasdar eine unterschiedliche Taktik. Die Soldaten dürfen sich frei in unseren Städten bewegen, nur ohne Waffen, niemand tut ihnen etwas, während die Pasdar in ihren Unterkünften bleiben müssen. Unsere Pesch-Merga lassen sie nicht heraus. Versuchen sie es trotzdem, und werden sie erkannt, nehmen wir sie gefangen.«

»Wieviele Kriegsgefangene haben Sie denn zur Zeit?«

»Nachdem wir die Soldaten freigelassen haben, an die zweihundert.«

Inzwischen hatte sich der Raum mit lauter Leuten, die Nachrichten abzugeben oder abzuholen hatten, gefüllt. Die Briefe sind hier klitzeklein gefaltet und mit Tesafilm verklebt. Das Telefon klingelte ununterbrochen, Ghassemklus Arbeitstag begann mit der allmorgendlichen Audienz, in der gleichwohl von Devotion nichts zu spüren war.

»Wenn Sie Fragen haben, stehe ich zu Ihrer Verfügung«, rief mir Ghassemlu noch über die Schulter zu, als mich einige seiner Leute zum Landrover brachten, der mich nach Mahabad zurückfuhr. Postkartenblau der Himmel über dem bräunlich-kargen, 1500 m hohen Plateau, eingerahmt am südwestlichen Horizont von der weiß-glitzernden Kette des Zagrosgebirges. Eine Reihe brokatglitzernder Frauen mit der Hacke über der Schulter ging gerade im Gänsemarsch zu ihren Feldern. Unser nicht heizbares Gefährt, dessen Tür während des Fahrens gern aufging, hatte kein Nummernschild. Erst später wurde mir klar, daß es sich dabei um eine Kriegsbeute handelte, die die Pesch-Merga von Großgrundbesitzern oder der Armee konfisziert hatten. Auf den runden, kahlen, halbhohen Bergen über Mahabad erspähe ich rechts und links vier Panzer, um die – ameisenklein – iranische Soldaten herumlaufen. Da stehen sie jetzt seit drei Monaten im eisigen Wind und frieren. Ich konnte nur mühsam eine gewisse Schadenfreude unterdrücken.

## Einhundertfünfzig Jahre nationaler Befreiungskampf

Inzwischen wohne ich in einem Haus der Familie Ghazi. Die Ghazis sind neben den Schafeis die mächtigste und weitverzweigteste Familie in Mahabad. Sie haben größeren Grundbesitz in und um Mahabad. Ihr Besitzstand manifestiert sich nicht so sehr in augenfälligem Prunk, wie er einem in Teheran in die Augen sticht, sondern darin, daß alles, was in Kurdistan sinnvoll ist, eben auch ausreichend vorhanden ist: Autos und Landrover, Fernseher, Kühlschrank, Heißwasser-Dusche und große, feinstgeknüpfte kurdische Teppiche. Darüber hinaus haben die Reichen aber kurdische Leibwächter, die gleichzeitig als Chauffeur und Teekoch fungieren. Sie bekommen 2000 Toman im Monat, das sind ungefähr 400 Mark. In ihren Diensten stehen außerdem dreizehn- bis achtzehnjährige Kinderdiener aus »ihren« Dörfern, die 150 Toman im Monat nebst Kleidung, Essen und einem Schlafplatz erhalten. Zierde des Hauses ist ein großer Salon mit ziemlich schaurigen Polstermöbeln, die unbequem und ungemütlich an den Wänden entlang stehen und die Möglichkeit zu größeren Empfängen bieten. Davor befinden sich niedere, lackierte Nierentische. Der Möbelstandard ist im Orient nicht mit unseren Maßstäben zu messen, weil sich traditionellerweise das Leben in leeren Räumen und auf dem Boden abspielt. Der Hauch des Feudalen schwebt im Raum. Nur muß gerechterweise gesagt werden, daß neben dem Teil der Ghazi-Familie, der sich auf seinen Privilegien ausruht, der hie und da in den Dörfern »nach dem Rechten« schaut und sonst eben gern auf die Jagd geht oder Besuche macht, der andere Teil sich politisch meist innerhalb der Demokratischen Partei engagiert. Eines dieser

engagierten Familienmitglieder ist Fosijeh Ghazi, die Vorsitzende der Frauenorganisation der Demokratischen Partei in Mahabad, eine schöne vierzigjährige Frau mit großen, lebhaften, schwarzen Augen und einem leicht leidenden Zug im blassen Gesicht. Sie ist eine der sieben Töchter Ghazi Mohammeds, des Richters und Präsidenten der Republik von Mahabad, die im Jahr 1946 allerdings nur elf Monate Bestand hatte.

Länger als ein paar Jahre hatte sich keiner der kurdischen Staaten gegen die massive militärische Übermacht der jeweiligen Zentralregierung und ihrer europäischen oder amerikanischen Verbündeten halten können. Im 19. Jahrhundert begann der nationale Gedanke auch in Kurdistan Fuß zu fassen. Bedir Khan Bey, der Emir von Botan mit der Hauptstadt Djesire, gilt als der Vater des kurdischen Nationalismus. 1828 weigerte er sich, dem osmanischen Herrscher kurdische Truppen zu schicken und forderte die anderen Stammesführer auf, dasselbe zu tun. Kämpfe flackerten auf. 1839 verlor der osmanische Sultan die Schlacht bei Nisib gegen die Truppen von Mehmed Ali, dem osmanischen Statthalter in Ägypten, der sich gerade von Istanbul losgesagt hatte. Diese Schlacht ist deshalb besonders interessant, weil auf der türkischen Seite der preußische Graf Moltke, zu jener Zeit Instrukteur des türkischen Heeres, für die Niederlage mitverantwortlich zeichnete. Nicht, daß seine Ratschläge falsch gewesen wären, nur hatte der Pascha es vorgezogen, auf seine Mullahs zu hören. Moltke hatte vorher schon gegen die Kurden gekämpft, die er insgeheim bewunderte und von denen er sagte: »Die Kurden würden unbezwinglich sein, wären sie vereint.«\*

Diese für das Osmanische Reich verlorene Schlacht nahmen die Kurden zum Anlaß für einen allgemeinen Aufstand, dessen Führer Bedir Khan Bey war. Ihm gelang es, ein kurdisches Königreich zu bilden, das sich von der persischen Grenze im Osten bis ins Herz Mesopotamiens, von Diarbakir bis Mossul erstreckte. Die zwei Jahre von 1844 bis 1846, über die nicht allzuviel bekannt ist, sollen den Berichten zeitgenössischer Reisender nach eine friedliche Zeit gewesen sein. Sie hatten sich in Kurdistan sicher gefühlt, ganz im Gegensatz zu den benachbarten Provinzen. 1846 unternahm Bedir Khan Bey einen neuen Feldzug gegen die christlichen Nestorianer, die wahrscheinlich keine Steuern zahlen wollten. Da regte sich auf einmal das »Gewissen« der Kolonialmächte England und Frankreich, der osmanische Sultan rüstete eine Strafexpedition gegen die »Rebellen« aus und es gelang ihnen im selben Jahr, das kurdische Reich zu zerschlagen. Verfolgte Christen waren im Nahen und Mittleren Osten schon immer ein beliebter Vorwand für die Westmächte, einzugrei-

\* Helmuth Graf Moltke, »Unter dem Halbmond. Erlebnisse in der alten Türkei 1835-1839«. Eine Sammlung seiner Briefe und Tagebuchaufzeichnungen.

fen. Dreißig Jahre später führte Scheikh Obeidalla von Schemdinan Aufstände an, im Jahre 1909 Scheikh Abdu Salam aus dem Barsanistamm – beiden gelang es jedoch nicht, einen kurdischen Staat zu gründen.

Nach der Niederlage der mit Deutschland verbündeten Türken im Ersten Weltkrieg glaubten die Kurden, erneut eine Chance zu sehen. Sie hatten Mustafa Kemal Atatürk unterstützt, der hatte ihnen die Autonomie versprochen, die dann, auf englisches Betreiben, 1920 im Vertrag von Sèvres auch garantiert wurde. Nur blieb dieser Vertrag ein bloßes Papier und wurde drei Jahre später durch den Vertrag von Lausanne annulliert, in dem von kurdischer Autonomie nichts mehr zu lesen stand.

Der Aufstand der türkischen Kurden wurde 1921/22 blutig niedergeschlagen. Die Westmächte beargwöhnten sich gegenseitig, die Kurden unterstützen zu wollen – am Ende geschah jedoch nichts.

Im selben Jahr erhob sich im Iran Ismail Aga, genannt Simko, ein mächtiger Stammesführer, und eroberte den größten Teil des iranischen Kurdistan westlich des Orumijeh-Sees, von Khoi bis Baneh. Im Sommer 1922 verlor er aber die entscheidende Schlacht gegen die iranische Armee, von 10 000 Mann blieben ihm noch 1000, er floh zu Scheikh Mahmud in den Iran und die iranische Armee »befreite« einmal wieder Orumijeh.

Aus den Scherben des Osmanischen Reiches hatten sich die Westmächte die besten Stücke als Mandatsgebiet herausgeklaut: Frankreich Syrien, England den Irak. 1921 proklamieren die Engländer Feisal zum König des Irak und beordern ein Jahr später den kurdischen Scheikh Mahmud nach Suleimania. Sie erwarten von ihm einen Pufferstaat zwischen der Türkei und dem Irak, um ungestört die irakischen Erdölfelder ausbeuten zu können. Scheikh Mahmud ruft dann jedoch ein »Königreich Kurdistan« mit ihm als König aus, mit eigener Flagge und eigenen Briefmarken, die die Aufschrift »Südkurdische Regierung« tragen.

Zwar versprechen die Engländer den Kurden, ihren Staat innerhalb der Grenzen des Irak zu respektieren, denken aber offensichtlich nicht daran, ihre Versprechungen zu halten.

Denn schon im nächsten Jahr, nach der Ratifizierung des Vertrages von Lausanne, als in ganz Kurdistan die Unruhen wieder zunehmen, stellen sie Scheikh Mahmud ein Ultimatum: Entweder er kommt mit seiner Regierung nach Bagdad, oder Suleimania wird bombardiert. Er kommt nicht, die Hauptstadt des Königreichs wird von englischen Flugzeugen bombardiert.

Scheikh Mahmud hat sich inzwischen in den Iran, in eine Höhle bei Serdascht zurückgezogen, ruft zum heiligen Krieg auf und bereitet sich auf die Fortsetzung des Kampfes vor. Mit seinen Leuten organisiert er auch in dieser Region eine kurdische Verwaltung, zieht sogar

Steuern ein. Bis 1930 bleiben die Machtverhältnisse ungeklärt: In Suleimania schleusen die Engländer kurdische Kollaborateure in die Regierung. Als sie ihre Truppen abziehen, besetzt Scheikh Mahmud die Stadt erneut. Wieder wird Suleimania bombardiert, jetzt sogar mit Brandbomben. Scheikh Mahmud zieht sich kämpfend in den Iran zurück. Dort versucht er 1925 einen kurdischen Aufstand gegen Reza Schah zu organisieren, der jedoch niedergeschlagen wird. Scheikh Mahmud ist inzwischen zu einem Symbol für ein unabhängiges Kurdistan geworden. Als die Engländer 1930 ihre Mandats Herrschaft im Irak beenden und ihre Truppen abziehen, verlangt er im Namen der Kurden noch einmal einen eigenen Staat – er wird nicht gewährt. 1931 ergibt sich der »König von Kurdistan.«

In den Jahren von 1921 bis 1937 wurde das türkische Kurdistan immer wieder von Kämpfen erschüttert, deren drei wichtigste Phasen die Erhebung von Scheikh Said 1925, die Ararat-Republik von 1928 bis 1930 und die Kämpfe im Dersim 1937 sind.

Kaum hatte Atatürk das Sultanat mit dem dazugehörigen Harem des letzten Osmanenherrschers aufgelöst, wandte er sich gen Osten. Im Rahmen der »Türkisierung« werden 1924 brutale anti-kurdische Maßnahmen getroffen: Die Schulen werden geschlossen, der Gebrauch der kurdischen Sprache und Schrift verboten, die kurdischen Stammesführer verbannt und die Deportationen der Kurden ins karge anatolische Hochland oder in den fremden Westen, ja sogar nach Zypern in die Wege geleitet.

Dagegen erhebt sich Scheikh Said, er sammelt in kurzer Zeit 10 000 mutige, aber schlechtbewaffnete Kurden und erobert bis März 1925 das ganze türkische Kurdistan westlich des Van-Sees. Bald gehen die Türken aber zum Angriff über, nehmen im April 1925 Scheikh Said gefangen und erklären den Aufstand für »niedergeschlagen«. Was darauf folgt, ist offiziell nicht bekannt. Die türkische Regierung hat eine vollständige Nachrichtensperre über dieses Gebiet verhängt, die eigentlich bis heute besteht. Die türkischen Soldaten begingen unvorstellbare Grausamkeiten an der kurdischen Bevölkerung. Es wurde erschossen, gehängt, vergewaltigt, verbrannt. Ihrer Führer beraubt, kämpften die Kurden trotzdem als Guerillas weiter. Als 1927 neue Umsiedlungsgesetze die Deportationen ganzer kurdischer Dörfer legalisieren, schließen sich vier türkisch-kurdische Organisationen zu einem Komitee »Khoibun« (»Unabhängigkeit«) zusammen, mit dem Ziel, in den kurdischen Bergen eine Revolutionsbasis zu errichten, von der aus mit vereinten Kräften so lange gekämpft werden soll, bis der letzte Soldat aus Kurdistan vertrieben ist. Das sind die ersten politischen Ansätze zu einem autonomen kurdischen Staat, die nicht mehr unter feudalen Vorzeichen stehen.

Dieses Komitee unterstützt die folgenden Erhebungen im Ararat-Gebiet unter Ihsan Nuri, der 1928 die Ararat-Republik mit einer

eigenen Verwaltung und eigener Fahne gründet. Dieser Staat wurde von der gesamten kurdischen Bevölkerung unterstützt, aber auch ihm wurde nur eine Galgenfrist bis zum September 1930 gewährt. Dann unterwarf die türkische Armee den »Separatistenstaat« mit brutalster Gewalt. Unter anderem wurden über hundert Intellektuelle, in Säcke eingenäht, in den Van-See geworfen und ersäuft, Tausende deportiert. Auch diese Vorgänge unterliegen in der Türkei schärfster Zensur. Nach offizieller Regierungspropaganda, an die sich bisher noch jede Regierung gehalten hat, ob Ecevit oder Demirel, leben in der Türkei überhaupt keine Kurden, sondern nur Ostanatolier oder Bergtürken – und sie sind Menschen zweiter Klasse.

1932 schließen sich drei Staaten, in denen Kurden leben, der Irak, der Iran und die Türkei zu einer anti-kurdischen Koalition zusammen: Die Unterdrückung und Verfolgung wird immer brutaler, Regierungssoldaten verfolgen die Kurden sogar über die jeweiligen Landesgrenzen hinweg.

In den folgenden Jahren ersinnen türkische Politiker immer neue Bestimmungen, die dahin gehen, den Kurden ihre nationale und kulturelle Identität zu nehmen oder sie einfach auszurotten: Kurdenkinder sollen in Pensionaten umerzogen werden. Über das Gebiet wird das Kriegsrecht verhängt, spezielle Gerichtshöfe eingesetzt, die auf der Stelle die Todesstrafe aussprechen können. Als die Türken 1936 beginnen, in der Provinz Dersim immer mehr Kasernen zu errichten, erheben sich die Kurden erneut, werden aber ein Jahr später niedergeworfen, nachdem man ihre Anführer, die zu Verhandlungen erschienen waren, gefangengenommen und anschließend gehängt hatte.

Auch im Irak war es in den dreißiger Jahren nicht ruhig geblieben, der Stamm der Barsanis hatte sich an die Spitze der Kämpfenden gestellt. Zunächst unter Führung des ältesten Bruders, Scheikh Ahmed, der aber bald von Mulla Mustafa abgelöst wurde, der vierzig Jahre lang, bis zum Kollaps 1975, das Geschick der irakischen Kurden bestimmte. Bevor er 1946 zur Unterstützung Ghazi Mohammeds und der Republik von Mahabad in den Iran kam, hatte er zwei Jahre lang den Norden des Irak, vor allem das Barsani-Stammgebiet Badinan kontrolliert und verwaltet.

Am 31. März 1947 wurde Ghazi Mohammed gehängt, auf demselben Platz mit den vier rostroten Löwen, auf dem er die Republik proklamiert hatte und der heute seinen Namen trägt. Mit ihm gehängt wurden sein Bruder Abul Kassim Sadr Ghazi, Abgeordneter im Parlament in Teheran, sein Vetter Mohammed Hussein Seif Ghazi, der Verteidigungsminister der Republik, und über zwanzig andere Kurden, die mit in der Regierung waren. Die Vorgeschichte dieser kurdischen Tragödie war folgende: Im August 1941 hatten die Engländer von Süden und die Sowjets von Norden den Iran besetzt

und Schah Reza, den Vater des vertriebenen Schah, wegen seiner mit den deutschen Nazis sympathisierenden Politik nach Südafrika abgeschoben. Unter russischer Protektion entstanden in den nächsten Jahren im Norden zwei Volksrepubliken, die von Aserbaidshan unter Jaffer Peschawari und danach die von Kurdistan unter Ghazi Mohammed. Was die beiden Staaten grundsätzlich voneinander unterschied (in beiden wurde zu jener Zeit die Demokratische Partei gegründet) war, daß in Kurdistan unter den Ghazis, einer national-religiös-fortschrittlichen Familie, Demokratie herrschte. In Mahabad gab es keine politischen Gefangenen, keine Geheimpolizei, keine Todesurteile, keine Pressezensur und keine Präsenz der Roten Armee, die in der kommunistischen Republik Aserbaidshan augenfällig vorhanden war. In Täbris war der Umsturz blutig, diverse Großgrundbesitzer wurden exekutiert, in Kurdistan nicht. Der vertraglich festgesetzte Austausch von Diplomaten zwischen den beiden Republiken fand nie statt, genausowenig wie ein Militärbündnis und eine gemeinsame Politik der Zentralregierung gegenüber – dazu war die Zeit zu kurz. Unter dem Druck der USA (unter Truman), Frankreichs (unter de Gaulle) und einem UNO-Beschluß zog sich die Sowjetunion (unter Stalin) ohne größere Ankündigung ab Mai 1946 langsam aus dem Norden des Iran zurück. Den Sowjets war die Beteiligung an der Ausbeutung nordiranischer Erdölfelder versprochen worden, die sie in der Folge jedoch nicht erhielt. Sie überließen die beiden Republiken ihrem Schicksal. Differenzen zwischen den einzelnen kurdischen Stämmen – die nationale Tragik der Kurden seit Jahrtausenden –, zwischen Politikern und Militärs führten dazu, daß die iranische Armee fast ohne Widerstand in Mahabad einziehen und die Republik blutig zerschlagen konnte.

Ghazi Mohammed ist heute noch unbestrittener Volksheld in Kurdistan. Man redet von ihm, als wäre er erst gestern gestorben. Alle iranisch-kurdischen Parteien feiern den »Tag der Republik« am 22. Januar gemeinsam. Eine Autonomie für Kurdistan in der Form der »Republik von Mahabad«, das erträumen sich die meisten Kurden, vor allem die der älteren Generation. Die Demokratische Partei legt dagegen mehr Gewicht auf die sozialistische Komponente eines künftigen Kurdistan. Den Marxisten-Leninisten der Komala (»Revolutionäre Organisation der arbeitenden Bevölkerung Kurdistans«) und den Fedajin Chalk (»Volksfedajin« – die sich fürs Volk opfern) ist das Modell der »Republik von Mahabad« zu bourgeois-feudal. Die Komala wurde vor elf Jahren in Teheran gegründet, ihre Anhänger betrachten die kommunistische Tudeh-Partei als reaktionär, sie haben enge Verbindungen zu Scheikh Esodin und wenden sich in erster Linie an die Landbevölkerung; in verschiedenen Orten wie Bukan, Merivan, Sakes ist diese Partei ungefähr gleich stark wie die Demokratische Partei. Die Volksfedajin halten sich für die

linkeste Partei im Iran, wenden sich vor allem an die Arbeiter und sind daher auf dem Land am schwächsten. Die Marxisten-Leninisten der Komala und der Volksfedajin bevorzugen in einer künftigen Autonomie ein Rätssystem auf allen Ebenen. Nur widerwillig hatten sie sich zur Unterschrift unter die gemeinsame 26-Punkte-Plattform bereit gefunden. Selbst wenn Teheran diese Forderungen erfüllen sollte, wäre die gewährte Autonomie für sie nur eine Station im Kampf um ein Räte-System für Kurdistan und den gesamten Iran.

Rechte Parteien gibt es in Kurdistan nicht. Extreme Nationalisten scharen sich um Feudalherren, in deren Privatarmeen sie dienen. Die rund siebzehn Millionen Kurden waren, bedingt durch ihre unterprivilegierte, rechtlose Stellung in allen fünf Ländern, in denen sie leben – der Türkei, Syrien, dem Irak, dem Iran und der Sowjetunion – schon immer eher sozialistisch und kommunistisch eingestellt. Der Kommunismus ist in diesen Breiten nicht so sehr eine Frage des Klassenkampfes als der geographischen Lage. Alle – ausgenommen die Kurden der UdSSR – hatten in ihrer Geschichte weit mehr unter dem amerikanischen als unter dem sowjetischen Imperialismus zu leiden.

Ich sitze mit Fosijeh Ghazi und Kakh Ismail am Boden (*kakh* ist kurdisch und heißt »Bruder«, das Wort wird unter Bekannten vor den männlichen Vornamen gesetzt). Er ist Englischlehrer am Mädchen-gymnasium in Mahabad, natürlich aus der Ghazi-Familie, und hat sich bereit erklärt zu übersetzen. Die Schuhe stehen draußen im Gang, wie überall in Kurdistan. Omar, der vierzehnjährige Diener, den ich zuerst für Fosijehs Sohn halte, serviert den Tee. »Er ist ein guter Junge«, lächelt ihm Fosijeh zu, »nur mit dem Lernen geht es langsam bei ihm.« Omar lächelt zurück, kein bißchen unterwürfig, eher frech. Ich überlege, ob der Junge bei dieser feudalen Familie nicht doch mehr Chancen hat, etwas zu lernen, als zu Hause in seinem Dorf, wo er schon früh in der Landwirtschaft hart arbeiten müßte, verheiratet worden wäre und dasselbe Leben eines Analphabeten geführt hätte wie sein Vater. Und dessen Vater. Und so weiter. Hier lernt er abends mit den Kindern; sie fragen sich gegenseitig ab, nur muß er eben, wenn die anderen ins Bett gehen, noch abwaschen. Und er schläft auch in der Küche. Trotzdem behagt mir diese Form der Abhängigkeit nicht, auch wenn einzelne »Herrschaften« durchaus menschlich sein können.

»Als sie meinen Vater umgebracht haben, war ich sechs Jahre alt«, erzählt Fosijeh. »Wir Kinder haben ihn sehr geliebt, er hat immer mit uns gespielt, wenn er Zeit hatte, er war wie ein älterer Bruder. Als er dann im Gefängnis war, haben wir Kinder ihn oft besucht. Wir brachten ihm Essen, manchmal nahmen die Wachen es an, manchmal nicht. Weil die Gefangenen kein Radio hören, keine Zeitung lesen durften, mußten wir die Informationen von außen einschmuggeln. Und zwar wurden sie in den Haaren von uns Mädchen versteckt. Mein

Vater hätte verschiedene Möglichkeiten gehabt zu fliehen: Da war zunächst Barsani – einer der Generäle der Republik von Mahabad, nicht etwa der Verteidigungsminister, wie immer fälschlicherweise behauptet wird, der ihn in den Irak mitnehmen wollte. Dann hatten ihm die Russen ein Angebot gemacht, zu ihnen zu kommen, aber er war im Gegensatz zum Präsidenten der Aserbaidschanischen Volksrepublik, Peschawari, nicht darauf eingegangen. Schließlich besuchte ihn – und das blieb bisher ein Geheimnis – noch der amerikanische Botschafter George Allen einen Tag vor der Hinrichtung im Gefängnis. Er würde freikommen, wenn er dem Einmarsch der amerikanischen Truppen zustimmen würde. Das tat er nicht. Er wollte nicht, daß Kurdistan von irgendeiner Großmacht besetzt würde. Dann haben sie ihn gehängt, ihn und die anderen, morgens früh. Die Einwohner von Mahabad hatten Befehl, zu Hause zu bleiben. Er ließ sich nicht die Augen verbinden, er ging als erster zum Galgen. »Lang lebe Kurdistan!« rief er noch, »lang lebe der freie Iran!« Und dann, weil er wußte, daß man ihn in den nahe gelegenen Häusern hören würde: »Ich bin euch treu geblieben, bleibt ihr euch auch treu!« Fosijeh weint.

Ich möchte ablenken, frage, ob ich die Bibliothek ihres Vaters besichtigen dürfe. Wir gehen einen Stock tiefer, schließen die Blechschränke auf, in denen seine Bücher verwahrt sind. »Er hat sieben Sprachen gesprochen. Esperanto und Deutsch hat er sich selber beigebracht«, erklärt seine Tochter. Mit Naturwissenschaft hat er sich auch beschäftigt, mit Literatur, aber am intensivsten mit der Geschichte des Islam. Ich nehme die Bände in die Hand, darunter voluminöse Handschriften, blase den Staub weg. Er hatte vor, selber eine Religionsgeschichte zu schreiben und trug sich anscheinend mit dem Gedanken, ein Stück über den kurdischen Sultan Saladin, den großherzigen Sieger über die Kreuzritter im 12. Jahrhundert zu schreiben. Gebildet und mutig war dieser Ghazi Mohammed ja, aber wahrscheinlich einfach zu gutgläubig, um als Politiker eine Schaukelpolitik zwischen den Großmächten durchzuhalten.

## Im Hause des Scheikh

Um vier Uhr habe ich einen Termin bei Scheikh Esodin Husseini, dem geistlichen Führer der sunnitischen iranischen Kurden, *mamwasta* (Lehrer) genannt. Auch er ist erst kurze Zeit aus den Bergen zurück, empfängt mich in seinem bescheidenen Haus nahe dem Bazar. Das Haus gehört ihm nicht einmal, obwohl Hausbesitz in Kurdistan kein Maßstab für Reichtum ist. Fünf schwerbewaffnete Pesch-Merga kontrollieren mich vor der Tür, fünfzehn andere sitzen im Raum um ihn herum, einer serviert Tee. Der Scheikh im langen

grauen Mullahgewand, mit eisgrauem, dünnem Vollbart und schwarz-weißem Kurdenturban, barfuß und hager, mit verschmutzten Augen hinter einer scharfen Brille und einem fuchsschlaun Lächeln, begrüßt mich mit leiser, gebrochener Stimme. Man munkelt, er habe Kehlkopfkrebs. »Scheikh, stimmt es, daß Sie sich in den letzten Monaten mehr von der Demokratischen Partei entfernt und der Komala angenähert haben?« frage ich ihn.

Seine Pesch-Merga lachen zustimmend, nicken mit dem Kopf. Er: »Ich gehöre keiner Partei an, ich bin der Sprecher der kurdischen Verhandlungsdelegation, ich will die kurdischen Parteien einigen, das ist das Wichtigste. Aber ich fühle mich als Sozialist, ich versuche, es zu sein.«

Wie die Feudalen ihre Privatarmee aus abhängigen Bauern rekrutieren, hat auch der Scheikh seine »eigenen Leute«. Er verfügt über ein politisches Büro, in dem viele Fäden zusammenlaufen und kann in Mahabad allein zu Streiks und Demonstrationen aufrufen. Auch wenn er sich vorher nicht mit den anderen Organisationen abstimmt, folgt ihm ein großer Teil der Bevölkerung, da er von vielen Kurden beinahe abgöttisch verehrt wird: darunter vor allem junge Mädchen, die immer wieder sein Foto küssen und *amin atom choschdewie* sagen, das heißt auf kurdisch »ich liebe Dich«.

Was er vom Fortgang der Verhandlungen hielte.

»Sehen Sie, immer wieder versucht Teheran, uns auseinanderzuidividieren, das sind hartnäckige und hartherzige Leute. Und wenn wir tatsächlich zu keinem Ergebnis kommen sollten, müssen wir eben wieder zu den Waffen greifen. Aber ich bin optimistisch, was den Kampf der Kurden angeht. Früher, zur Schah-Zeit, kämpften fast nur Intellektuelle, jetzt kämpft das ganze Volk.«

»Was würden Sie machen, wenn Kurdistan tatsächlich die Autonomie bekommt?«

»Dann würde ich mich zurückziehen, mich wieder ausschließlich mit Religion beschäftigen. An einer Regierung möchte ich nicht beteiligt sein, nein. Obwohl ich im Gegensatz zu den Ayatollahs aus Ghom nicht der Meinung bin, daß Religion und Politik eins sind, betrachte ich es im augenblicklichen Moment aber als meine Pflicht, auch als Geistlicher für die Rechte meines Volkes zu kämpfen.«

Was er von der Geiselnahme in der amerikanischen Botschaft in Teheran halte. Er windet sich, die Pesch-Merga feixen, bis einer zu verstehen gibt, daß sie diese Tat für politisch unklug halten. Der Scheikh: »Der Islam, auf den *die* (er sagt das mit einem abschätzigen Ton in der Stimme) sich berufen, ist nicht der Islam, den wir meinen. Die Kurden waren überhaupt nie dogmatisch, waren nie fanatische Moslems. Unser Islam läßt Meinungs-, Versammlungs- und Veröffentlichungsfreiheit zu. Überhaupt habe ich den Eindruck, daß das iranische Volk allmählich das Vertrauen in die Regierung verliert.«

Im Gehen frage ich die Pesch-Merga noch, was sie mit Khalkali, dem Chefankläger der Revolutionsgerichte machen würden, wenn sie ihn ausgeliefert bekämen, wie sie gefordert hatten. (Er würde sich den Kurden ausliefern lassen, soll er später gesagt haben, aber, Chomeini erlaube es nicht, er sei unabhkömmlich.) Sie sind sich einig: »Er bekäme einen richtigen Prozeß, ja, und er würde sicher zum Tode verurteilt.« Es wundert mich, wie sie das so gelassen, so ohne Haß sagen.

75 Prozent der iranischen Kurden sind Sunniten, 25 Prozent Schiiten, letztere leben vor allem in der Gegend von Kermenschah und in Luristan. Insgesamt sind etwa 90 Prozent der 750 Millionen Moslems auf der Welt Sunniten. Sie betrachten sich als die Rechtgläubigen, berufen sich neben dem Koran auf die Sunna, eine Sammlung von Vorschriften, die sie direkt vom Verhalten und den Aussprüchen des Propheten Mohammed und seiner ersten vier Nachfolger, der Kalifen, ableiten. *Sunna* heißt »der Weg«, »die Sitte«, »die Gepflogenheit.«

Im Iran befinden sich die sunnitischen Kurden in der Minderheit gegenüber den schiitischen Persern. Die Schiiten sind Parteigänger und Nachfolger von Mohammeds Schwiegersohn Ali, dem vierten Kalifen, und seiner direkten Nachkommen (*schia* – die Partei). Seit 1502 ist die schiitische Form des Islam Staatsreligion im Iran. In den anderen von Kurden bewohnten Ländern sind die Verhältnisse noch komplizierter: In der Türkei befinden sich die schiitischen Kurden (Alewis) in der Minderheit gegenüber den türkischen Sunniten. Im Irak sind von drei Millionen Kurden 500 000 Schiiten, die übrigen Sunniten. Die meisten arabischen Iraker sind Schiiten. In Syrien herrschen die schiitischen Alewis als Minderheit über die sunnitische Mehrheit, werden aber von den anderen Schiiten als Häretiker betrachtet.

Außerhalb des Islam existieren noch zahlreiche gemischt christlich-islamisch-animistisch-zoroastrische Geheimkulte und Sekten wie Manichäer, Nestorianer, Sabäer, Chaldäer und Djesidis, die sich an diesem Schnittpunkt östlicher und westlicher Kulturen erhalten haben und ihre verschiedenen Licht-Feuer-Sonne- oder Teufelszeremonien im verborgenen praktizieren.

»Sklave einer Sklavin«

Ich schendere den mit Platanen bestandenen Provinz-Boulevard hinunter, sehe überall freundliche Gesichter, werde von Wildfremden begrüßt – oder sollte ich sie doch schon getroffen haben, vor sechs Monaten, oder erst neulich? Waren sie etwa dabei, als . . . Habe ich

ihnen schon die Hand gedrückt? Fragen dieser Art sollten mich in den nächsten Monaten immer wieder beschäftigen. Plötzlich höre ich meinen Namen rufen, werde in die Apotheke gezogen – diese Leute kannte ich nun wirklich nicht! Sie müßten mir etwas ausrichten, Hemn, der große kurdische Dichter, ihr »Goethe«, wie sie ihn nennen, hätte von Ghassemli gehört, daß ich da wäre. Er käme mich abends bei Fosijeh Ghazi besuchen. Während ich brav meine drei obligaten Tees auf der Bank hinter dem Kanonenofen trinke, füllt sich die Apotheke zusehends. Ich sei eine Freundin von Hemn? Ehrfürchtiges Staunen. Da fällt mir ein, daß der große alte Dichter immer weniger einem guten Tropfen abgeneigt ist. Ich empfehle mich, mache mich auf die Suche nach Whisky. Natürlich wird ein junger Mann zu meiner Begleitung abgestellt. Wir stolpern zunächst in eine der offiziell verbotenen Stehaußschänken. Ziemlich klein, ziemlich duster, ziemlich verqualmt und proppevoll. Hier wird trotz des Kampfes gegen den »amerikanischen Imperialismus« vor allem »Winston« geraucht. Der Preis für eine Packung ist gerade von umgerechnet 80 Pfennig auf 1,40 DM hochgeschwollen. Sägemehl liegt am Boden. Die Gespräche stocken, als sie meiner ansichtig werden. Für Kurdinnen ist Alkohol *haram*, verboten, Sünde. Ich habe in der ganzen Zeit nie eine Kurdin trinken sehen, obwohl ich schon hie und da versucht hatte, sie zu animieren. Den Männern braucht man da nicht lange zuzureden. Ihr Verhältnis zum Alkohol ist eher ein positives, das zum Islam eher ein distanziertes – was wohl kausal zusammenhängt. Nur als Pesch-Merga im Camp oder in Kriegszeiten ist für Kurden Alkohol verboten, was nichts mit den Vorschriften des Koran zu tun hat.

Alkohol ist jedenfalls ziemlich teuer, weil er geschmuggelt werden muß. 500 Toman verlangt der Mann dann auch vor dem Restaurant »Capri« (!), das sind nach meinem Umrechnungskurs 85 Mark, offiziell sogar 100 DM. Ich überwinde mich, handle – was man in Kurdistan aus Stolz eigentlich nicht tut – die Flasche »Ballantines« (specially imported for Iraq) auf 350 Toman herunter, den Preis für einen nagelneuen elektrischen Samowar auf dem Bazar. Inzwischen haben auch Salim Babanzade, Pesch-Merga-Führer in Bukan und Sohn der Familie, bei der ich im Sommer wohnte, und sein Freund Hadji Ahmadi, mein damaliger Übersetzer, erfahren, daß ich wieder in Mahabad bin. Beide sprechen Deutsch, beide wollen abends zu Fosijeh Ghazi kommen. Sie kommen auch, jeder in Begleitung von zwei Pesch-Merga. Wir kauern am Boden, neben uns lehnen die Maschinengewehre an der Wand. Da geht die Tür auf und Hemn Mukryani, eigentlich Mohammed Amin Scheikh al Islam, der Dichter, tritt herein: klein, mager, in brauner Kurdentracht mit Flügelweste aus gewalkter Schafwolle, eine Pistole und den doppelt geschliffenen kurdischen Dolch in der Bauchbinde, einer braunen kurdischen

Wintermütze mit Bommel und langen Bändern, die ein paarmal um den Kopf geschlungen werden, zahnlos und übers ganze Gesicht strahlend. Wir springen auf. Hemn umarmt mich, streichelt über mein Haar: »Sertschao«. – »Sertschao«, sage ich. *Sertschao* heißt »bei meinem Kopf, bei meinen Augen«, ein kurdischer Gruß, den man immer sagen kann, von morgens bis abends, zur Begrüßung und zum Abschied. Er bedeutet, daß man es ehrlich meint.

Hemn setzt sich, schlägt die Beine unter, greift zum Whiskyglas, wirft mir eine Kußhand zu und fragt: »Willst du?« Ich nicke, ich kann mir fast denken, was kommt. Hemn setzt sich kerzengerade und fängt an zu deklamieren: »Ich bin verliebt in die verwehten Locken/einer kurdischen Schönen/Wißt ihr/wozu mich das gemacht hat?/Ich bin zum Sklaven/einer Sklavin geworden.«

Die Zuhörer seufzen vor Ergriffenheit, ich seufze mit, schließlich ist es mein Lieblingsgedicht. Hemn genießt ganz offen die Bewunderung. Er fängt an, von sich zu erzählen: »Ich komme aus einer feudalen, religiösen Familie aus dem Dorf Lahtschin. Schon als Kind hat mich die Tradition und alles, was dazugehört, der ganze elitäre Kram, geärgert. Ich wollte normal leben. Ich sah, daß die Frau eine Sklavenrolle spielte, ich war für Gleichberechtigung. Ich begann zu schreiben. Ein Roman ist sogar aus der Sicht einer Frau geschrieben. Ich spürte, daß das kurdische Volk unterdrückt wurde, also engagierte ich mich politisch. Ich habe im August 1945 die Demokratische Partei mitgegründet. Wenn ich kein Kurde wäre, hätte ich nie politische Gedichte gemacht. Bis vor einem Jahr, elf Jahre lang, war ich im Exil im Irak.«

»Und die Mädchen, Mamwasta Hemn«, stichelt einer seiner Pesch-Merga, »wie war das mit den Mädchen im Irak?« Hemn bekommt glänzende Augen: »Viele haben mir geschrieben, viele haben mich besucht. Ich bin stolz darauf, so viele Frauen geliebt zu haben.« Pause. Dann: »Aber jetzt ist der Ofen aus.« Die Zuhörer bekommen Lachanfalle, versuchen, ihn gutmütig zu trösten. »Madame erlaubt es auch nicht mehr«, wirft er listig ein. »Als wir aus dem Irak nach Mahabad zurückkamen, sind uns Tausende entgegenmarschiert, haben in die Luft geschossen. Da wurde sie ganz traurig, die Madame, und sagte: »Zu unserer Hochzeit haben nur ein paar hundert geschossen, jetzt bist du die Braut.«

Er hebt das Glas. »Aslamati.« Angestoßen wird nicht. Dann fängt plötzlich ein Pesch-Merga an zu singen, lange kraftvolle Strophen eines kurdischen Liedes mit koloraturartigen Einlagen, die am Ende der Strophe abrupt gestoppt werden. Der Sänger hat eines dieser harten, kurdischen Bauerngesichter, schmal, mit langer Nase und ziemlich behaart. Der Bart wächst über die Backenknochen fast bis zur Nase, und der Haaransatz beginnt knapp über den Augenbrauen. Dazwischen liegen dunkle, temperamentvolle Augen, die ein wenig

schien, von langen Wimpern umschattet. Er ist nicht gerade von jener sanften Schönheit, wie man sie manchmal bei irakischen Kurden beobachten kann, aber er sieht schon irgendwie beeindruckend aus. Wie die Kurden überhaupt. Das könnten auch die Mannen von Andreas Hofer sein, schießt es mir durch den Kopf, diese Gebirgler sehen sich doch überall ähnlich. Kurzer, heftiger Beifall, als er zu Ende ist. Gespräche und Gelächter gehen wieder los, jeder ist so beschäftigt, daß keiner mehr Zeit findet, mir etwas zu übersetzen. Neue Gäste kommen: Richard, der amerikanische Kollege vom »Philadelphia Enquirer« mit seinem kurdischen Übersetzer. Ob ich hier einen literarischen Salon aufgezogen hätte, fragt er erstaunt. Natürlich sind wir alle bei Fosijeh zum Abendessen eingeladen, natürlich können alle über Nacht bleiben, wenn sie wollen. »Mein Haus ist dein Haus«, hatte sie mir zur Begrüßung gesagt. Und das sagt man dem Gast in Kurdistan nicht nur so, das meint man auch. Lange nach Mitternacht erhebt sich Hemn, schon leicht schwankend, und verkündet: »Ich sterbe nicht eher, bis wir in Kurdistan unsere Autonomie haben!« Sertschao.

---

## 2. Frieden im Krieg

Ich habe beschlossen, mit Salim und seinem Freund Hadji nach Bukan zu fahren. Salim hat in Schweden und der Bundesrepublik studiert, Hadji in der Tschechoslowakei und in Bonn. In Prag hatte er seine Freundin kennengelernt, die in Ost-Berlin studierte. Inzwischen hat sie ein Kind, aber keine Chance, zu Hadji nach Kurdistan zu kommen. Und Hadji besitzt noch keinen Paß, um offiziell ausreisen zu können. Deshalb schreibt er sich mit Gedichten seinen Kummer von der Seele. Die deutschen darf ich auf Metrik hin korrigieren. Beide Kurden sind erst vor einem Jahr aus Europa nach Kurdistan gekommen, haben ihr bequemes Leben aufgegeben, um sich am Kampf ihrer Landsleute zu beteiligen. Und sie haben auf beiden Ebenen gekämpft: organisatorisch (Aufklärung in den Dörfern; die Bauern sollen sich ihre Selbstverwaltungsgremien schaffen) und militärisch. Salim hat mit ganzen fünfundvierzig Pesch-Merga fünfhundert Soldaten und Angehörige der Chomeini-Milizen aus Bukan vertrieben. Bukan ist seit Anfang Dezember »befreites Gebiet«.

Nach Bukan wollen wir also, um neun Uhr sollte es losgehen. Nur war Hadji an jenem Morgen nirgends aufzutreiben. Er war auf der Suche nach seinem Landrover, mit dem sein Fahrer Abdullah, Lehrer und Pesch-Merga, unterwegs war. Er borgte sich also ein Auto und klapperte die Straßen Mahabads ab, fragte auch, ob jemand Abdullah gesehen hätte. Man hatte schon, nur war er schließlich dann doch nicht dort, wo er vermutet wurde. Er suchte nämlich Hadji und fragte alle Leute, ob sie ihn nicht gesehen hätten. So etwas dauert bekanntlich Stunden. Dann war's Mittag, in Salims Haus, im Herrentrakt, fand das Essen statt: zwanzig Kurden, davon zehn allein Pesch-Merga von Ghassemlu. »Sie amüsieren sich ganz schön hier?« meinte Ghassemlu beinahe neidvoll. Er war natürlich schon wieder voll informiert über alles, was ich in den letzten zwei Tagen gemacht hatte. Man kann in Mahabad einfach keine Geheimnisse haben. Da die Leute hier nicht gerade mit Informationen überflutet werden, ist das »Menschliche« neben der Politik ein Hauptthema in den Familien. Politisiert wird allerdings gern, zu Hause, auf der Straße, in den Parteibüros. Manche kommen auch nur so vorbei, um zu fragen, ob es etwas Neues gäbe, weil sie mit Recht der offiziellen iranischen Presse und den Nachrichten mißtrauen. Und die eigenen Parteizeitungen erscheinen nur sporadisch. Für mich war die Situation noch mißlicher: Die Tageszeitungen in Farsi konnte ich nicht lesen, Radio und

Fernsehen nicht verstehen. Die »Teheran Times«, eine englisch geschriebene Tageszeitung auf Regierungskurs, war nicht zu kriegen. Jeden Tag, den Allah erschaffen und den ich in Mahabad verbrachte, fragte ich den Zeitungshändler in seinem engen Kabuff. Doch der thronte stattlich mit weißer Mähne hinter dem Verkaufstisch, zog die Augenbrauen nach oben und warf gleichzeitig den Kopf hoch, was soviel wie »nein« bedeutet. Aber morgen, morgen würde sie sicher kommen. Die einzige, die »morgen« kommen wird, werde ich sein, das war mir klar. Aber das Spiel gefiel mir.

Wenn im Radio englische oder französische Nachrichten kamen, war ich meist unterwegs oder wollte den jeweiligen Familienoberhäuptern nicht das Kofferradio vom Ohr reißen. Jedenfalls war ich ausschließlich auf die Güte meiner Übersetzer angewiesen, deshalb genoß ich besonders die seltenen Stunden, wo ich in einer der europäischen Sprachen reden konnte. Was, Farsi könne ich nicht, Kurdisch nicht, Arabisch nicht, und Türkisch auch nur mangelhaft! entsetzten sich die Leute. Was man denn bei uns lernen würde? In der Gegend um Mahabad spricht und schreibt beinahe jeder drei Sprachen: Farsi, Kurdisch und Türkisch. Als ich leise andeutete, daß ich auch ein paar Sprachen annähernd richtig sprechen würde, waren sie trotzdem nicht beeindruckt. Kurden beeindruckt man nicht so leicht.

Das Luxusessen ist vorbei, wir sitzen im Polstersalon, es ist halb vier und ich habe die Fahrt nach Bukan schon abgeschrieben, als alles sehr schnell gehen muß: Hadji taucht plötzlich auf und tönt: »Wir fahren!« Ich werfe ein paar Sachen in den Rucksack, Kamera, Filme, Tagebuch, dann fahren wir mit zwei Landrovern aus Mahabad heraus, der grau-braunen, über eine Hügelkette hingezogenen Stadt mit ihren hellblauen Fensterrahmen. Ein friedlicher Anblick, wenn nicht von beiden Anhöhen herab feindliche Panzerrohre auf die Stadt starren würden.

## Die Befreiung Bukans

Bukan liegt normalerweise mit dem Wagen eine gute Stunde von Mahabad entfernt. Gleich links, hinter der Ortsausfahrt, dort, wo der Fluß sehr flach ist, stehen zwei Busse und drei Autos im Wasser, werden gewaschen. Hadji stößt mich in die Seite und deutet mit dem Kopf nach rechts: »Weißt du noch?« Ich weiß gar nichts, sehe überhaupt nichts Besonderes, bis ich schalte: Da war doch im Sommer der Waffenmarkt! Hadji und ich besichtigten ihn gerade, als mich ein aufdringliches Zischen und ein Luftzug am Ohr irritierten. »Was, bitte, war das, Hadji?« hatte ich ihn gefragt. »Ein Schuß«, sagte er, und kam mir plötzlich nervös vor, »da hat jemand auf uns geschossen.« Wieso auf uns? Ich hielt meine Frage zurück, weil ein

paar Kurden auf uns zugerannt kamen und auf ein rosa Auto deuteten, das gerade mit heulendem Motor startete. »Die waren es!« Türken seien das gewesen, wußte plötzlich einer, natürlich keine Kurden.

Wir waren dann weitergefahren, damals, zu Hadjis Dorf Garagasp (deutsch »der schwarze Metzger«) und hatten seine Mutter besucht, deren zehn Kinder ihr mehr als hundert Enkel beschert hatten, zu denen Hadji allerdings nur eine Tochter beigetragen hatte. Eine arme Familie. Hadji hat auch nur den einen schwarzen Anzug mit Pumphose, den er dauernd trägt. Zum Essen gab es Fladenbrot, Joghurt und Tee. Dann fuhren wir wieder zurück nach Mahabad. Vor uns erscheint plötzlich das rosa Auto, drinnen sitzen drei Kerle. Wir verfolgen sie, stellen unser Auto vor dem Komitee in Mahabad quer, Hadji zieht die Türken raus, schleppt sie mit rein. Ich als Frau habe im Auto zu warten.

Nach ungefähr einer Viertelstunde kommen alle wieder heraus, schütteln sich die Hände, trennen sich. Hadji setzt sich wieder ans Steuer, scheint sauer, ist wortkarg. Die drei hätten beim Auge ihrer Großmutter geschworen, daß sie nicht geschossen hätten. Warum hätten sie wohl auf uns schießen sollen? Und er hätte es eben auch nicht beweisen können. Zeugen waren keine da.

»Halt mal die Kalaschnikoff!« reißt mich Hadji aus meinen Gedanken. Er steigt aus, repariert solange an dem einen vorhandenen Scheibenwischer herum, bis er abbricht. 20 Kilometer vor Bukan hatte plötzlich ein Schneesturm eingesetzt und seit ein paar Minuten fuhren wir offensichtlich bereits ohne Sicht. Der andere Landrover war verschwunden. Ihm war das Benzin ausgegangen, er wurde später von einem anderen Auto nach Bukan geschleppt. Wir brauchten anderthalb Stunden, bis wir endlich Bukan erreichten. Viele Häuser zeigten noch Spuren der Kämpfe, Einschüsse, kaputte Fensterscheiben. Während wir im Haus eines Onkels von Salim auf den Tee warten, liest Hadji ein Gedicht: »Wenn ich deine Ohringe so schaukeln sehe/muß ich denken/an die vielen/die ihr Leben gaben/für unsere Sache/am Galgen.« Der kurdische Freiheitskampf ist immer präsent, der Tod ist in Kurdistan ein Teil des Lebens und ob er früher eintritt, ob im Kampf oder im Bett – darüber wird eigentlich selten geredet.

Wo denn die Frauen seien, frage ich. Nebenan, heißt es, im Frauengemach. Wieso sie nicht zu uns kämen. Sie möchten nicht, bedeutet man mir, aber ich könne ja rübergehen, wenn ich wolle. »Später«, sage ich. Ich weiß, wie schwierig es ist, wenn man sich in keiner Sprache verständigen kann. Nach einer Weile kommt Onkel Tahert aus dem Frauenzimmer: Die Damen ließen sich entschuldigen, sie seien es nicht gewöhnt, bei den Männern zu sitzen. Ich bin verärgert: Wer hat sich da zu entschuldigen? Doch wohl eher die

Männer, die ihre Frauen aus ihrer Gemeinschaft verbannen. Also stehe ich auf. Hadji kommt mit, der Onkel muß sich wohl ebenfalls anschließen. Umarmungen, zwei Küsse, wir setzen uns. Und jetzt? Gespannt werde ich beobachtet – was ich wohl vorhabe? Auf einem kleinen, flimmerigen Fernsehschirm – niemand fühlt sich bemüht, das Bild etwa klarer zu stellen – wird Chomeini gerade von dem ägyptischen Journalisten Heikal interviewt. Hadji gähnt. Der Tee kommt in kleinen Gläsern auf Untertassen, ohne Löffel. Ich nehme meinen Bleistift verkehrtherum und rühre den Zucker um. Großes Erschrecken, sofort wird mir ein Löffel gebracht. Die Kurden stecken die Zuckerstücke in den Mund und spülen mit dem Tee nach. Ich zünde mir eine Zigarette an, bin immer noch den fragenden Augenpaaren ausgesetzt. Ob sie sich vorstellen könnten, sich ihren Mann auszusuchen, frage ich die Töchter. Sie nicken. »Nein«, sagt der Vater, das käme überhaupt nicht in Frage. »Off, off«, protestieren die Jungen. »Dann bringe ich euch um«, sagt der Vater todernst und fährt sich mit einer raschen Handbewegung um den Hals. Ob er denn wüßte, was Frauenemanzipation wäre, frage ich ihn vorsichtig. Das interessiere ihn nicht, das sei eine Sache für die nächste Generation. Sein Vater habe seine Mutter einmal halbtot geschlagen, als sie es wage, in seiner Gegenwart ein Glas Wasser zu trinken. Und als seine eigene junge Frau kurz nach der Hochzeit dasselbe probierte, schlug er sie, bis sie ohnmächtig wurde. Er schämt sich, als er das erzählt. »Heute würde ich das nicht mehr tun«, sagt er. »Wenn keine Gäste da sind, essen wir sogar schon zusammen.« Also war ich schuld, daß die Familie nicht zusammen gegessen hatte.

Die Mädchen bereiten mein Lager im Frauenzimmer: Das Unterbett wird ausgerollt – man gewöhnt sich daran, mit den Hüftknochen den Boden zu spüren. Nackenrolle und Oberbett, beide mit unsagbar buntem, kaltem Stoff bezogen, satinartig, aber offensichtlich aus Synthetik, werden darauf drapiert. Sie stellen mir noch einen Krug mit Wasser neben das Bett und drehen eine rote Nachtlampe mit flirrenden Spiralfäden in die Fassung, bevor sie sich in ihre Kemenate zurückziehen. Die Männer schlafen nebenan im Herrenzimmer. Ich höre sie noch lange lachen, Hadji erzählt Witze aus der Zeit, als er mit Ghassemu, Hemn und anderen während des Krieges in den Bergen war. Typische Männerwitze offensichtlich, um das Hauptthema, Penis und Potenz samt dem dazugehörigen -neid, kreisend. Da fehlt auch noch eine Analyse, denke ich mir, bevor ich hinüberdämmere, dann wieder aufwache, weil die Decke zu schwer, zu kurz und zu kalt ist. Heimlich drehe ich den Ölofen höher.

Ein dumpfer Krach, gemischt mit dem Gekollere von Truthähnen weckt mich. Es hatte geschneit und draußen auf den Flachdächern schieben Männer und Kinder mit hölzernen Schippen Unmengen

Schnee herunter, der unten dumpf aufprallt. Wenn sie das nicht täten, würden die Lehmhäuser einfallen, erklärt Salim, der Schnee wäre zu schwer für die Balken-Erde-Konstruktion.

Salim zeigt mir die Plätze in Bukan, wo sie vor sechs Wochen gekämpft hatten, wo die Chomeini-Milizen stationiert waren, erzählt, wie sie sie aus ihrem Hauptquartier verjagt hatten. »Als ich in Bukan ankam, waren wir drei Pesch-Merga. Nach und nach haben wir die anderen fünfundvierzig in den umliegenden Dörfern rekrutiert, dann haben wir einen Plan gemacht, wie wir Bukan von den dreihundert-fünfzig Pasdar und hundertfünfzig Soldaten befreien könnten. Wir beschlossen, am 29. Oktober morgens um 8 Uhr anzugreifen. Der Bevölkerung sagten wir: ›Geschäfte zu, Häuser auf.‹ Am ersten Tag kämpften wir dreizehneinhalb Stunden.«

»Nur die Pesch-Merga der Demokratischen Partei oder auch andere?«

»Die anderen kamen später, ich weiß nicht wann, und ich weiß nicht, wie viele es waren. Der Kampf ging jedenfalls von uns aus. Abends rollten dann die Panzer in die Stadt, kamen die feindlichen Flugzeuge im Tiefflug. Wir hatten uns in den Häusern versteckt. Es gab keinen Strom, kein Wasser, kein Telefon mehr. Die Panzer schossen ungezielt, zogen sich nach Mitternacht aber zurück. Es soll an dem Tag sechzehn Tote gegeben haben, die die Pasdar auf Armeelastwagen abtransportierten.«

»Das war aber noch nicht der Sieg?«

»Nein, zwei Tage später griffen wir wieder an: mit Bernos, Kalaschnikoffs und G-3s. Das dauerte dann noch einmal einen ganzen Tag, bis wir nachmittags sahen, daß die Pasdar in Richtung Berge türmten. Wir drangen in ihr Hauptquartier ein, da lagen zweiund-zwanzig Tote, die sie später in einem Brief an den Bürgermeister zurückverlangten. Die haben sie bekommen. Einen Monat hatten sich Armee und Pasdar noch in den Bergen verbarrikadiert, dann sind sie endgültig abgezogen. Und seit dem 1. Dezember ist Bukan frei«, schließt er stolz.

Hadji wird plötzlich nervös, drängt zur Eile, er müsse nach Mahabad zurück, da würden Bauern vor dem Rathaus auf ihn warten. Wieso ihm das jetzt erst einfällt, ist eine der Fragen, die in Kurdistan nie beantwortet werden. Also fahren wir. Das Hochgebirgsmassiv an der iranisch-irakischen Grenze im Rücken, vor uns die gerade Asphaltstraße nach Norden, unbewachsene, weich verschneite Hochplateaulandschaft, für Langläufer ideal. Nur ist Skifahren kein Sport, der in Kurdistan besonders gepflegt wird. Vor dem Rathaus wartet natürlich niemand mehr – wir waren schließlich zwei Stunden zu spät dran. Also muß Hadji seine Bauern selber suchen. In fliegendem Wechsel werde ich Aziz übergeben, einem von Ghassemulus schönsten Assistenten, der mit mir zum Friedhof fährt, um mir die Massengrä-

ber der toten Kurden aus Nagadeh zu zeigen. Über den Gräbern ragen laubenförmige, luftige Gebilde aus rot oder grün gestrichenen Eisenstangen auf, drinnen hängen Fotos der Getöteten. Es stürmt und schneit so stark, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen kann. Aus festem Boden ist glitschiger Morast geworden.

### »Ihre Fahne wird nicht sinken«

»In Hemns Dorf gibt es eine Hochzeit«, vertraut man mir auf dem »Boulevard« an, ob ich nicht kommen wolle, er hätte mich eingeladen. Mittags erzähle ich es Ghassemu und frage ihn, wie ich da hinkäme. Was, eine Hochzeit, jetzt? Er ist erstaunt. Die anderen erklären, daß in unsicheren Zeiten wie jetzt Hochzeiten aufgeschoben oder abgekürzt werden, eine normale kurdische Hochzeit dauere mindestens drei Tage. »Man wird das für Sie in die Wege leiten«, verspricht der Generalsekretär und setzt verschmitzt dazu: »Und wenn's keine gibt, organisieren wir eine.« Er bricht mit seinem Pulk auf, die anderen Gäste, Türken aus Täbris von den Volksfedajin fragen, ob ich nicht zur öffentlichen Versammlung in die »Kurdistan«-Schule kommen wolle, einer von ihnen und Ghassemu würden eine Rede halten.

Nein, beharre ich eigensinnig, ich wolle zur Hochzeit. Und warte, wer was wohl für mich »in die Wege leiten« würde. Aber da an diesem Tag das Telefon der Gastgeberfamilie nicht funktioniert, sind ihrem Organisationstalent Grenzen gesetzt. Kurz vor vier werde ich dann mit den anderen in ein Auto geschoben, das vor der Schule hält. Also keine Hochzeit. Ich dränge mich mit den anderen in den Versammlungssaal. An die tausend Leute sind schon da, auch Frauen. Es riecht nach feuchten Kleidern und dampfenden Gummischuhen. Als Ghassemu an die nachher nicht immer funktionierenden Mikrophone tritt, bricht langanhaltender Beifall los. Stehend hören wir alle das Kurdenlied »Ey Rakib« an:

»O Feind, das Volk, das Kurdisch spricht, lebt noch,  
Die Geschichte kann es nicht zermalmen,  
Niemand soll sagen, die Kurden seien tot,  
Sie leben und ihre Fahne wird nicht sinken.«

(Die kurdische Fahne ist rot-weiß-grün quergestreift, die iranische grün-weiß-rot.) Es ist eine Art Nationalhymne des verstreuten Volkes, dessen Nahziel, die Autonomie im Verband des jeweiligen Staates auch schon wieder in weite Ferne gerückt scheint, und dessen Fernziel, die Unabhängigkeit eines vereinigten Kurdistan, im Augenblick zu den Tabuthemen gehört. Dreimal rufen die Zuhörer: »Bischi,

bischi, Kurdistan« und »Bischi, bischi Pesch-Merga«, Kurdistan und Pesch-Merga sollen leben. Dann spricht Ghassemlu. Er spricht in Zimmerlautstärke, spielt sich nicht als Volkstribun auf, macht zwischendurch Scherze, was von den Zuhörern dankbar quittiert wird. Als ich neulich gesagt hatte, ich mag das Lachen der Kurden, hatte er geantwortet, »wenn wir nicht lachen, sind wir verloren«. Dann sind sie so schnell jedenfalls nicht verloren, die Kurden.

Ghassemlu berichtet vom Fortgang der Verhandlungen, was sie wollen und was ihnen angeboten wird; davon, daß die Iraner es seltsam finden, daß sich Chomeini jetzt plötzlich auf Verhandlungen mit den »Söhnen der Hölle« (Ghassemlu und Scheikh Esodin) eingelassen hat. Er schildert noch einmal die ganze von Teheran geschürte Verleumdungskampagne und findet ein interessiertes Publikum. Die Leute schreiben auf den Schultischen ihre Fragen auf, und geben sie nach vorne. Auf dem vorderen Pult, neben dem etwas dubios gesäuberten Glas Wasser, türmen sich bereits die Zettel, als der Strom ausfällt. Keine Hektik, keine Panik, man wartet ab, was geschieht. Fröhlich ruft Ghassemlu in den von Feuerzeugen dürftig erhellten Raum: »Wer dazwischenredet, ist ein Konterrevolutionär!« Eine Persiflage der Chomeini-Strategie: Wer nicht meiner Meinung ist, ist ein Konterrevolutionär. Das Publikum amüsiert sich. Ich reiche meine Taschenlampe vor, in deren Schein die wohl hundert Fragen ernsthaft und eingehend beantwortet werden. Drei Stunden hat die Versammlung gedauert, kurz vor ihrem Ende war der Strom wiedergekommen. Langsam schieben sich die Leute nach draußen in Schneeregen und Schneematsch. Straßen und Gassen Mahabads haben sich in grundlosen Morast verwandelt.

Nach dem Luxus einer warmen Dusche in der Erdhöhle, die in das Haus der Ghazi eingebaut ist, frage ich Fosiheh, wie ich ohne die Hilfe der Parteiorganisation zur Hochzeit in Hemns Dorf käme. O ja, da würde sie jemanden aus Hemns Familie kennen, der würde mich sicher hinfahren. Ohne Familie läuft hier gar nichts. Nach einigen Telefonaten wird ein Scheikh Jaffar ausfindig gemacht, der mich am nächsten Tag um 3 Uhr mit dem Landrover abholen soll. Es wurde zwar später, dafür fuhr Jaffar dann um so schneller die glitschigen Bergpfade hinan. Er war ein guter Fahrer, und es war ein gutes Auto, nur rutschten wir des öfteren haarscharf am Abgrund vorbei, was Jaffar jedesmal mit siegessicherem Lachen quittierte. Bei welchem Neigungswinkel kippt eigentlich so ein Gefährt, war die Frage, die mich dabei am meisten beschäftigte. Sie war nicht zu beantworten, weil wir noch jedesmal wieder auf die andere Seite zurückfielen, manchmal langsamer, manchmal schneller. Ich verfluchte fast meine Dickköpfigkeit, unbedingt an einer kurdischen Hochzeit teilnehmen zu wollen.

Als wir schließlich in Hemns Geburtsort Lahtschin ankamen und

sich der Dichter von seiner Lagerstatt auf dem nackten Stampferdeboden des Wohnraumes erhob. vor dessen Fenster einige Wachtelkäfige standen, war denn auch seine erste Frage, wieso ich nicht zur Hochzeit gekommen wäre, es sei gestern sehr schön gewesen. Ich muß etwas enttäuscht geschaut haben, denn er fügte ganz schnell hinzu: »Dafür lade ich dich nach Schilanave ein, in mein Haus.« Ich sagte: »Ja, gern«, was anderes blieb mir auch gar nicht übrig, weil Jaffar schon tatendurstig am Lenkrad herumhantierte. Wir luden noch ein paar Verwandte ein. In Kurdistan gilt es als unsagbar ungezogen, nur zu zweit oder zu dritt in einem Auto zu fahren. Es ging steil aufwärts, der Schnee lag immer höher und die Autospur, in der wir fuhren, verwehte rasch. Wir blieben dann auch des öfteren stecken, stiegen aus, schoben. Mir blieb kaum Zeit, mich an dem blutroten Sonnenuntergang zu berauschen. Der schneidende Nordwind trieb uns immer wieder Schneeschauer ins Gesicht, die sich in den Haaren und den Bärten der Männer zu Eis verkrusteten. Sibirisch die weite Hochebene, nepalesisch die gigantische Bergkette am Horizont. Ein zerzauster Baum schmückte die Hochfläche.

Meine Füße drohten allmählich zu erstarren, deshalb zeigte ich mich beim Schieben immer besonders willig. Wir dürften einiges über 2000 Meter hoch sein, schätzte ich. In ganz Kurdistan gibt es keine Karte mit Höhenangaben. Nach Stunden erreichten wir Schilanave, ein Dorf, das vielleicht aus dreißig Häusern besteht. Wir kämpften uns gegen den Wind zum zweitletzten Haus des Dorfes vor – Fahrstraße gibt es dorthin keine mehr – umbellt von einer Meute dieser hellen Wolfshunde. Hinter einer Lehmmauer mit niedrigem, hellblauem Tor ein verschneiter Innenhof im Mondschein, ein niedriges Lehmhaus mit schiefen Mauern, ein eiskaltes Zimmer mit einem Fenster, von außen mit Plastikplanen abgedichtet: Hemns Reich. Schuhe aus, Ofen an, Petroleumlampe an.

Während wir ausgedurstet auf den Tee warten, holt Hemn aus einer Nische in der rissigen Wand sein neues Manuskript heraus, liest vor. Soweit ich den Inhalt bei Jaffars bescheidenen Übersetzungskünsten mitbekommen habe, handelt es von einem kurdischen Feudalen, der gerade seine vierte Frau, eine junge Bäuerin, geheiratet hat. Der Krieg bricht aus, die feudale Familie flieht irgendwohin in Sicherheit, während die junge Bäuerin mit den übrigen Bewohnern den Widerstand organisiert und die Feinde aus dem Dorf treibt. Es ärgert mich, daß ich von der starken Sprache, voll von Bildern und Metaphern, so gut wie nichts verstehe.

Aber ich genieße es, auf dem Land zu sein, ohne Strom, fließendes Wasser und Telefon. Endlich ist sogar das Essen fertig – der Truthahn mußte erst geschlachtet und zubereitet werden – und wird in dampfenden Plastikschüsseln bereits auf das Wachstuch am Boden gestellt: der unverzichtbare Reis, Truthahnstücke in Tomatensauce,

hausgemachte Mixed Pickles und etwas labbrige Pommes frites. Vorher gibt es Joghurt-Reis-Suppe, dazu Eiswasser, bis endlich Jaffer seinen mitgebrachten Whisky herauszieht. Er steht noch einmal auf, bringt eine Schale voll weißem Zeug an, stellt sie vor mich hin. Es ist Schnee von draußen vor der Tür, extra für den Whisky.

Hemn kramt einen Schuhkarton voller Fotos aus dem irakischen Exil aus. Immer, wenn man ihn mit einer seiner jungen, hübschen Bewunderinnen abgelichtet hat, die meist größer waren als er, stand er in der gleichen Haltung da: kerzengerade, mit schrägem Kopf und adlerhaft-genialischem Gesichtsausdruck. »Das waren noch Zeiten«, murmelt er und gluckert in sich hinein. In seinem Stoppelbart hängt jetzt schon fünf Minuten ein Reiskorn. Ich schaue mir seine Augen an: hellbraun, mit einem hellblau-hellgrünen Kreis drumherum. Hemn ist Kettenraucher. Nachdem unsere Filterzigaretten ausgegangen sind, greift er zu langen Pappröhrchen, füllt sie mit Tabak, drückt sie vorn zu; ziemlich scharf die Geschichte, erinnert sehr an die russischen Papirossi.

Bisher waren die Frauen noch nicht in Erscheinung getreten, jetzt tritt Buka durch die niedrige Tür herein, seine Schwiegertochter, ein stattliches Frauenzimmer, von Unmengen geknoteter Schleier umhüllt. Weiße Haut, lange, schwarze Augenwimpern, ziemlich selbstbewußt. »Sie ist eine Pesch-Merga«, sagt der Alte mit einem Unterton von Bewunderung. »und sie ist gegen Chomeini. Aber«, und jetzt schwingt eindeutig Verachtung in seiner Stimme, »sie ist eine gute Muslima. Wie Madame auch.« Er macht eine wegwerfende Handbewegung: »Ich halte es da lieber mit Marx. Religion ist Opium für das Volk.«

Wo ich denn jetzt schlafen wolle, zwinkert mir Hemn zu. Ob bei ihm. Ich bedanke mich höflich, lehne ab. Er, mit einem Seufzer, »dann gehe ich eben zu Madame. Aber sie wird mich hinauswerfen, wenn sie den Alkohol riecht.« – »Tuvalet?« frage ich Buka. Sie zieht mich, die Petroleumlampe in der Hand, durch einen engen Gang ins Freie. Wir hüpfen über einen Bach und stehen vor der rund ummauerten Freilufttoilette. Innen liegen zwei Steine über dem halbvereisten Bach; das reicht eigentlich ja auch.

In der Stube wartet Madame auf mich, sie wollte den Gast schließlich auch mal betrachten. Eine kleine dralle Frau, das Kopftuch hinten gebunden, wie es unsere Bäuerinnen auch machen, ein rundes Gesicht voller Falten, sehr agil. Nach kräftigen Begrüßungsschlägen auf den Rücken denkt sie sofort an meine Unterhaltung: Sie schleppt die Fotoalben voller Familienfotos an, berauscht sich selber an jedem Bild, erwartet dasselbe von mir. Ich halte durch – dürfte heute leicht auf sechshundert Fotos gekommen sein. Wir radebrechen fürchterlich, sie schimpft auf ihren versoffenen Dichter und spielt vor, wie sie ihn aus dem Zimmer geworfen habe. Vergnügt lachen die

beiden Frauen, ich bekomme noch ein paar Schläge auf den Rücken ab, dann zieht sich Madame in ihr Ausweichquartier zurück, in dem nur ein Bett steht. Buka zieht auf einmal ihre Kalaschnikoff hervor, flippt diverse Kartuschen heraus, legt neue Munition ein, entsichert das Ganze, legt es auf den Boden, wirft mir mein Bettzeug zu, drapiert das ihre. Dann zieht sie sich aufreizend langsam aus, schaut herüber, ob ich ihr auch genügend Aufmerksamkeit schenke: zuerst die Schleier, dann das Brokatwestchen, dann die silbrige Pumphose, das lange, weite Kleid. Darunter trägt sie ein sandfarbenes Unterhemd und einen schwarzen BH. Darüber wirft sie irgendwelche mausgrauen Nachtpullover und Nachtpumphosen. Danach stellt sie den Ofen und die Petroleumlampe kleiner, murmelt noch ein *schou chosch*, was soviel heißt wie »Gute Nacht«, und solcherart beschützt entdämmere ich unbesorgt.

Einen halben Tag hat die Rückreise nach Mahabad gedauert, die sonst, im Sommer, in einer guten Stunde zu bewältigen ist. Jaffars Landrover war zwar einmal kurz angesprungen, aber danach nie wieder. Wir, Hemn und ein alter Verwandter, ließen den Verzweifelten mit seinem Gefährt im Dorfbach stehen, machten uns auf den Weg durch die Schneewüste, balancierten in den Autospuren, brachen hie und da ein. Der 30 Zentimeter hohe, frisch gefallene Pulverschnee auf dem vielleicht einen Meter hohen Altschnee glitzerte in der Sonne mit seiner Unmenge klitzekleiner Kristalle. Der Himmel war blau und endlos. In den Tälern standen an den zugeschnittenen Bächen Gruppen von Weiden und Pappeln, ihre gerippartigen Winterschatten lang und scharf vor sich her in den Schnee geworfen. Sonst war die Landschaft kahl. Ich schnupperte die frische Schneeluft, als mir auffiel, daß meine Kleider auch schon diesen typischen Stallgeruch verströmten, wie er mir aus den kurdischen Lehmhäusern entgegengeschlagen war. Weil das Baumaterial in Wirklichkeit weniger aus Lehm, sondern zu einem erheblichen Teil aus mit Stroh vermischten Kuhfladen besteht. Diese Kuhfladen dienen auch als Brennmaterial, wenn man kein Öl hat. Sobald die Häuser fertig sind, werden sie innen und außen noch mit einer Schicht Lehm verputzt.

Im Haus der Ghazi herrscht große Aufregung. Ali, der einzige Sohn von Ghazi Mohammed, war aus Deutschland nach Mahabad gekommen. Weil er keinen Paß hatte, über die grüne türkische Grenze zu Pferd. Ob ich nicht mit ihm sprechen wolle. Ich gehe ins Nebenhaus von Fosijehs blondgefärbter, heiterer Schwester Munir, wo Ali im großen Empfangsraum Hof hält. Lauter Aghas, Khans und Leute in dieser Größenordnung aus der Familie lauschen gespannt seinen lauten Worten. Die bezahlten Pesch-Merga servieren Tee und Obst. Nach ein paar Höflichkeitsfloskeln entziehe ich mich dem

feudalpatriarchalischen Klima. Ich solle doch zum Abendessen kommen, wird mir nachgerufen. Ich setze mich im anderen Haus zu den Frauen. Immer, wenn eine neue Besucherin kommt, stehen alle auf. Die zwei Frauen, die sich gerade begrüßen, beten in einem leicht jammernden Ton eine lange Litanei vor sich hin. Dabei fragen sie nur nach dem Wohlergehen der ganzen Familie und flechten dabei geschickt den Namen Allahs ein, wobei keine auf die andere hört. Das geht simultan, weil auch keine etwas Unerwartetes sagt. Man lächelt sich an und leistet dem Buchstaben des Gesetzes der Höflichkeit Genüge. Diese Begrüßungszeremonie dauert minutenlang, weil sich einiges durchaus wiederholen läßt. Es sind immer dieselben Worte: »*Bacherhati, sertschao, tsluoni, tsadschi schkur?*« – »Willkommen, Grüß Gott, wie geht's?«

»*Slamatbi, baschem*« – »Danke, gut.«

»*Atu, tsluoni tsadschi schkur?*« – »Wie geht's dir?«

»*Baschem, slamatbi, inschallah*« – »Danke gut, möge es so bleiben.«

»*Mindalakan, tsluonen, baschem schkur?*« – »Und den Kindern?«

»*Baschem, dastet matze deken*« – »Danke, sie küssen dir die Hand.«

Dazwischen manchmal noch »*Alhamdullillah*« – »Gott sei Dank« (arabisch) »*tschekur*« oder »*sor mamlun*« »Danke« – Varianten aus dem Türkischen und Persischen (Farsi). Bei den Männern existiert das lange Zeremoniell nicht, nach zwei bis drei Entgegnungen gehen sie zu anderen Themen über.

Plötzlich weint eine Frau intensiv und ausdauernd. Fosijeh weint mit. Beider Söhne, erzählen mir die anderen, sind vor sechs Monaten bei einem Autounfall umgekommen. Dann herrscht wieder beklemmende Stille, bis eine andere zu weinen beginnt. Sie weine, erklärt man mir, weil sie sich so für die Schwestern freue, daß ihr Bruder Ali endlich zu Hause wäre. Alle nicken, trinken unsagbare Mengen Tee in sich hinein. Eine Alte – wie alle anderen auch aus der Ghazi-Familie – raucht eine Zigarette, Parwin, die dritte Schwester, ebenfalls, was für kurdische Frauen ungewöhnlich ist. Eine andere strickt. Alle sind sehr freundlich zu mir, nur Gespräch kommt halt auch keines auf, obwohl ich Ansätze dazu mache. Dafür lerne ich mit den Kindern ihre Englisch-Lektionen.

Gegen halb acht gehen wir geschlossen zurück in die zweite Hälfte des Doppelhauses. Dort trennen wir uns, die Frauen essen links, die Männer rechts in einem Raum. Ich mische mich unter die Männer. »Am liebsten wäre ich ein einfacher Pesch-Merga in der Demokratischen Partei«, vertraut Ali mir an, was ich ihm nicht ganz abnehme. »Nur haben gewisse Leute davor Angst«. – »Wer denn?« frage ich naiv. Dann kommt heraus, daß es zwischen Ali Ghazi und Ghassemlu persönliche Differenzen gibt, daß Ali Ghassemlu vorwirft, er sei Kommunist, und Ghassemlu es Ali nicht verzeihen kann, daß er als Diplomat in Deutschland für den Schah gearbeitet hat. »Und wir

haben Ghassemu monatelang in der Bibliothek meines Vaters versteckt«, beklagt sich der Präsidentensohn mit dem spätrömischen Cäsarenschädel. Er sei gespannt, wer ihn jetzt besuchen käme, er würde die Initiative jedenfalls nicht ergreifen. Können denn die Kurden nicht einmal in einer Situation wie der jetzigen ihren Hader vergessen, frage ich mich. Wir sitzen bis früh morgens und diskutieren. Allmählich haben sich die anderen zurückgezogen, in den verschiedenen Räumen zum Schlafen verteilt.

Am nächsten Tag erwarten mich die Frauen von Salims Familie. Der vor einem Monat bei einem Autounfall umgekommene Vater war zwar ein Feudaler, unterstützte aber die Demokratische Partei aktiv. Die Oma am Ofen, die wahrscheinlich einmal sehr schön gewesen ist, aber jetzt nur noch von den Neuigkeiten lebt, die sie von Besuchern erfährt, läßt ihre nackten Beine von der achtzehnjährigen Dienerin Chater kneten und seufzt dabei. Die Mutter bedient ununterbrochen den Samowar, sie hat als Witwe auch nicht mehr viel Aufregendes vom Leben zu erwarten. Sie seufzt leise vor sich hin, die im Islam so wichtigen vierzig Trauertage sind noch nicht vorbei, sie ist ganz in Schwarz. Tochter Neriman in kesser Kurzhaarfrisur, leiert wie einen Rosenkranz ihre Geographie-Lektion herunter. Die Enkel Afschin und Nuschin, wunderschöne und entschieden zu clevere Kinder der Tochter Soraya, brüten gerade wieder über teuflischen Spielen, die möglichst etwas mit Feuer zu tun haben sollen. Ein friedliches Familienleben. Der Raum ist überheizt und die Teppiche riechen leicht säuerlich. Ghassemu fragt an, wie es mir gehe. Was er denn für morgen »in die Wege geleitet« habe, will ich wissen. Morgen sei schließlich Weihnachten. »Das ist eine Überraschung«, gibt er sich geheimnisvoll. Ich bin überzeugt, da gibt es noch gar nichts. Aber letztlich weiß man ja nie, ob da nicht doch noch etwas kommt. Ich ziehe mich in »mein« Zimmer mit der eingeschlagenen Fensterscheibe zurück, die mir die ganze Nacht Frischluft garantiert, verkrieche mich in meinen Schlafsack, nachdem ich am dargebotenen Bettzeug diverse Schimmelstellen entdeckt hatte. Ich bin noch entschieden zu pingelig.

## Weihnachten in Kurdistan

Montag, 24. Dezember: Mahabad in Schnee und Sonne, Weihnachten in den Bergen, wie ich es in den letzten Jahren erlebt hatte, nur 4000 Kilometer entfernt. Und noch immer fühle ich mich wohl, habe Zeit, kann die Sachen an mich rankommen lassen.

»Sie können, wenn es Ihnen Spaß macht«, sagt Ghassemu, »mit Salim Weihnachten vorbereiten. Wir sind heute abend in seinem Haus. Ich will versuchen, etwas Trinkbares zu organisieren.« Ich frage

Salim, wie er sich die Weihnachtsdekoration im Salon vorstellt. Er stellt sich da überhaupt nichts vor. Sein Hauptproblem ist der Einkauf fürs Abendessen. Gekocht wird dann sowieso von den Damen, denen ich weder ins Handwerk pfuschen will noch kann. Also beschließe ich, wenigstens ein paar Kerzen zu besorgen, und mache mich auf den Weg zum Bazar. Auf dem »Boulevard«, gleich hinter dem öffentlichen Kicker-Spielautomaten mit den stark ramponierten hölzernen Fußballerfiguren, an dem sich die Kinder verlustieren, hält ein Landrover, ruft jemand meinen Namen. Der »Boulevard« ist das Kommunikationszentrum der Stadt. Dort erfährt man, wer gerade wo angekommen ist und was er für Neuigkeiten mitgebracht hat. Dort wird auch oft das Programm für den Tag entworfen. Hadji kommt gerade aus den Dörfern, wo er die Aktion »billiges Fett aus Holland« in die Wege leitet. Das Fett liegt im Rathaus von Mahabad, kann aber erst abgeholt werden, wenn die Bewohner jedes Dorfes das Geld vorgestreckt haben. Jede Familie bekommt 5 Kilo für den halben Preis. Darüber gibt es dann stundenlange Diskussionen in der Moschee. Die Moschee ist in Kurdistan kein extrem heiliger Ort. Nur am Freitag wird in ihr das große Gebet abgehalten, sonst ist sie mehr ein Aufenthaltsort, im Winter eine Wärmestube oder der Saal für politische Versammlungen. Für Männer, versteht sich.

Außerdem sind sehr viele der sunnitischen kurdischen Mullahs in Parteien organisiert, sind also kein Hemmnis für eine derartige Säkularisierung.

»Ich muß noch nach Daralak, meine Schwester besuchen, kommst du mit?« fragt Hadji. »Wenn ich die Kerzen gekauft habe. Weil wir doch heute Abend . . .« – »Ich weiß«, winkt Hadji ab, »da komm' ich auch«. Woher er das schon wieder wußte? Die Wege der Nachrichten in Kurdistan sind mir noch immer unbekannt, aber sie scheinen zu funktionieren.

In den ersten dieser kleinen, vollgestopften Krimskramsläden waren, zum Erstaunen der jeweiligen Besitzer, keine Kerzen aufzutreiben. In einer Art Drogerie gab es dann welche, gedrehte Schauerdinge in grellen Farben mit der Neigung abzubrechen. Viel mehr begeisterte mich ein anderes Monstrum: Zwei bunte Vögel aus Pappmaché sitzen in einem Pappmachékreis, der von Lametta umwickelt ist, und einen elektrischen Anschluß hat. Wird er eingesteckt, erklingt ohne Unterlaß fröhliches Vogelzwitschern, leuchten disco-artig bunte Lämpchen auf. »Das wird gern gekauft«, sagt der Ladenbesitzer stolz. Ist auch ein höchst origineller Wandschmuck, lobe ich. Der Hang der Kurden zum Kitsch ist unbestreitbar. Auf der Straße hängen, mit Wäscheklammern an Schnüren befestigt, neben den Postern der beiden Kurdenführer und Großfotos von kurdischen Märtyrern, die im Kampf gefallen sind oder erschossen wurden, bunte Plakate mit Schweizer Landschaften und süßlichen Porträts von

blonden, blauäugigen Schönen, die, ihr ebenso blondes Baby auf dem Arm, verträumt in die Zukunft schauen. Oder eindeutig nicht-orientalische Kinder mit Riesenkrokodilstränen im Gesicht, daneben zwei strahlende blauäugige Riesenbabies, die auf den Betrachter zukrabbeln, oder ein erstaunt dreinblickendes, westlich gekleidetes Kind, das in zu großen Schuhen steht. Diese Wandzierden baumeln nicht nur auf der Straße. Jede Familie, die etwas auf sich hält, hat dergleichen im großen Empfangszimmer hängen. In meinem Zimmer hängt ein umflortes Traumgesicht einer jungen Frau mit vom Winde verwehten, offenen, blonden Haaren und ein heulender Knabe. Im allgemeinen sind die Tränenbilder am verbreitetsten. Die Poster sind in Teheran hergestellter Farsi-Kitsch, der aber im wilden Bergland gut anzukommen scheint. An dieser gewissen bildnerischen Unkultur ist ganz sicher der Prophet mitschuldig, der im Prinzip die Abbildung des Menschen nicht so gern gesehen hat, so daß die Gläubigen in manchen Gegenden erst im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit damit konfrontiert wurden. In anderen Gegenden haben sich die islamischen Künstler nicht immer an das Bilderverbot gehalten. Ich denke an die persischen Miniaturen, die indischen Zeichnungen aus der Zeit der Groß-Moguln und die türkischen Porträts aus dem Osmanenreich.

Wir fahren auf der Asphaltstraße ungefähr 20 Kilometer nach Orumijeh, biegen rechts auf einen morastigen Weg ab, rollen über eine geländerlose Brücke. Am Fuß der Hügelkette liegt das bräunliche Dorf mit seinen Flachdächern über den hellblauen Fensterrahmen auf einem Hügel über dem schwarzen Fluß. Schon bei der Einfahrt zieht uns eine Schar begeisterter Kinder nach, die zwar von den Erwachsenen immer wieder weggescheucht, trotzdem aber nicht davon abzubringen sind, uns zu begleiten. Sie sind erbärmlich angezogen, in die verschiedenartigsten Lumpen gehüllt. Vieles scheint mir aus grau gefärbtem Sackleinen genäht zu sein. Mal schaut hier ein Ellbogen heraus, mal da eine Schulter, die Gummischuhe haben Löcher, manche Kleinen laufen überhaupt barfuß, dabei liegt Schnee.

Bei der Fahrt durch das Dorf müssen wir uns an die Schnelligkeit der vor uns laufenden Tiere halten: Kühe, Ziegen, Esel, Schafe, Truthähne, Gänse, Enten und Hühner – alles, was es früher bei uns auf den Höfen gab.

Der Landrover ist völlig verschlammt, als wir in den Hof einfahren. Im dunklen, engen, niedrigen Raum liegt Hadjis Schwester auf einem Lager neben dem Ofen. Sie will sich erheben, kann aber nicht, stößt nur helle, leise Jammerlaute aus. Hadji umarmt sie, tröstet sie. Medina will ihn gar nicht mehr weglassen, er muß sich aufs Lager setzen. Die Kranke soll Anfang Vierzig sein, sieht aber aus wie Mitte Sechzig, mit gelblichem Teint, ohne Lebenswillen in den Augen. »Was hat sie denn?« frage ich. Alle zucken mit den Schultern. »Das

weiß man nicht, das konnte noch kein Arzt herausfinden«, entgegnet **Hadji**. »Unsere Ärzte sind nicht schlecht, nur haben sie keine Instrumente. Das einzige, was sie tun, ist Rezepte zu verschreiben, auch wenn sie überhaupt nicht wissen, worum es sich handelt. Und stell dir vor, mein Schwager zahlt schon jahrelang in die Krankenkasse, wußte aber nicht, daß dann die Behandlung umsonst ist. Das hatte ihm niemand gesagt. Und so hat er bisher jede Behandlung aus eigener Tasche bezahlt. Ich werde jetzt etwas unternehmen. Ich habe einen Freund in Teheran, der ist Arzt. Ich werde mit Medina nach Teheran fliegen und sie in sein Krankenhaus bringen. Ich finde es schlecht, glaube mir, daß hier alles nur über Beziehungen geht. Das werden wir abschaffen. Aber noch ist es so.«

Wenn jemand auf dem Land wohnt, kein Geld hat und krank wird, ist er verloren. Dann stirbt er eben, und das kann manchmal lange dauern. Mich schauert es. Medizinische Versorgung und Schulsystem müßten radikal verändert werden. Dinge, die allerdings für ein Volk, das um seine Selbstbestimmung kämpft, erst an zweiter Stelle stehen.

Ziemlich wortkarg fahren wir nach Mahabad zurück. Ich steige bei den Ghazis aus, um zu sagen, wo ich heute abend sein werde. Als ich die vereisten Treppen nach oben steige, strömt mir ein übler Duft entgegen. Ich schlucke, sehe die Frauen, Diener und Dienerinnen in der Küche damit beschäftigt, an irgend etwas Undefinierbarem herumzukratzen. »Das sind Kuhmägen«, sagt Fosi Jeh und streicht sich die Haare aus dem Gesicht, auf dem sich viele kleine Schweißtropfen gebildet haben, »die werden mit Reis gefüllt für die Einladung übermorgen. Das ist eine kurdische Spezialität.« Ich bin mir noch nicht sicher, wie ich zu dieser Spezialität stehe. Aus einem Blecheimer glotzen mich starre, blaue Augen aus halbierten Schafsköpfen an. Sicher eine andere Spezialität. Ich flüchte mich ins Zimmer nebenan, begrüße eine ältere, weißhaarige, feinsinnige Dame, Fosi Jehs Mutter, die Frau des Präsidenten Ghazi Mohammed, die gerade nach einer vierzehnstündigen Busfahrt aus Teheran in Mahabad angekommen ist – zu Ehren ihres Sohnes Ali.

Ich möchte sie noch viel fragen, kann es aber bei diesem Gestank nicht. »Sie sind doch Journalistin«, sagt sie, »ich möchte Ihnen einen Rat geben. Fahren sie nie allein in Kurdistan irgendwohin. Da war vor fünfunddreißig Jahren mal eine amerikanische Journalistin, die meinen Mann interviewt hat. Sie wurde bei der Rückfahrt überfallen und erdrosselt.« Ich verspreche es, obwohl ich weiß, daß ich es kaum halten kann. Sie scheint beruhigt, streicht mir über die Haare. Ich gebe vor, noch Vorbereitungen für Weihnachten treffen zu müssen und gehe fünf Minuten weiter, zu den Babanzades. Im Polstermöbelsalon schwirren bereits an die zwanzig Leute herum. Wenn das so blieb, versprach es direkt ein intimer Abend zu werden. Ich zünde die Kerzen an, wir versammeln uns um den großen, ovalen Tisch, von der

Wand sieht düster das Foto des verunglückten Vaters, von einem Ignoranten aufgenommen, herab. Salim bietet diverse Arten von staubigen Keksen an, ich schenke Whisky aus. Jeder, der zu seinem Glas greift, tut so, als müsse er sich zunächst überwinden – das gehört hier sicher zum Ritual. Verschiedene Sprachen schwirren im Raum: Kurdisch, Englisch, Französisch, Italienisch und Deutsch. Wir fühlen uns alle unsagbar international, stoßen auf *Chodmuchtari*, die kurdische Autonomie an. Ghassemlu zieht ein Gedicht heraus, das er eben bekommen hat, und übersetzt es uns: Es handelt von Kampf und Liebe. »Die Liebe ist ein Kampf, finden Sie nicht?« wendet er sich mir zu. »Nein«, stottere ich, »ich finde es schön, wenn nicht gekämpft wird, wenn man vertrauen kann und wenn man die Energien im Kampf nach außen einsetzen kann.« Er schüttelt den Kopf, Hadji stimmt mir zu, die anderen schauen gespannt. »Hadji können Sie nicht ernst nehmen«, stichelt der Generalsekretär, »der ist sowieso in Sie verliebt«. Alle schauen auf Hadji: »Natürlich liebe ich dich«, erklärt er pathetisch. »Dein Wunsch ist mir Befehl!« Die anderen Gäste prusten erleichtert los, stoßen auf uns an. Glauben sie etwa, mich so vermarkten zu können? Ich gebe mir Mühe, feinsinnig zu lächeln. Ferventer Feminismus ist hier falsch am Platz, fühle ich. Ghassemlu hat mich beobachtet, flüstert mit beruhigend ins Ohr: »Das Leben ist eine Konzentration von Liebe.« Was das jetzt wieder heißen soll? Ist es sehr weise oder einfach platt? Oder ist das wieder komprimierter Orient, poetisch und undurchsichtig?

Zum Abendessen gab es wieder das Beste, also Huhn. So kommt man aus dem ewigen Hühneressen überhaupt nicht mehr heraus. Danach stand der zweite Teil der weihnachtlichen Stehparty auf dem Programm. Wir sangen – das einzige Lied, das wenigstens einige von uns kannten – »Avanti popolo, a la riscossa, bandiera rossa, bandiera rossa.« Dann sang ein Pesch-Merga etwas Kurdisches, bis Ghassemlu den Sender Monte Carlo auf seinem Kofferradio geortet hatte. Der Sprecher sagte, die amerikanischen Geiseln würden wahrscheinlich in den nächsten Tagen freigelassen. Dann stand uns also kein amerikanischer Einmarsch mehr ins Haus, atmete ich auf. Jetzt tönte sogar noch europäische Tanzmusik aus dem Gerät, ich fühlte mich echt verwöhnt. Da kurdische Frauen sich beim Tanzen ihren Partner auswählen, stand ich auf, holte Salim, dann Hadji zum Tanz – sonst traute sich niemand in Gegenwart des Generalsekretärs. Aber da war die Musik auch schon zu Ende.

»Den nächsten Krieg gewinnen wir«, prognostizierte neben mir einer der zu den Kurden übergelaufenen Schah-Offiziere. »Vorausgesetzt, wir haben genug Munition.« Ich hätte ihm am liebsten auf der Stelle die Arme voller Munition gedrückt. Und Frieden auf Erden . . .

---

### 3. Im Geist der Republik

»Kommst du mit nach Kußa Kabrîsa?« ruft mich Hadji an, »ich muß meine Statistiken machen.« – »Was für Statistiken?« – »Statistiken der Bevölkerung: Name, Beruf, Alter, soweit bekannt, Ausweisnummer. Damit wir überhaupt wissen, wie viele wir sind.« Das finde ich recht sinnvoll, also sage ich zu. Die Bevölkerung des iranischen Kurdistan wird immer nur vage mit fünf bis sechs Millionen angegeben.

»Aber haltet vorher bei den Pasdar«, bitte ich, »ich will fotografieren.« – »Jetzt gleich?« fragt Hadji gedehnt zurück. »Ja, gleich.« Hadji knurrt, hält aber vor einem Gebäude, in dem sich ein Teil der zweihundert Milizionäre verbarrikadiert hat, die noch in Mahabad außer den eintausendfünfhundert Soldaten stationiert sind. Im Sommer bin ich in diesem Gebäude noch ein- und ausgegangen, da hatte es der Demokratischen Partei gehört. Jetzt kauern vor dem Eingang hinter Sandsäcken und Netzen die Chomeini-Milizen hinter ihren Maschinengewehren. An der Mauer kleben Chomeini-Poster. Ich mache ein Foto, gehe näher heran, sehe, daß die Milizionäre ihr Gesicht mit Mützen und Tüchern verummant haben, will noch einmal abdrücken, da höre ich es leise klicken. Aha, sie entsichern bereits. Meine Pesch-Merga rufen auch schon aus dem Wagen: »Komm zurück, die sind unberechenbar. Die haben doch die Hosen voll!« Ich gehorche, wenn auch widerwillig, wir fahren weiter. Unterwegs erzählen mir die Kurden Geschichten von dem bornierten Fanatismus und Fatalismus der Chomeini-Milizen. Sie trügen Koransprüche oder anderen Firlefanz wie einen kleinen Schlüssel, von dem sie glauben, es sei der vom Paradies, um den Hals und meinten, sie seien damit unverwundbar. »Inzwischen haben wir sie aber eines Besseren belehrt«, stellen sie stolz fest. »Die hatten doch tatsächlich gemeint, wir warten auf sie, damit sie uns helfen, uns von ein paar Konterrevolutionären zu befreien. Da haben sie sich aber geschnitten. Als wir im Krieg in Mahabad einen Panzer abgeschossen hatten, in dem noch ein Milizionär saß, haben wir ihm gesagt: ›Komm doch runter, sonst gehst du mit dem Ding in die Luft!‹. Und was hat er uns geantwortet? ›Chomeini hat mir versprochen, daß ich, wenn ich im *djihad* sterbe, sofort ins Paradies komme.‹ Ja, und dann blieb der im Panzer drin. Kannst du dir das vorstellen?«

Ich konnte nicht.

»Das ist meine Schule«, sagte Hadji, als wir vor einem niedrigen

Steingebäude am Anfang des Dorfes halten, vor dem die iranische grün-weiß-rote Fahne an einem Mast flattert. Zwei Schulräume hat die Volksschule und ein Lehrerzimmer, an der im Schichtunterricht vier Lehrerinnen und der Schulleiter unterrichten. Die Hälfte der Schüler bekommt frei, verläßt jubelnd den Klassenraum, stellt sich aber vor den Fenstern des Lehrerzimmers auf und drückt sich die Nasen platt. Im anderen Klassenzimmer steht ein Bub an der Tafel, kurzgeschoren – man sagt, es sei wegen der Läuse, auch seien die Stoppeln viel leichter zu waschen. Er muß aufschreiben, wer schwätzt. Unangenehme Erinnerungen an dieses Petzsystem in der eigenen Schulzeit werden in mir wach. Im Lehrerzimmer sitzen wir an orthopädisch höchst unzureichend konstruierten Holztischen und -bänken, die Gewehre lehnen an der Wand, wir bekommen unsere drei Tassen Tee aus dem kupfernen Holzkohlensamowar kredenzt. Von den Lehrerinnen spricht keine eine Fremdsprache, aber sie freuen sich sehr, als ich Hadji übersetzen lasse, daß ich in München auch schon unterrichtet hätte. *Ah, ah* (heißt auf deutsch »ja«), nicken sie, *Munich* (das »ch« wie bei »ach«), ob das jetzt in Ost- oder Westdeutschland sei. Sie sind sichtlich enttäuscht, als ich sage, das sei in der Bundesrepublik. Die würden doch den amerikanischen Imperialismus unterstützen, kritisieren sie, und unsere Geheimdienste hätten mit der Savak zusammengearbeitet. Das kann ich schlecht bestreiten, führe aber an, daß ich, wenn ich aus der DDR käme und keinen Auftrag der Partei hätte, wohl kaum so lange in Kurdistan bleiben könnte. Das will ihnen nicht in den Kopf, genauso wenig wie die Tatsache, daß ich in keiner Partei bin. Zwei der Lehrerinnen sind verheiratet, haben Kinder. Was denn ihre Männer dazu sagen, daß sie auswärts arbeiten und wer die Kinder beaufsichtige, will ich wissen. »Die Kinder sind bei der Familie«, und die Männer seien einverstanden, sie würden ja auch Geld nach Hause bringen. Am Anfang 3000 Toman (etwas mehr als 600 Mark), später mehr. Obwohl es offiziell nicht erlaubt ist, würden sie mit den Schulkindern auch kurdisch reden. Dazu gehört Mut, denn die Hauptstraße Mahabad–Orumijeh, auf der ständig Soldaten und Chomeini-Milizen fahren, ist nur einen Kilometer entfernt.

Die beiden ledigen Lehrerinnen wollen auch heiraten, sie knuffen sich in die Seite, kichern, spielen verlegen mit ihren Gewehren. Einen Freund zu haben, aber nicht zu heiraten, nein, das können sie sich nicht vorstellen. Da wäre auch die Familie nicht einverstanden. Die allmächtige Familie, ohne die in Kurdistan, wie im ganzen Orient, nichts geht. Wer sich bewußt außerhalb stellt, bleibt allein. Es gibt nichts Schlimmeres, als von der Familie verstoßen zu werden, die den Kindern in jeder Situation Verpflegung, Unterkunft und vollen Rückhalt bietet. Die Familien sind groß, weit verzweigt und haben die Verbindungen zu ihrem Stamm, zu ihrer Gegend nie aufgegeben.

Geheiratet wird möglichst innerhalb der weiteren Familie. »damit das Sach' zusammenbleibt«, wie man im Schwarzwald sagt. Trotzdem ist Kretinismus ziemlich selten. Die Heirat wird im allgemeinen von den beiden Elternpaaren arrangiert. Selbst Kurden, die jahrelang im östlichen oder westlichen Ausland studiert haben, lassen sich zu Hause willig von den Eltern verheiraten, sofern sie nicht bereits eine Frau mitbringen, die dann allerdings ihre ganze Energie aufwenden muß, wenn sie nicht in den Frauentrakt abgeschoben und nur für die Nacht hervorgeholt werden will. Die Freiheiten, die ich mir nehme, hat keine verheiratete Frau in Kurdistan. Deshalb reizen mich auch die verlockendsten Angebote, wie »die Kurden mögen dich, wähle« oder »bleib bei uns, wir bauen dir ein Haus« nicht unbedingt. Wir haben uns in den letzten Jahrzehnten zu Hause nicht von Familie, Religion und traditioneller Frauenrolle freigekämpft, um uns kopfüber in noch stärkere gesellschaftliche Zwänge zu begeben. Trotzdem fühle ich mich hier in Kurdistan daheim, in diesem weiten, bizarren Bergland mit seinen offenen, stolzen Menschen, die so gerne lachen. Diese Gesellschaft ist gewiß patriarchalisch, aber tolerant genug, andere Lebensformen zu dulden. Wirklich gleichberechtigt sind die Kurdinnen nur beim Tanz, bei der Wahl und als weiblicher Pesch-Merga; da werden sie allerdings dann als geschlechtslos betrachtet. Mehr als vierhundert weibliche Pesch-Merga der Demokratischen Partei gibt es allein in und um Mahabad. Viele von ihnen leben zusammen mit Männern in Camps.

Die kurdischen Lehrerinnen haben jedenfalls die ersten Schritte auf den langen Weg zur Gleichberechtigung getan. Die aus Kuşa Kahrisa fahren jeden Tag 60 Kilometer per Anhalter oder mit dem Minibus von Mahabad ins Dorf zurück. Und ich habe den Eindruck, sie tun es gar nicht so ungern.

»Sertschao!« verabschieden wir uns; nach einem kurzen Moment des Zögerns halten sie mir auch ihre Wangen hin, obwohl ich nicht aus dem sozialistischen Deutschland stamme.

»Seid ihr euren Frauen etwa treu?« frage ich abends die Nachbarn Marufi, Ismael und Abdullah, zwei gutaussehende, ältere Großgrundbesitzer. Das iranische Staatsfernsehen läuft und zeigt stundenlang Demonstrationen gegen den amerikanischen Imperialismus, dann einen Film über die afrikanische Tierwelt, Szenen von der *hadj*, der Pilgerfahrt nach Mekka und einen Streifen über die Ausbildung der Chomeini-Milizen – doch niemand schaut zu. Vor uns stehen Schalen mit Melonen, Grapefruits, Orangen und heimischen Äpfeln.

Erstaunt schauen sie sich an. Ja, einerseits seien sie schon treu, sie hielten sich jedenfalls für treu, andererseits hätten sie auch schon andere Frauen gehabt. »Wie viele ungefähr?« tippe ich vorsichtig an. »Über hundert sicher«, sind sie sich einig. »Und wo?« – »In den Dörfern draußen«, also Bäuerinnen und Landarbeiterinnen, »wenn

sich die Gelegenheit ergab.« Sie sind sich keiner Schuld bewußt, läßt doch der Koran den Männern ungleich mehr Möglichkeiten der sexuellen Betätigung als den Frauen und hat Mohammed, der Prophet, das ja auch einschlägig vorexerziert mit seinen neun Frauen (Konkubinen und Sklavinnen ausgeschlossen). Was bei uns »Unzucht mit Abhängigen heißt«, ist in feudalen Gesellschaften gang und gäbe. Und es existiert auch in der kurdischen Gesellschaft, soweit feudale Elemente vorhanden sind, immer noch.

»Was würdet ihr tun, wenn es eure Frauen genauso machten, wenn ihr tagsüber aus dem Hause seid?« Abdullah schaut finster, überlegt. Ismael lächelt feinsinnig und bemerkt: »Solange ich nichts davon erfahre, darf sie es schon!« Dabei weiß er genau, daß er alles erfahren würde.

Omar, Abdullahs Sohn, setzt sich zu uns, nachdem er frisches Obst gebracht hat. Er würde gerne Wein trinken und rauchen, traut sich aber nicht in Gegenwart des Vaters. Wenn er es nicht mehr aushält, geht er zu den Frauen, die im Gang sitzen, und zündet sich eine Winston an. Omar ist Anfang zwanzig und macht gerade seinen Militärdienst in der Kaserne in Nagadeh. »Ich war schon eine Woche nicht mehr dort. Die anderen Kurden machen es genauso. Niemand von den Vorgesetzten wagt es, uns zu bestrafen. Morgen habe ich Nachtdienst.« – »Wirst du hingehen?« frage ich. »Wenn ein Bus fährt, schon.« Nach Nagadeh geht jede Stunde ein Bus, weiß ich inzwischen. Aber welcher Kurde fährt gern nach Nagadeh, wenn er nicht muß?

Zum Mittagessen sei ich bei den Ghazis eingeladen, wird mir übermittelt. Mir schwanden bereits Spezialitäten, und siehe da, was trägt der Knabe Omar auf? Zuerst eine Suppe mit Knochen, Fleischstücken und Innereien, auf deren Oberfläche mindestens ein Zentimeter Fett schwimmt. Die Ghazi-Damen – ich esse diesmal mit ihnen – zerreißen das Fladenbrot in kleine Stücke, brocken es in die Suppe. Der Stampf wird mit einem Löffel oder einfach mit der Hand gegessen. Dann werden beige, gefüllte Kugeln serviert, die an einer Seite zugenäht sind: die Rindermägen. Eine ist geborsten, läßt den Blick auf den fetttriefenden Reis in grünlicher Sauce im Innern zu. Auf einer anderen Schale liegen die halbierten Schafsköpfe, aus denen man das Hirn herausschüttelt. Gezielt und bedächtig greifen die Frauen zu, gesprochen wird kaum. Das grünliche Fett rinnt ihnen zwischen den Fingern durch, Reste der weichen, geäderten Mägen bleiben an den Händen kleben, das Glas Wasser, aus dem alle trinken, weist bereits glitschige Fingerabdrücke auf. Gott sei Dank gibt es dazu auch Joghurt und wohlschmeckende Kräuter. Kein Wunder, daß Ghazi Mohammed, der Präsident, Gastritis hatte. Bei diesen Spezialitäten!

»Wir senden, solange es geht«

Ich bedanke mich etwas zu überschwänglich und frage nach dem Weg zur »Radiotelevision« Mahabad. Die Zeichnung, die ich mitbekomme, stimmt dann zwar nicht ganz, aber wen immer ich auf der Straße frage, der begleitet mich ein Stück. Und alle fragen dasselbe: Wieso ich denn kein Taxi nähme. Taxifahren ist unglaublich billig, einen Toman kostet es innerhalb der Stadt, ganz egal wohin. Hauptsache, der Taxifahrer befindet, daß die Richtung stimmt, denn er hat sein Auto ja bereits voll. Sechs Fahrgäste sind der Durchschnitt.

Am Rande Mahabads steht das kleinste Funkhaus mit dem dazugehörigen Radarschirm, das ich je gesehen habe. Keine Kontrolle. Ich frage nach Abdullah Marduck, dem Direktor. Er ist nicht da, obwohl wir uns verabredet hatten. »Er ist erst seit zwei Monaten verheiratet und hat eine schöne, junge Frau«, entschuldigen ihn die Kollegen, zitieren ihn aber telefonisch her. Abdullah hat bei Ghassemli in Paris studiert und gibt sich gern ein französisches Flair. »Unglücklicherweise«, sagt er, »kann ich Ihnen nichts über das Fernsehprogramm sagen, weil es praktisch kein kurdisches Fernsehen gibt. Wir haben zwar die Möglichkeit, zwischen 19 und 19.15 Uhr lokal etwas auf den Fernsehschirm zu bringen, aber unsere Mittel sind begrenzt. Wir haben kaum Filme und keine anständigen Kassetten, unsere Kamera, eine steinalte deutsche übrigens, ist nicht für Außenaufnahmen geeignet. Wir können gerade im Studio filmen, wie neulich diesen singenden Pesch-Merga. Sonst senden wir eben stehende Bilder, von kurdischer Musik untermalt.«

»Und was ist mit den Nachrichten?«

»Die Nachrichten kommen aus Teheran«, sagt er traurig. »Aber wenn wir die Autonomie bekommen, wird alles ganz anders. Dann machen wir ein kurdisches Programm, von Kurden für Kurden. Aber vielleicht wollen Sie noch mit unserem Hörfunkchef sprechen?« Ich will. Wir wechseln in einen anderen kargen Raum, wo Machmud, der Hörfunkdirektor, hinter einem Blechschreibtisch thront. »Wir machen täglich acht Stunden Programm auf kurdisch«, erzählt er. »Morgens von 9 bis 13 Uhr, nachmittags von 17 bis 20 Uhr.«

»Und wie sieht Ihr Programmschema aus?« frage ich, obwohl ich keineswegs sicher bin, daß es so etwas gibt.

»Die erste Stunde gehört der Frau, alles, was mit Haushalt und Familie zusammenhängt. In den folgenden 30 Minuten wird eine bekannte Persönlichkeit oder ein Land vorgestellt. In der nächsten Stunde bringen wir Dinge aus der kurdischen Geschichte, erzählen wir etwas über kurdische Sitten und Folklore, dann kommt«, er lächelt ein bißchen herablassend, »das Wunschkonzert, gefolgt von einem religiösen Programm, in das wir aber revolutionäre Inhalte einbauen. Nach der Mittagspause fangen wir mit Musik und Gedich-

ten an, dann kommt »Wir und unsere Hörer«, fünf bis sechs meist politische Fragen aus Hörerbriefen werden beantwortet. An Nachrichten und Lokalberichte schließt sich das Bauernprogramm an, bevor wieder Nachrichten kommen und zum Schluß wieder etwas Historisches aus verschiedenen Ländern. Dazwischen senden wir natürlich kurdische Musik.«

»Worüber Chomeini nicht sehr glücklich sein wird.«

»Heute haben wir wieder so eine Anordnung bekommen. Jede Musik, ausgenommen religiöse, ist des Teufels und darf nicht gesendet werden.«

»Und was tun Sie?«

Er lacht breit, lehnt sich zurück. »Natürlich senden wir. Solange es geht.«

Inzwischen hat sich der Raum mit Technikern, Sprechern und Journalisten gefüllt, die von mir etwas über Deutschland erfahren wollen, wie wir zu Chomeini und zur kurdischen Frage stehen. Ich versuche, unsere öffentliche Meinung etwas differenziert darzustellen, gebe aber gern zu, daß spätestens nach der Geiselnahme Chomeini bei uns nicht mehr allzu viele Sympathien genießt und daß der Kampf der Kurden für ihre Autonomie noch nie eine so gute Presse hatte wie in den letzten Monaten. Das sei aber nicht genug, meinen sie, wieso die Bundesrepublik sie nicht offiziell unterstützt? Welches Land sie denn offiziell unterstützen würde, frage ich zurück. »Die Sowjetunion hat unsere Forderungen als legitim anerkannt, aber das hilft uns im Augenblick auch nicht weiter«, stellen sie resigniert fest. »Wenn wir so handelten wie die Palästinenser, dann würde uns Kreisky jetzt auch anerkennen. Aber weil wir nur defensiv und nicht offensiv kämpfen, kümmert sich die Welt nicht um uns.«

Ich muß ihnen recht geben. Sie wollen mich zum Abendessen dabehalten, aber Abdullah Marduck lehnt ab, ich sei schon bei ihm eingeladen. Das wußte ich vorher gar nicht, war auch überhaupt nicht gefragt worden. Wir fahren durch den Schneeregen ans andere Ende Mahabads, lassen den Landrover in einer Gasse an einem Platz stehen, wo ein anderes Auto gerade noch vorbeikommt, kämpfen uns durch den Schlamm, rutschen durch eine dieser Eisentüren, deren bunte Verzierungen aus unseren fünfziger Jahren stammen könnten, steigen im Dunkeln eine schiefe Erdtreppe hinauf und sind im Haus der Eltern seiner hübschen, europäisch gekleideten Frau.

Von der Annahme ausgehend, daß ich völlig verhungert sein müßte, schleppt die Mutter Eßbares an – einfach abzulehnen gilt als ungezogen. Ich würge noch an meinen lauwarmen Krautwickeln mit Reis, stochere in dem angebrannten Fisch voller Gräten herum, als Abdullah hereinkommt: »Die Russen sollen in Afghanistan einmarschiert sein.« Ein neues Ungarn, ein neues Prag? Hier scheint sich aber niemand besonders darüber aufzuregen. Ich werde mich morgen genauer

erkundigen, hier muß ich jedenfalls erst noch mein Keep-smiling-Spiel zu Ende führen. Mir tun schon jetzt die Gesichtsmuskeln weh. Aber ich darf noch nicht gehen, ich werde erst noch mit der Familie in dem Landrover untergebracht, um andere Verwandte zu besuchen. Bin ich schon einmal da, muß ich auch vorgezeigt werden. Die Verwandten sind offensichtlich reicher, haben ein größeres Haus mit einer noch abstrakter verzierten Tür. Sie sind im Stoffhandel tätig, im Nebenzimmer stapeln sich die Rollen buntglitzernder Synthetiks »made in Japan«. Im Salon werden mir voller Stolz Souvenirs gezeigt: Glitzerpüppchen aus Plastik, Zigarettdosen mit eingebauter Spieluhr, ein Aschenbecher mit eingebauter Uhr, auf der man die Zigaretten ausdrückt und die elektrischen Disco-Vögelchen. Made in Pakistan, made in Taiwan, made in Hongkong. Kitsch in Kurdistan.

Am nächsten Tag rufe ich die geheime Telefonnummer in Ghassem-lus Hauptquartier an. Zunächst meldet sich ein Pesch-Merga, dann kommt einer seiner engeren Berater, schließlich Ghassem-lu. Was in Afghanistan los ist, will ich wissen. Die Russen seien in Kabul einmarschiert, mehr wisse er auch nicht. Und, nach einer Pause: »So schnell werden die auch nicht wieder gehen.« Aber er wolle mich etwas anderes fragen. Ob ich morgen mitfahren möchte, die Demokratische Partei halte in einem Dorf bei Piranschar eine Konferenz ab. »Klar«, sage ich. »Also morgen früh um 9 Uhr, au revoir, Madame.« Diese altväterliche Höflichkeit ist geradezu rührend.

## Volksfedajin ohne Guerilla

Nachmittags habe ich einen Termin bei den Volksfedajin. Im Partei-büro herrscht ein großes Gedrängel und Geschiebe. »Wir ziehen um«, erklärt mir ein Kurde, der sich mit »Mine« vorstellt, »in ein Haus, das vom Quartier der Chomeini-Milizen weiter weg ist. Kommen Sie, hier ist noch ein Zimmer frei.« Was das bedeute, »Mine«, will ich wissen. »Das ist mein Kriegsname, das kommt von Ho Tsch Minh«, sagt er. Dabei weiß in Mahabad jeder, daß er Mohammed Amin heißt und einer der Führer der Fedajin hier ist.

»Wie lange gibt es die Fedajin in Kurdistan?«

»In Kurdistan erst seit der Revolution, im Iran seit neun Jahren. Während der Schah-Zeit arbeiteten wir im Untergrund, dann waren wir ein paar Monate legal, jetzt sind die Führer wieder im Untergrund.«

»Was unterscheidet Sie von den Marxisten-Leninisten der Komala?«

»Wir stehen am weitesten links. Die Leute der Komala sind für uns Maoisten. Außerdem haben sie unter ihren Parteimitgliedern auch

Nationalisten und Feudale. Wir nicht. Sie haben keine Arbeiterorganisationen, wir wohl. Da es in Kurdistan in der Hauptsache Bauern gibt, wenden wir uns in unserer politischen Arbeit verstärkt den Bauern zu. Wir haben in Bukan sogar eine Gewerkschaft gegründet. In Kermanscha, im Süden Kurdistans, sind wir die stärkste politische Partei.«

»Und wie viele Kurden sind hier in Ihrer Partei?«

»95 Prozent sind Kurden. Ich bin auch Kurde.«

»Was unterscheidet Ihr Parteiprogramm von der 26-Punkte-Plattform, die Sie mit den anderen Parteien unterschrieben haben?«

»In der Plattform steht, daß in freien Wahlen eine bürgerliche Regierung gebildet werden soll, wir sind für ein Rätssystem auf allen Ebenen. Theoretisch wie in der UdSSR, nur nicht so, wie sie es praktizieren. Wir sind für die Nationalisierung der Schlüsselindustrien und eine Landverteilung. Die Erde dem, der sie bebaut.«

»Geben Sie den Autonomieverhandlungen eine Chance?«

»Es sieht nicht so aus, als ob Teheran unsere Forderungen erfüllen will. Dabei möchte die Armee, wollen die Soldaten keinen Kampf. Nur die in Amerika ausgebildeten Schah-Generäle, die noch in der Chomeini-Armee sind, die wollen den Krieg. Und natürlich die Pasdar, die dafür auch gut bezahlt werden.«

»Was bekommen denn Ihre Pesch-Merga?«

»Geld bekommen sie überhaupt nicht. Die Full-time-Pesch-Merga bekommen Kleidung, Essen und Munition, die freiwilligen Pesch-Merga bekommen gar nichts. Sie wohnen bei ihren Familien und kommen, wenn man sie braucht.«

»Was halten Sie von Guerilla?«

»Früher waren wir dafür, inzwischen haben wir gelernt, daß wir nur mit der Unterstützung des Volkes gewinnen können. Also keine Flugzeugentführungen, Geiselnahmen oder politischen Morde.«

»Wie schätzen Sie die übrigen politischen Gruppen in Kurdistan ein?«

»Die Politik der Komala, obwohl sie uns die Nächsten sind, halten wir zwar für links, aber für falsch. Die Demokratische Partei ist nationalistisch. Dahinter steckt die kurdische Bourgeoisie, und was die wollen, sind nicht die Interessen der Arbeiter und Bauern. Die kommunistische Tudeh-Partei spielt in Kurdistan praktisch keine Rolle, aber sie hat Einfluß innerhalb der Demokratischen Partei. Der Scheikh ist ein Nationalist, der aber ein bißchen vom Sozialismus angesteckt ist.«

»Und Sie sind kein bißchen nationalistisch?«

»Doch, sonst könnten wir in Kurdistan nicht kämpfen, aber Nationalismus ist nicht unsere Ideologie. Wir kämpfen für die Arbeiter im Iran, dann erst für die Autonomie der Völker im Iran. Aber in Kurdistan fühlen wir uns am freiesten.«

»Mit welchen anderen kommunistischen Parteien haben Sie Verbindungen?«

»Mit der kubanischen, vietnamesischen, laotischen, mit den Sandinistas in Nicaragua, der türkischen Roten Armee, mit der Befreiungsbewegung in Oman und den Palästinensern von George Habasch. Dort werden wir auch trainiert. Der Iran war zur Zeit des Schah für uns dasselbe wie es Palästina unter Begin für die Palästinenser ist.«

»Und wie stehen Sie zu Chomeini?«

»Chomeini ist für uns wie Assad von Syrien oder Ghadaffi von Libyen. Er ist einerseits antiimperialistisch, dann umgibt er sich aber mit Leuten, die imperialistisch handeln. Ich meine Bazergan, Yazdi, Ghotbzadeh und die Schah-Generäle. Wir wissen nicht, woher sie kommen, sie haben nie gegen den Schah gekämpft. Und Chomeini steht zwischen den beiden Blöcken, ist selber ein Kleinbürger. Gegenüber Kurdistan handelt er imperialistisch, bei der Besetzung der amerikanischen Botschaft anti-imperialistisch. Er will eben gleichzeitig Antiimperialist sein und Antikommunist. Das geht aber nicht. Trotzdem ist er für uns besser als der Schah.«

»Wie stehen Sie zum Islam?«

»Der Islam ist eine feudalistische Religion. Professionelle Volksfedajin sind normalerweise keine Moslems.«

»Und was halten Sie von einem unabhängigen Kurdistan?«

»Wenn die kurdische Bourgeoisie dafür ist, sind wir dagegen, wenn die kurdischen Arbeiter und Bauern dafür sind, sind wir auch dafür. Wie sagte Spartakus? ›Für arme Leute hört der Kampf nie auf.«

Die Tür wird aufgerissen, ungeniert ziehen uns Pesch-Merga der Fedajin die Stühle unter dem Hintern weg. Sie ziehen schließlich um.

Durch Dreck und Schnee kämpfe ich mich zu den Ghazis durch, vorbei an offenen Feuern auf der Straße, an denen sich dunkle Gestalten – der Strom ist wieder ausgefallen – die Hände wärmen. Dort sei heute abend eine Einladung, hatte mich Ali wissen lassen, und dort könnte ich frühere Minister der Republik von Mahabad treffen. Geschichte life, das hat mich schon immer interessiert.

Gegenüber dem verschneiten Volkspark, hinter dem der jetzt durch den Staudamm gezähmte Mahabad-Fluß dahinfließt, steht ein anderes, einstöckiges Haus, das den Ghazi gehört. Die Häuser in Mahabad sind selten höher als zwei Stockwerke. Vor der Tür kontrolliert ein Pesch-Merga. Ich darf passieren, schnüre meine Stiefel auf, steige die Treppe hinauf, werde in ein großes Zimmer begleitet, auf dem an die fünfzig Männer an den Wänden entlang auf dem Boden sitzen. »Da bist du ja endlich«, ruft Ali Ghazi, alle erheben sich mehr oder weniger elegant. *Fermo* beeile ich mich zu sagen, das heißt in dem Fall so viel wie »Bitte setzen Sie sich doch!« Sie setzen sich aber erst, nachdem Ali wieder die Beine untergeschla-

gen hat. »Zwei Minister der Republik sind da, mit denen kannst du reden«, verkündet Ali stolz. »der frühere Informations- und der Erziehungsminister.« – »Aber vielleicht erzählst du vorher noch etwas von deinem Vater«, antworte ich. Er läßt sich nicht zweimal bitten: »Mein Vater hat mich sehr geliebt, weißt du, er hat es mir nicht offen gezeigt, aber er nahm mich überall hin mit. Davon abgesehen, daß er ein sehr gebildeter Mann war, war er auch sportlich. Jeden Morgen machten wir einen Lauf, den Berg hinter dem Staudamm hinauf, den es damals noch nicht gab, dann gingen wir im Fluß schwimmen, nackt. Wenn andere Männer und Jungen im Wasser waren, gingen sie raus, aus Respekt vor meinem Vater. Im Frühjahr, wenn der ›Schwarze Fluß‹ Hochwasser hatte, galt es als besondere Mutprobe, ihn zu überqueren. Sowohl mein Vater als auch ich haben Jungen gerettet, die nicht so gut schwimmen konnten und zu ertrinken drohten. Mein Vater ging auch gern auf die Jagd. Wenn er ausritt, wählte er sich immer ein besonders ungebärdiges Pferd aus und trug sein Berno-Gewehr. Der Name ›Berno‹ (eigentlich ›Brno‹) kommt von der tschechischen Stadt Brünn. In den dreißiger Jahren haben Tschechen aus Brünn die erste Munitionsfabrik in Teheran gebaut. Was mich am meisten beeindruckte, war der Aufenthalt in Baku, im russischen Teil der aserbajdschanischen Volksrepublik. Das war im November/Dezember 1941. Die Russen hatten über dreißig kurdische Stammesfürsten eingeladen, darunter auch meinen Vater und den von Ghassemlu. Ich war erst acht, aber mein Vater nahm mich trotzdem mit, ich war das einzige Kind. Ich war begeistert, fuhr den ganzen ersten Tag in Baku mit dem Fahrstuhl rauf und runter, wir gingen in den Zirkus, ich verliebte mich auf der Stelle in eine Trapezkünstlerin, außerdem bekam ich viele Geschenke von den Russen, einen Koran, einen Sattel, alte Münzen, einen Anzug und was mich am meisten freute, eine belgische 6,35-Pistole. Mein Vater nannte mich ›Kurerasch‹, das heißt ›schwarzer Junge‹. Baghirow, der Vorsitzende des Präsidiums der sozialistischen Republik Aserbaidshan, schlug vor, mich doch in ›roter Junge‹ umzubenennen, Schwarz sei die Farbe der Faschisten. ›Dafür ist er aber so tapfer wie die ganze Rote Armee‹, verteidigte mich mein Vater. Ich kam jedenfalls als großer Kommunist nach Mahabad zurück, obwohl ich von den vielen Besichtigungen von Fabriken, militärischen und kulturellen Institutionen so gut wie gar nichts mitbekommen hatte.«

»Und dann, was passierte dann weiter?«

»Im nächsten Jahr, im September 1942, wurde in Mahabad die *Komala i Jiani Kurdistan* (Komitee des kurdischen Lebens), nicht zu verwechseln mit der jetzigen Komala, von fünfzehn national gesinnten Mahabader Bürgern gegründet, eine Art Geheimbund, jedes Mitglied mußte auf den Koran schwören. Der Deckname meines Vaters in der Komala war ›Binai‹, das heißt ›Augenlicht‹. Drei Jahre

später, im August 1945, wandelte mein Vater die Komala in eine richtige Partei um: Die Demokratische Partei Kurdistans im Iran, die schon damals die Autonomie Kurdistans im Rahmen des iranischen Staates forderte. Kurz darauf fuhr mein Vater, begleitet von wenigen anderen Kurden, noch einmal nach Baku. Ihre Forderungen nach Finanz- und Militärhilfe und der Unterstützung eines unabhängigen kurdischen Staates wurden von den Russen nur bedingt akzeptiert. Im November 1945 proklamierte Jaffar Peschawari die Autonomie Aserbaidschans, im Januar 1946 mein Vater die Autonomie der kurdischen Republik, die, wie du weißt, nur elf Monate dauerte. Während der Zeit waren oft Russen bei uns zu Besuch. Manchmal kamen sie mitten in der Nacht, trampelten auf dem Dach herum und riefen, sie seien hungrig und durstig. Es war auch immer etwas für sie da. Obwohl mein Vater keinen Alkohol trank, hatte er immer Wodka für sie.«

»Und wie war das dann mit dem Prozeß?«

»Mein Vater bekam nicht den Verteidiger, den er wollte, sondern einen Pflichtverteidiger, Captain Scharifi. Der ließ meine Mutter wissen, daß er meinen Vater besser verteidigen und vom Strang retten würde, wenn er 15 000 Toman bekäme. Meine Mutter hatte nicht so viel Geld zu Hause, sie nahm ihren Schmuck und wollte ihn bei den Juden von Mahabad versetzen. Die sagten: »Behalten Sie ihren Schmuck. Es ist eine Ehre für uns, Ihnen das Geld zu geben. Es ist ein Zeichen der Dankbarkeit von uns Juden, weil wir in der Republik Ihres Mannes die gleichen Rechte hatten wie die anderen Bürger.« Scharifi nahm das Geld, aber mein Vater wurde trotzdem zum Tode verurteilt und hingerichtet.«

»Wurde Ihnen nach dem Ende der Republik auch der Prozeß gemacht?« frage ich Saddik Haydari, den früheren Informationsminister, einen europäisch gekleideten älteren Kurden.

»Ja«, erzählt er, »ich wurde zuerst zu lebenslänglich verurteilt, in der Revision zu drei Jahren, kam aber nach achtzehn Monaten schon frei. Die folgenden sieben Jahre verbrachte ich im Irak. Als ich zurückkam, wurde ich erneut verurteilt, diesmal zu zehn Jahren, wurde aber wieder früher freigelassen, bis sie mich 1955 noch einmal ins Gefängnis steckten. Aber ich hatte noch Glück, denken Sie an Rani Bulurian, der war fünfundzwanzig Jahre im Gefängnis.«

Mit Rani wollte ich schon lange sprechen. Er war und ist Mitglied des Zentralkomitees der Demokratischen Partei.

»Wie sind Sie eigentlich Informationsminister geworden?«

»Ich war vorher Buchhändler und habe die Zeitung »Nischteman« (d. h. »Vaterland« oder »Heimat«) mitgegründet, in der die satirischen politischen Dialoge der beiden Dichter Hemn und Hajar abgedruckt wurden.« Nach einer Pause: »Zu der Zeit gab es nicht viele Leute, die

in Mahabad lesen und schreiben konnten. Die Analphabetenrate lag bei 80 Prozent, heute sind es immer noch 50 Prozent.«

»Und was haben Sie als Erziehungsminister gegen das Analphabentum unternommen?« wende ich mich an Manaf Kärimi, einen ebenfalls europäisch gekleideten dicken Kurden mit breitem, rötlichem Gesicht und schütterem, weißem Haar, der jetzt am Stadtrand eine Lehrlingsausbildungsstätte hat.

»Am Anfang«, verkündet er etwas pathetisch, »hatten wir nur unseren guten Willen und die Liebe zu unserem Vaterland. Geld hatten wir erst, nachdem die ersten Steuern gezahlt waren und wir 25 000 Ballen Tabak an die Russen verkauft hatten. Kurdistan war ein großes Tabakanbaugebiet, wir produzierten im Jahr 10 000 Tonnen. Doch dann führte der Schah die Mode der amerikanischen Zigaretten ein, und Virginiatabak wächst hier nicht. Aber zurück zu den Analphabeten. Es gab im Iran keine kurdischen Lehrbücher; wir nahmen deshalb Lehrbücher aus dem Irak und Syrien, die waren aber auf die Verhältnisse in diesen Ländern zugeschnitten. Wir mußten die Texte erst umschreiben. Die erste Sendung der neuen Bücher kam am letzten Tag der Republik an. Es fehlte uns auch an Lehrern, wir holten sie aus dem Iran und dem Irak, machten kurze Ausbildungskurse. Wir gründeten das erste Gymnasium in Mahabad für Mädchen und Jungen und führten Schuluniformen ein, grüne, im Mao-Look.« Er lacht, nimmt mein Heft und zeichnet die Uniformen auf. »Auch die Kinder aus armen Familien sollten sich gleichberechtigt fühlen. Abiturienten hatten außerdem die Möglichkeit, in Täbris oder in Baku zu studieren.«

»Was gab es sonst noch an Kulturellem?«

»Vieles, ganz allgemein herrschte ein Klima von Optimismus und Freiheit. Viele neue Lieder entstanden, Gedichte, Romane. Wir hatten eine gute Druckerei, die Zeitungen und Zeitschriften in Kurdisch herstellte, und ein gutes Radioprogramm. Nur ließ man uns nicht genug Zeit, alles auszubauen.«

»Würden Sie sich noch einmal einer kurdischen autonomen Regierung zur Verfügung stellen?«

Beide antworteten fast gleichzeitig und fast dasselbe: Bis zum letzten Atemzug würden sie mitarbeiten, sie seien schließlich aus der Schule von Ghazi Mohammed. Sie seien nicht überzeugt, daß die nächste autonome Regierung so gut werden würde wie die Republik, sie würde wohl eher sozialistisch. Ja, mit der Politik der Demokratischen Partei würden sie übereinstimmen, die Zeiten hätten sich zwar geändert, der nationale Wille jedoch nicht. Die Kurden wollten ihre Unabhängigkeit, nicht nur die Autonomie. Die Politiker müßten zwar von Autonomie reden, aber das kurdische Volk wolle einen eigenen Staat. »Schreiben Sie das ruhig«, schließen die Exminister.

Inzwischen hat sich um den Ofen eine Gruppe junger Leute

versammelt, darunter ein weiblicher Pesch-Merga. Zenab, so heißt sie, ist achtzehn, klein und energisch, das schwarz-weiße Tuch malerisch um den Kopf drapiert, um Schultern und Bauch die Munition für ihren Granatwerfer geschnallt, in dessen Mündung sie einen Pfropfen aus Watte gesteckt hat. »Kommst du mit, morgen? Wir machen Schießübungen«, fragt sie mich. »Wenn ich nicht zur Konferenz fahre, dann schon«, sage ich quasi zu. Wie auf ein geheimnisvolles Zeichen hin brechen plötzlich alle gemeinsam auf.

Ich warte um 9 Uhr, ich warte um 10 Uhr, ich warte bis 11 Uhr darauf, daß mich die Demokraten zu ihrer Konferenz abholen. Es passiert mal wieder gar nichts. Also entschieße ich mich doch für die Schießübungen. Die Jungen und Zenab holen mich ab, wir fahren in eine Kiesgrube vor der Stadt. Daneben qualmt eine der wenigen Fabriken, die es in Mahabad gibt, eine Ziegelfabrik. Diverse Colaflaschen werden in respektabler Entfernung aufgestellt, die jungen Kurden zielen. Schießen können sie alle schon, das lernt man in Kurdistan früh, aber mit dem Treffen hapert's noch. Das Problem dabei ist, daß die Munition so teuer ist. Eine von Zenabs Granaten kostet 40 Mark, und sie kämpft lange mit sich, ob sie einen Probe-schuß spendieren soll oder nicht. Mit welchem Gewehr ich schießen wolle, drängen sie mich, oder ob mir eine Pistole lieber wäre. Irgendwie habe ich einen Horror davor, der Krach geht einem ans Trommelfell, der Gestank ist entsetzlich, der Rückschlag, vor allem bei der Kalaschnikoff, ist gemein, und die Idee, daß ich damit vielleicht jemanden verwunden könnte . . . nein, wirklich. Andererseits wollte ich nicht unbedingt als zickige Europäerin dastehen. Ich griff zu einer Pistole, schoß so lässig, wie ich es oft genug in Western gesehen hatte, aber mindestens einen halben Meter über meine Colaflasche hinaus. Dabei hatte ich recht sorgfältig die Kimme in das Korn oder umgekehrt gebracht. (Was ist das eigentlich schon wieder für eine hoch erotische Beziehung zwischen Kimme und Korn?) »Wenn ich Kurdin wäre, würde ich auch schießen lernen«, tröste ich die Jungen um mich herum, die ganz enttäuscht sind, daß mir das keinen Spaß zu machen scheint.

»Wie bist du eigentlich Pesch-Merga geworden?« will ich von Zenab wissen. »Das war nach den Ereignissen von Nagadeh, im April 1979. Ich bin Kurdin, ich kann nicht schreiben und lesen, aber ich kann für die Freiheit meines Volkes und der anderen iranischen Völker kämpfen. Wie man Pesch-Merga wird? Es reicht nicht, sich einfach zu entschließen, man macht da so eine Probezeit durch. Wenn man sich bewährt, und die Partei überzeugt ist, daß man ein guter Pesch-Merga wird, kriegt man auch eine Waffe. Ich hatte zwei G-3, die habe ich aber gegen den Granatwerfer eingetauscht. Der ist gut für den Kampf in den Straßen, ich kann bis 500 Meter weit schießen.«

»Hast du auch schon getroffen?« Ihr Gesicht verfinstert sich.

»Ich meine, hast du auch mitgekämpft?« verbessere ich mich.

»Klar«, sagt sie mit rauher Stimme und glitzernden Augen, »ich wurde auch schon verwundet. In Mahabad habe ich einen Panzer angegriffen, der mit roten Lämpchen auf mich zufuhr. Die Pasdar haben mich aus dem Panzer heraus beschimpft. Von hinten haben dann andere Pesch-Merga mit ihren RPG den Panzer getroffen. Dann haben die Pasdar doch zu heulen und zu beten angefangen.« Sie spuckt verächtlich auf den Boden. »Die Pasdar sind für mich Söldner und Messerstecher, sie verdienen den Namen ›mudjahidin‹ (Kämpfer im heiligen Krieg) nicht.«

»Wie seid ihr zu den Soldaten?«

»Wir benutzen jede Gelegenheit, mit ihnen zu sprechen, das sind einfache Leute. Gestern haben wir, du hast sicher davon gehört, vierhundert iranische Soldaten, die zur Ablösung nach Mahabad kamen, umzingelt, entwaffnet und zur Partei gebracht. Major Abbasi hat uns aber gesagt, daß das falsch gewesen wäre, weil die iranischen Soldaten unsere Freunde seien, und die Partei die Ablösung überwache, damit nicht mehr Soldaten kommen als gehen. Das haben wir dann verstanden, daran halten wir uns.«

»Dich reden aber nicht alle mit ›Zenab‹ an.«

»Nein«, sie lacht, »man nennt mich ›Nana‹, das heißt ›Oma‹. Ich weiß auch nicht wieso.«

Ich kann es mir denken. Sie sieht wirklich nicht aus wie ein behütetes junges Mädchen von achtzehn Jahren. Sie hat ein hartes Gesicht, zusammengewachsene Brauen und einen Oberlippenbart. Die letzten Wochen hat sie in einem Camp in den Bergen mit zehn männlichen Pesch-Merga verbracht. »Wir leben zusammen wie Brüder und Schwestern.« Ob alle Pesch-Merga-Mädchen so leben? Zweifel daran werden nirgends geäußert.

»Was wünschst du dir, Zenab, wenn es in Kurdistan die Autonomie gäbe?«

Sie, ohne zu überlegen: »Ich würde gern in eine Schule gehen. Ich würde gern so viel lernen.« Um dann zu heiraten, natürlich verheiratet zu werden, Kinder zu kriegen und zu kochen, denke ich bei mir. Aber ich habe die Hoffnung, daß sich Mädchen wie Zenab, die im Krieg ihren Mann stehen, auch zu Hause später einmal nicht einfach herumkommandieren lassen.

»Du kommst doch zu uns zum Essen?« fragt mich Djemal, »mein Vater läßt dich herzlich ein.« Der Vater, Kakh Rahman, ist verwitwet, hat eine Fladenbrotbäckerei und einen großen Lastwagen. Er gehört zu einem anderen Zweig der Ghazi-Familie. Auffallend sind seine großen, hellblauen Kinderaugen und daß er viele Tiernamen auf deutsch kennt: »Der Truthahn, die Truthenne, die Schlange, der Hund.« Er sammelt unbelastet von größerem Sachwissen Antiquitä-

ten und Münzen. Kakh Rahman hat außerdem zwei wunderschöne Söhne: Suleiman und Djemal. Immer, wenn ich gerade mit einem ein Gespräch anfangen, nimmt mich der Vater an der Hand, führt mich ins eiskalte Nebenzimmer und muß mir etwas zeigen: *tasbie*, islamische Rosenkränze aus wohlriechenden Holzperlen oder aus Plastik, alte Samoware aus Kupfer oder Messing, Gold- und Silbermünzen von der Olympiade in Montreal, alte Schwerter und kaputte Uhren – ein buntes Sammelsurium von Gegenständen, in Lappen eingeschlagen und in einer alten russischen Truhe verwahrt. Ich bekomme sogar einen alten, wie er sagt, türkischen Anhänger geschenkt, den mir Suleiman gleich mit einer Schnur um den Hals hängen muß. *Djoana, sor djoana* (Schön, sehr schön) freut sich der Vater und strahlt mich an.

Ob ich Musik mag, fragt Suleiman, stellt seinen Stereo-Kassettenrecorder an, und macht ein paar kurdische Tanzschritte vor; die Kurden tanzen in einer Reihe, ein Mann, eine Frau, ein Mann, eine Frau und halten sich dabei an den Händen. Also nehme ich Djemal an die andere Hand, bis ihn sein Vater wegdrängt. Widerspruch oder Ungehorsam der heiligen Vaterfigur gegenüber gibt es in Kurdistan nicht. Die Kassette ist zu Ende, trotzdem schwingt noch ein Ton im Raum, der wie das Zirpen einer Grille klingt. Ich gehe ihm nach, lande vor dem Kühlschrank, der in einer Ecke des teppichbelegten Ganges steht, von dem alle Türen der Wohnung abgehen: die Außentür, die Tür zum Treppenhaus, zwei Türen zu zwei leeren Zimmern mit Ofen, Teppichen und dem an der Wand eingerollten Bettzeug, die Tür zur Küche und zur Toilette. Ich hebe die Schultern hoch, sehe Kakh Rahman an und sage leise, mit fragendem Unterton:

»Truthahn? Na. Schlange? Na. Hund? Na. Also?« Jetzt hat der Ton plötzlich ausgesetzt, ich mache ihn nach. »Thrila« (wie »th« im Englischen), nicken die Söhne, das sei ihre Winterheuschrecke, die gäbe es in vielen kurdischen Häusern. Gefällt mir beinahe noch besser als die elektrischen Disco-Vögelchen. Ich werde noch Kurdisch lernen, beschließe ich. Aber nur die Sprache. Das Kurdische ist eine indo-europäische Sprache, manche Wissenschaftler leiten es vom Altmedischen her. Es besteht aus zwei Hauptdialekten, dem Kurmandji, das vor allem in der Türkei, und dem Sorani, das im Iran und im Irak gesprochen wird. Mit der Schrift fange ich gar nicht erst an. Kurdisch hat nämlich eine eigene Schrift, die sich vom Persischen unterscheidet, das sich wiederum vom Arabischen dadurch unterscheidet, daß es noch ein paar Buchstaben und Punkte mehr hat. »Wenn du willst, können wir zusammen Kurdisch machen«, bietet sich Djemal an. »Wenn du mich Englisch abfragst.« – »*Spas*«, bedanke ich mich auf Kurdisch. Kakh Rahman schaut mißtrauisch, als wir unsere Telefonnummern tauschen.

»Willst du jetzt die Höhle sehen?« schlägt Djemal, der grünäugige, schüchterne Zwanzigjährige vor. Ich hatte in den letzten Tagen immer wieder von einer Höhle reden gehört, die zwei Kilometer lang sei, direkt an den Fuß des Gebirges führen soll und von den Bewohnern Mahabads immer wieder gern als Fluchtweg benutzt worden war. Nebenan, im Haus von Djemals Vetter Masiar, im Außenhof des Misbah-Ghazi-Hauses, war der Einstieg zur Höhle, im Durchmesser vielleicht anderthalb Meter. Es dauert eine Weile, bis eine Leiter und eine Taschenlampe organisiert sind. »Durch diese Höhle ist Ghassemu schon geflohen, und Ali Ghazi hat in ihr zwei Tonnen voller Manuskripte seines Vaters versteckt«, erzähle ich meinen Begleitern. »Ali«, sie machen eine wegwerfende Handbewegung, sie mögen ihn nicht, obwohl er zur Familie gehört. Der Gang ist zuerst zwei Meter breit, dann wird er enger, die tropfende Kalksteindecke wird immer niedriger. Wir gehen gebückt, bis wir schon nach den ersten fünfzig Metern vor einer etwa vier Meter breiten und einen Meter tiefen Wasserlache stehen. Die Höhle ist überschwemmt, wir müssen umkehren. Wenn draußen Chomeini-Milizen mit Panzern stünden, wäre ich sicher nicht umgekehrt, überlege ich mir. Abgeschürft und verschlammt klettern wir die wacklige Leiter wieder hinauf.

Suleiman hat einen Musiker ins Haus geholt, einen alten Bauern, braungebrannt, mit Hakennase und Tamburin. Beide singen abwechselnd im Dialog. Wir nehmen die musikalische Session auf Band auf, dazwischen wird wieder getanzt – alles untermalt vom sommerlich anmutenden Zirpen der Hauszikade.

Ob ich gern einen Film sehen würde, fragt der Gastgeber Kakh Rahman mit seinem schwarz-silbrigen Rohseidenturban, an dem seitlich schwarze Fransen herunterbaumeln. Was er denn für einen zu bieten hätte. Einen hätten sie aus Afrika und einen aus Amerika, klärt mich Suleiman auf. Ich entscheide mich zunächst für den aus Afrika. Das Vorführgerät wird angeworfen, die Kassette wird eingelegt, wir kauern am Boden. »Born free« hieß der halbstündige Schmachtfetzen um ein blondes, offensichtlich englisches Kolonialistenehepaar, das einen Wurf junger Löwen aufzieht, weil es vorher deren Eltern abgeknallt hatte. Eine davon, die Löwin Elsa, bringt den beiden, als es soweit ist, dann auch wieder ihre Jungen. Ende. Rührend, rührend. Danach bestand ich auf den zweiten Film. Es war ein früherer Chaplin, »The Tramp«, aber technisch so mangelhaft, daß sich über die inhaltliche Qualität des Filmes nichts aussagen ließ. Dafür war er kurz. Gleichwohl, Chaplin in Kurdistan, das hatte ich nicht erwartet!

## Komala: »Wir werden totgeschwiegen«

Ich soll endlich erfahren, was die Komala will. Um 10 Uhr habe ich einen Termin mit Dr. Jaffar Schaffii, genannt »Aziz«, einem der Köpfe der Komala in Mahabad. Der Schneesturm treibt mich vor sich her, über den großen viereckigen Platz, links in eine enge Gasse, über die ein Transparent gespannt ist, und in der es von waffen- und munitionsstrotzenden Pesch-Merga nur so wimmelt. Die Pesch-Merga der verschiedenen kurdischen Parteien unterscheiden sich äußerlich gar nicht. Nur eine Gruppe fällt heraus: die Anhänger der Söhne des alten Barsani, die eigentlich aus dem Irak stammen, aber im Iran undurchsichtige Manöver vollziehen und deren Vertreter ich unbedingt auch treffen will. Diese Barsani-Pesch-Mergas tragen rot-weiß-gewürfelte Turbane, die Farbe des kurdischen Stammes der Barsan. Hier in Mahabad sieht man sie nicht, aber schon zwei Stunden entfernt, im Badinan, ihrem Stammgebiet, dem Dreiländereck zwischen der Türkei, dem Irak und dem Iran, treten sie ganz ungeniert auf.

Ich steige im Komala-Parteibüro die zugeige Treppe hinauf, im großen leeren Raum, teppichlos und spärlich geheizt, drängeln sich die Parteimitglieder. Wilde Burschen, sie sehen aus, als kämen sie aus den hintersten Dörfern und seien tagelang unterwegs gewesen. An den Wänden hängen Poster von Marx und Lenin, optimistische, revolutionäre Bilder und Fotos »ihrer« Märtyrer. Aziz kommt. Wir setzen uns zu viert in einen Nebenraum an einen wackelnden Blechtisch, ich nahe am Ofen. Aziz hat einen gewissen mephistophelischen Blick, schräg von unten, eine rauchige Stimme und ein wild zugewachsenes Gesicht.

»Die anderen Parteien bezeichnen Sie, die Komala, als »maoistisch«. Was sagen Sie dazu?«

»Sehen Sie hier etwa ein einziges Bild von Mao?« braust Aziz auf, »wir wissen nicht einmal, was das ist, »maoistisch«. Wir sind Marxisten-Leninisten.«

»Warum nennen die anderen Sie dann »maoistisch?« insistiere ich.

»Vielleicht weil wir uns Gedanken über die verschiedenen Formen des Krieges in den Städten und auf dem Land gemacht haben. Und da kommt man an Maos »Langem Marsch« nicht vorbei. Wir sind der Meinung, daß das Proletariat seine eigene Revolution machen sollte, nicht unter Führung der Mullahs wie im Iran.«

»Und wie will die Komala das erreichen?«

»Wir werden, selbst wenn unsere Forderungen nach Autonomie erfüllt werden sollten, weiter revolutionär arbeiten, an der Seite des Proletariats.«

»Das es in Kurdistan nicht gibt.«

»In Kurdistan sind es eben die Bauern, wir haben großen Rückhalt

auf dem Land in Sanandatsch, Bukan, Merivan, Sakes und sogar in Mahabad. Die Komala gibt es ja nicht nur in Kurdistan. Sie wurde vor elf Jahren von kurdischen Studenten in Teheran gegründet, seit neun Jahren existiert sie in Kurdistan. Wir wollen also nicht in erster Linie die Autonomie, sondern eine demokratische Revolution unter der Führung des Proletariats, dann erst, innerhalb des Iran, Autonomie für die einzelnen Völker. Was wir wollen ist keine ›Diktatur des Proletariats‹ . . .«

»Sondern eine ›Demokratie des Proletariats?‹«

»So ähnlich, eine demokratische Volksrepublik.«

»Gab es so etwas schon, wovon Sie reden?‹«

»Ja, eine Zeitlang in Vietnam, Nordkorea und China, aber inzwischen bestimmen auch dort die Bourgeois. Die sozialistischen Länder sind sowieso gerade in einer Krise.«

»Wie steht die Komala zur Tudeh-Partei?‹«

»Die betrachten wir nicht einmal als kommunistisch.«

»Wie steht die Komala zur Regierung in Teheran?‹«

»Die Essenz ihrer Politik ist faschistisch und reaktionär.«

»Was halten Sie vom Islam?‹«

»Da gibt es kein Dogma, die meisten von uns sind nicht sehr religiös.«

»Und dann die guten Verbindungen zu Scheikh Esodin?‹«

»Er ist ein religiöser, progressiver Sozialist. Er will eine sozialistische Ökonomie ohne eine sozialistische Ideologie.«

»Gibt es das?‹«

»Eigentlich nicht. Er ist ein revolutionärer Kleinbürger, der eben auch den Sozialismus mit bürgerlichen Augen betrachtet. Aber er liebt uns, unterstützt uns, viele seiner Pesch-Merga sind Komala.«

»Was unterscheidet eigentlich, das begreife ich immer noch nicht, die Komala von den Volksfedajin?‹«

»Unsere Unterschiede sind nicht taktisch, sondern strategisch. Sie sind für die Guerilla-Taktik.«

»Sind sie inzwischen nicht mehr.«

»Wirklich?‹«

»Woher bekommt die Komala denn ihr Geld? Die Fedajin sagen, zum Teil von Feudalen.«

»Stimmt nicht. Das meiste bekommen wir von Bauern, Lehrern und von nationalen Bourgeois. Die haben uns auch im Krieg am meisten unterstützt. In Sakes allein wurden eintausendeinhundert Soldaten und Chomeini-Milizen getötet, das sagen nicht wir, das sagte Khalkali vor der Armee. Im ganzen Kurdistan wurden mehr als zweitausendfünfhundert Soldaten und Pasdar von kurdischen Pesch-Merga getötet.«

»Und Pesch-Merga?‹«

»Ungefähr fünfzig kamen um.«

»Und von der Bevölkerung?«

Er fragt die anderen, niemand weiß es. Man hört nur, daß die Demokratische Partei Listen der Getöteten hätte.

»Warum«, frage ich zum Abschluß – meine Füße sind trotz warmer kurdischer Schafwollsocken, Stiefeln und Nähe des Ofens zu Eis erstarrt –, »warum ist die Komala so wenig bekannt? In Deutschland kennt sie praktisch niemand.«

»Dahinter steckt Chomeinis Prinzip, immer nur die Demokratische Partei und den Scheikh zu erwähnen. Das ist seine Totschweigetaktik, die er gegenüber den Volksfedajin und uns praktiziert.« Als ich gehe, ist mir zwar der grundlegende Unterschied zwischen Komala und Volksfedajin immer noch nicht klar. Vielleicht haben sie nur verschiedene Geldgeber, vielleicht stecken hinter den kurdischen Interessen noch andere. Ich beschließe, diese Frage, auch in bezug auf die Demokratische Partei und den Scheikh, nicht mehr aus dem Auge zu lassen.

Was ich tun müsse, frage ich Aziz, um mit iranischen Soldaten reden zu können. Zum Rathaus müsse ich gehen, dann würde der Bürgermeister mit dem Oberkommandierenden reden, und wenn der zustimme, könnte ich in den Kasernen mit den Soldaten sprechen. Da der Oberkommandierende jedoch seine Einwilligung verweigerte, hielt ich iranische Soldaten auf der Straße an, fragte sie, wie es ihnen hier gefalle. »Gut, gut«, sagen sie. Ob sie vor dem Krieg schon mal in Kurdistan waren, im Urlaub oder so. »Nein, nie«, antworten sie ängstlich und registrieren, daß die Menge um uns immer größer wird. Wie ihnen die Kurden gefallen. Sehr nett seien sie, wirklich. Und ob sie sich vorstellen könnten, noch einmal auf sie zu schießen. »Nein. Wir schwören es. Auf das kurdische Volk werden wir nie mehr die Waffen richten.« Es klingt mehr verängstigt als überzeugt. Sie schlüpfen denn auch schnell durch die Menge zu den anderen Kameraden, die, ebenso unbewaffnet, an der Straßenecke auf sie warten.

Zum Essen bin ich bei den Ghazis. Ab morgen müsse er wieder joggen, verkündet Ali, sonst werde er so fett wie die anderen da. Joggen in Kurdistan, na ja. Ich lasse meinen Blick schweifen, tatsächlich tragen die Herren der Familie ganz respektable Schmerzbäuche mit sich herum, einige kommen auch im Gesichtsausdruck Grosz-Karikaturen recht nahe. Alis Schwager Fatahkan mit seinen schwarzzumwimperten hellblauen Augen dürfte lockere zweieinhalb Zentner auf die Waage bringen. Nachdem Ali mir von seinen vergangenen und künftigen Wohltaten – Landschenkungen, Stiftung einer Schule, Bereitstellen von Land für eine künftige Universität von Mahabad, Hilfsfonds für die Familien im Krieg umgekommener Kurden – berichtet hat, bringen mich die anderen auf ein heißes Thema: Hitler. Er hätte sie, die Kurden, doch in »Mein Kampf« als

Arier eingestuft, hätte sich kurz vor Moskau noch mit dem Gedanken getragen, in den Iran vorzustoßen und die Kurden zu befreien, außerdem hätte er die Juden nicht gemocht. Das sei doch alles gut. Ich muß mich zusammenreißen, um geduldig zu erklären, daß Hitler der größte Rassist, Faschist und Imperialist gewesen sei, was sie ungern zur Kenntnis nehmen wollen. Wieso ich eigentlich nicht bei der Konferenz der Demokratischen Partei wäre, fragt Ali streng. Schwester Fosijeh sei dort, die Konferenz würde ein paar Tage dauern. »Ich fahre morgen«, sage ich leichthin, ohne zu wissen, wie und wann. Soll mir die Partei doch einen Wagen schicken, wenn es schon nicht möglich war, mich rechtzeitig abzuholen!

Erst draußen, in der schneidend frischen Schneeluft, fällt mir auf, daß es drinnen bei den Reichen auch nicht anders gemuffelt hatte als in den Lehmhäusern auf dem Land: nach warmem Stall.

Sonntag, 30. Dezember: Gegenüber der Telefonzelle mit dem aufgesprayten Porträt von Scheikh Esodin und dem nicht ganz fehlerfreien Spruch »Republic Fdrative for Kurdistan« liegt das Parteibüro der Demokratischen Partei. »Ich brauche eine *maschin* zur Konferenz«, sage ich, »bitte. Ich werde erwartet, und ich muß Fotos machen.« Erstaunen ob meines geballten Willens, Hin- und Rückrufe. »Um drei Uhr nachmittags wartet ein Auto für Sie vor dem Haus.« Ich hatte also noch Zeit, die Lehrlingswerkstatt des ehemaligen Erziehungsministers zu besichtigen. Aber da gerade Mittag war, lagen die etwa fünfzehn niedrigen Holzbaracken wie ausgestorben da, die Jungen waren zum Essen in der Kantine, einem ungemütlichen hallenartigen Gewölbe. Achtundfünfzig Lehrlinge arbeiten und schlafen in diesem umfriedeten Gebäudekomplex. Sie sind zwischen zwölf und sechsunddreißig Jahre alt und können verschiedene Berufe lernen wie Automechaniker, Installateur, Schreiner oder Teppichknüpfer. Sie bekommen ein bißchen Geld, sind nachher aber höchstwahrscheinlich arbeitslos. Wie hoch die Arbeitslosenquote in Kurdistan zur Zeit war, konnte mir niemand sagen. Aber sicher weit über 25 Prozent. Die Jungen sitzen in der Kantine an langen Tischen, haben ihren Teller mit Reis, zerkochten Pommes frites, Gemüse und durchwachsenem Fleisch vor sich. Dazu reißt jeder Teile eines Fladenbrot ab. Sie lassen mich von ihrem Teller probieren. Mir schmeckt es keineswegs schlechter als unsere Kantinenkost, ich bedanke mich. Erstaunt betrachten sie mich: Eine, die mit ihrem Chef kam, isßt von ihren Tellern!

»Kommen Sie, ich muß Ihnen noch etwas zeigen!« zieht mich Kärimi zu einem Extragebäude. Im vorderen Zimmer sitzen fünf Männer stumm kauend am Boden. Sie nehmen uns so gut wie überhaupt nicht zur Kenntnis. Nebenan, in einem dieser Riesenschlafräume mit vierundzwanzig doppelstöckigen Betten lie-

gen zwei alte Frauen, die an ihrem Essen herumknabbern. »Das sind Türken«, sagt Kärimi unpathetisch, »die habe ich in Mahabad auf der Straße aufgelesen.« Die eine zahnlose Alte erkennt ihn, springt aus dem Bett, wirft sich weinend an seine Brust – höher hinauf reicht sie sowieso nicht. Dann entdeckt sie mich, klammert sich mit ihren fetttriefenden Fingern an mich, schluchzt zum Steinerweichen. Nie mehr würde sie mich fortlassen, und ich solle doch etwas aus ihrem Blechteller essen oder wenigstens einen Tee trinken. Die andere Blinde weint nun ebenfalls, Zwischen Mitleid und Abscheu hin und her gerissen, wage ich nicht, mich zu befreien. Sie solle sich jetzt zusammennehmen, befiehlt ihr Kärimi, sie würde mir ja Angst machen. Sofort läßt sie mich los, streichelt nur noch über meinen Busen. Während die andere noch heult, muß sie plötzlich fürchterlich lachen und führt einen Veitstanz auf. Rückwärts schleichen wir uns aus dem Raum, vorbei an den armen stummen Irren. Noch jedenfalls ist die Wohltätigkeit der reichen Familien nötig in Kurdistan, eine Art von Privatinitiative, die die Parteien zu übernehmen noch nicht fähig sind. »Ich habe Platz, und Essen wird sowieso gekocht«, stellt Kärimi trocken fest, als wir in die Stadt zurückfahren.

---

## 4. Die Reise nach N.

Um 3 Uhr nachmittags stehe ich mit Reisetasche und Fotoapparat im Haus der Demokratischen Partei. Schichtwechsel. Niemand weiß, was mir am Morgen versprochen worden war. Nervös sitzt ein hilfloser, schöner Mann vor dem Telefon. Versucht zwar, irgendwelche bedeutenden Parteimitglieder zu erreichen, aber die sind entweder nicht zu Hause, essen bei einer anderen Familie oder sie schlafen. Der zweite Teil des offiziellen Tages beginnt in Kurdistan um 4 Uhr nachmittags. Die Konferenz sei doch heute schon zu Ende, windet sich der hilflose Sekretär, schon abends seien die meisten wieder zu Hause. Ich erschrecke, lasse es mir aber nicht anmerken. »Das stimmt nicht«, sage ich kühl. »Die Konferenz findet auch morgen noch statt«, obwohl ich nur eine vage Hoffnung habe. Ich hatte schon mit vielen Leuten darüber geredet, aber genaues hatte niemand gewußt. So eine Konferenz ist eben zu Ende, wenn alles abgehandelt ist. Punktum.

Ich könne doch auch morgen fahren, wenn die Konferenz dann tatsächlich noch tage, hält mir der Verunsicherte entgegen. »Na«, schreie ich, »auro«, das heißt »heute«, und sofort angeschlossen: »al ahn«, das heißt »jetzt«. Wer weiß, was morgen wieder los ist.

»Minibus«, sagt plötzlich ein älterer Pesch-Merga, der Sekretär nickt erleichtert, ein anderer packt meine Tasche, rast die Treppe hinunter, ich hinterher. Warum nicht einen Minibus? »Nagadeh. Nagadeh«, brüllt der Fahrer aus dem Seitenfenster seines Busses, der vollgestopft wie alles, was in Kurdistan herumfährt, an der Hauptkreuzung hinter dem Bazar steht. Meine Reisetasche wird hineingeschoben, ein Mann aufgescheucht, damit ich einen Platz bekomme, einem jungen Kurden neben mir Verhaltensmaßregeln gegeben. »Sertschao«, verabschieden sich meine Pesch-Merga, und der Bus fährt an. Zunächst sinke ich erleichtert zurück, dann reißt es mich schlagartig wieder hoch. Wo fahre ich eigentlich hin? Will ich denn nach Nagadeh? Wo will ich überhaupt hin? Wo tagt denn diese vermaledeite Konferenz? Ich dachte doch bei Piranschar?

Vorsichtig drehe ich den Kopf nach links, sehe ein weiches Jungengesicht, lange Wimpern, schwarzblaue Augen, die mir nur eine Spur zu innig schauen. »Ich bin aus dem Irak«, erzählt er, »aus der Nähe von Kirkuk. Ich habe ein paar Jahre in Täbris gearbeitet, in der Ölindustrie.«

»Bist du Kurde?« frage ich mißtrauisch zurück.

»Natürlich bin ich Kurde«, er starrt mich strafend an. »Mein Name bedeutet übersetzt so etwas wie »Tiger«.

»Gut, Tiger, weißt du, wohin wir fahren?«

»Pst«, macht er, »hier sind zu viele Soldaten im Bus. Ich erzähle es dir in Nagadeh.«

Beruhigt lehne ich mich wieder zurück, scheint ja ganz clever, der Knabe. Wie alt ich wäre, ob verheiratet, ob ich schon einen kurdischen Freund hätte – das abgegriffene Frage- und Antwortspiel beginnt wieder. Obwohl es die räumlichen Verhältnisse nicht unbedingt erfordern, weicht er mit seinem Knie nicht mehr von meinem. Wenn er mich in das Bergnest bringt, sei ihm sogar das verziehen, beschließe ich und versuche wegzurücken – es geht nicht mehr.

Dafür waren wir dann auf einmal in Nagadeh, einer ungemütlichen Stadt voller Stacheldraht, Panzern, Chomeini-Milizen – latente Kriegsstimmung. Nach verschiedenen Anläufen gelang es uns, ein Auto zu finden, dessen Fahrer nach Piranschar wollte. Wir fuhren geradewegs in die sinkende Sonne hinein, die ihre rot-violetten Strahlen über die verschneiten, runden Bergkuppen warf. Alles schien zu glühen, auch die völlig vereiste Straße, auf der wir mit beträchtlicher Geschwindigkeit dahinrasten. »Wo findet die Konferenz statt?« frage ich den Jungen. »Welche Konferenz?« antwortet Tigerchen gedehnt. Ich drehe mich ruckartig herum, schüttele seinen Arm von meiner Schulter und sehe ihm ins Gesicht. Tigerchen hebt nur verschlafen seine langen Wimpern. »Die Konferenz der Demokratischen Partei«, sage ich. »Wir müssen auf alle Fälle nach Piranschar«, doziert er, »dort kommst du mit zu meiner Familie, bekommst was zu essen und zu trinken und kannst auch übernachten.« Er lächelt selbstgefällig und siegessicher. Ich wollte seine Familie nicht, ich wollte auch nichts essen und nichts trinken, ich wollte zur Konferenz.

In Piranschar war es dunkel, verschneit, vereist und so zugig, wie ich es nicht mehr gewohnt war. Ich vermummte mich mit meinem Schal, ließ gerade noch die Augen herausschauen. Ihm sei kalt, jammerte der Knabe und ließ einen Henkel meiner Reisetasche los, er brauche einen Tee. Auf einen Tee kommt's jetzt auch nicht mehr an, dachte ich und ergriff beide Träger. In der Näh- und Verkaufsstube eines Schneiders bekamen wir den Tee, den Tigerchen annahm, ohne Geld hinzulegen. Das macht man in Kurdistan nur bei Freunden. Nach dem dritten Glas stand ich auf. »Und wohin willst du jetzt?« maulte mein Begleiter mißmutig. »Zur Demokratischen Partei«, sagte ich, drückte ihm wieder einen Henkel der Tasche in die Hand und zog ihn daran aus der Schneiderstube.

## »Hesbi Bürokrat«

Der Schneesturm hatte an Gewalt zugenommen und machte das Atmen beschwerlich. Den vagen, richtungsweisenden Handbewegungen der Kurden aus Piranschar folgend, liefen wir ein paarmal im Kreis um das Parteigebäude herum, bis wir es fanden. Es wurde von trotzig-schlotternden Pesch-Merga bewacht. Der Sekretär hinter seinem Schreibtisch freute sich offensichtlich über die Abwechslung. Er griff zu Papier und Kugelschreiber und notierte säuberlich unsere Antworten auf seine Routinefragen: Wer, woher, wohin, Referenzen. »Ghassemflu«, sagte ich, um die Prozedur abzukürzen. Ah, er lehnte sich zurück, woher ich ihn denn kennen würde. – Ob die Konferenz noch tage, fragte ich zurück. – Soviel er wußte, schon. Ich getraute mich kaum, ihn direkt auf den Namen des Dorfes anzusprechen. Er rückte ihn freiwillig heraus: »Uschneewie.« »Und wie weit?« will ich wissen. Er berät sich mit den Pesch-Merga, die zum Aufwärmen hereingekommen sind. »45 Kilometer, ungefähr zwei Stunden.« – »Bringen Sie mich da heute noch hin?« frage ich beinahe demütig. Er lächelt gönnerhaft, »selbstverständlich«, um dann streng zu werden: »Aber erst, wenn wir die Formalitäten hinter uns haben.« Umständlich zieht er aus einem Seitenfach ein weißes Blatt und schreibt fein säuberlich ab, was er eben auf einer Dreiviertelseite in wunderschönem Persisch niedergeschrieben hat. »Die Angaben des Jungen können Sie weglassen, es ist noch nicht sicher, ob er mitkommt«, baue ich vor. »Nein«, erklärt er mir streng. »auf dem Blatt muß genau dasselbe stehen wie auf dem anderen.« – »Haben Sie kein Kohleblatt?« frage ich ihn hilfsbereit und darauf bedacht, keine Arroganz in meine Stimme zu legen. Wortlos schließt er die Tür seines Sekretärs auf, zieht eine Schublade heraus, entnimmt ihr ein Kohlepapier, schwenkt es in der Luft, legt es sorgfältig wieder zurück, schiebt die Schublade nach hinten, verschließt die Tür, schreibt weiter.

Tigerchen genießt meine Fassungslosigkeit. Es ist ja nicht so, daß man in Kurdistan nicht über die letzten Raffinessen verfügte! Ich resigniere. In Mahabad werde ich dem Zentralkomitee vorschlagen, die Partei (auf kurdisch »Hesbi«) von »Hesbi Demokrat« in »Hesbi Bürokrat« umzutaufen. Endlich ist der Sekretär fertig, erhebt sich, ich springe auch hoch, da faßt er sich an die Stirn, setzt sich wieder. Enttäuscht bleibe ich stehen – welche neue Schwierigkeiten sind denn jetzt wieder aufgetaucht? Nichts Schlimmes, nur daß er vergessen hat, den ganzen Vorgang in ein großes Buch zu übertragen. Ich setze mich wieder. Eine weitere Viertelstunde verstreicht. Er klappt das Buch zu, holt aus einer anderen Schublade einen kleineren Zettel, beginnt darauf zu kritzeln. Schließlich erklärt er mir, das sei die Nachricht für den *femandar*, den Bürgermeister, daß er mir ein Auto nach Uschnu

(dem alten Namen von Uschneewie) zur Verfügung stellen solle. Freundlich schütteln wir uns die Hände, ich kann es mir nicht verkneifen, mich für die rasche Abwicklung zu bedanken. Er bedankt sich, weil ich mich bedankt habe. Ironie oder gar Selbstironie sind im Orient relativ unbekannte Begriffe.

Ahmed Kaderi, ein wieselflinker, zahnloser Alter, der zufällig im Parteibüro ist, begleitet uns. Im Haus des Bürgermeisters ist kein Licht. Ahmed klopft und klopft, bis oben doch ein Fenster aufgeht: Der Bürgermeister sei mit seiner Frau zum Essen, er wisse leider nicht wo, brüllt ein Schatten durch den Sturm. Da fällt Ahmed etwas ein. Er macht auf dem Absatz kehrt, rennt mit meiner Reisetasche und seinen offenen Gummischuhen vorwärts, wir stolpern hinterher, landen in einer Teestube, in der bei trübem Neonlicht ein paar Kurden miteinander reden. Ahmed fragt etwas, sie diskutieren lange und heftig darüber, schütteln traurig den Kopf. Ich hatte nur *maschin Uschnu, Pasdar* verstanden, konnte mir aber meinen Reim darauf machen. Nachts sei es zu gefährlich, übersetzt mir Tigerchen befriedigt, erstens seien die Wege zu glatt und zweitens würden die Chomeini-Milizen auf Autos schießen, in denen sie Pesch-Merga vermuteten. Ich mache noch mehrere Ansätze, den Fahrer zu überzeugen, wie wichtig mir die Konferenz wäre, werde aber zusehens mutloser, weil die Antwort immer nur aus einem Kopfschütteln besteht. Was jetzt? Ahmed bot sein Haus an, ich sagte notgedrungen zu, wunderte mich gleichzeitig, daß Tigerchen gar nichts mehr von seiner Familie verlautbaren ließ, die ihn angeblich in Piranschar erwarten würde. Er trabte nur wortlos mit.

Zum siebenten Male rutschte ich jetzt arktisch ver mummt diese Straße entlang, auf der ich vor einem halben Jahr in einem duftigen Sommerkleid an der Seite Abdullah Hosseinis entlangpromeniert war, gefolgt von gestikulierenden Kindern. Da waren wir gerade aus dem Sommercamp der irakischen Pesch-Merga des Dr. Mahmud Osman gekommen, das im Niemandsland zwischen Iran und Irak liegt und in dem ich eine Woche verbracht hatte. Damals hatte sich Abdullah als mein Beschützer gefühlt, dessen Familie, irakische Flüchtlinge, bei Verwandten in Piranschar wohnte. Sein Sohn hieß »Schorsch«, das heißt »Kampf« und die Tochter »Kurdistan«. Die Kleine hatte bereits die Trachom-Augenkrankheit. Irgendwie meine ich, eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Abdullah und Tigerchen feststellen zu können.

Eine Szene aus dem Camp fiel mir wieder ein. Es war abends und ich war gerade mit einer Gruppe irakischer Pesch-Merga, deren Anführer Abdullah war, nach einem neunstündigen Fußmarsch in sengender Hitze zurück ins Zeltcamp gekommen. Sie hatten mir einige der von der irakischen Armee in den letzten vier Jahren zerstörten kurdischen Bergdörfer gezeigt. Ich hatte zwei Hühner

gestiftet und war gerade mit dem Kochen über dem offenen Feuer direkt am Bach fertig, als ich Abdullah reden hörte. An die hundert Freiheitskämpfer hörten ihm mit offenem Mund zu. Er erzählte anscheinend von mir. Das Wort »Scheitana« fiel, was negativ so etwas wie »Teufelin« oder positiv »Teufelsweib« hieß, worauf ich ihm, ganz leicht und ganz freundschaftlich einen Tritt in den Hintern versetzte. Er erstarrte, die Zuhörer um ihn herum genauso. In ihr gefrorenes Lächeln schlich sich so etwas wie ungläubiges Erstaunen, gemischt mit etwas Schadenfreude. Im Islam tritt man nur »Unreines« wie Hunde. Frauen während der Periode oder nach der Geburt sind auch »unrein«. Einen Mann zu treten ist eine tödliche Beleidigung. Die Stimmung stand auf der Kippe, für oder gegen Abdullah, für oder gegen mich. »Das ist in Deutschland eine Freundschaftsbezeugung«, behauptete ich kühn und ging weg. Das stundenlange anschließende Palaver entschied zu meinen Gunsten. »Jeden anderen hätte ich umgebracht«, sagte Abdullah. Die Hühner waren inzwischen kalt geworden.

Jetzt war die Hauptstraße von Piranschar jedenfalls wie leergefegt; Abdullahs Familie sei wieder nach Hause in den Irak zurückgekehrt, wußte der alte Ahmed zu berichten. Piranschar liegt ungefähr 18 Kilometer von der irakischen Grenze entfernt. »Ein faschistisches Regime, diese Baath-Leute«, sagte Ahmed verächtlich, »aber drüben wohnen auch unsere Freunde, Kurden wie wir, zu denen wir uns immer flüchten können, wenn im Iran wieder der Krieg losgeht.«

Das zweitletzte Haus am Dorfrand gehört Ahmed: niedere Tür in der Lehmwand, kleiner Innenhof mit Brunnen, der aber eingefroren ist, Außentoilette. Das ganze Haus besteht aus einem Zimmer und der Küche, zur Familie gehören sechs Leute. Die männlichen Mitglieder empfangen uns mit *Bacherhati*, (willkommen), freuen sich offensichtlich über die Gäste, die Frauen lugen hinter dem Sack hervor, der die Küche abtrennt. Nach dem Essen setzen sich auch die Frauen zu uns, Ahmeds Frau zeigt ihr schief angewachsenes und geschwollenes Knie. »Wir waren im Krankenhaus, wurden aber nicht behandelt, weil wir kein Geld hatten«, stellt sie trocken fest. »Ich bin Zimmermann«, erzählt ihr Mann, »habe aber nur im Sommer Arbeit. Für diesen Winter (der eben erst angefangen hat) besitze ich noch 500 Toman (um 100 Mark), wie wir das schaffen wollen, weiß ich nicht. Wir sind eben arm wie viele Kurden. Wir werden nie genug Geld zum Reisen haben, wir werden nichts mehr vom Leben haben, dafür können wir um so leichter für Kurdistan sterben.«

Was er sich denn für Kurdistan wünsche, frage ich ihn.

Ahmed: »Wir wollen eines Tages ein einziges Kurdistan.«

Ob er Nationalist sei.

Ahmed: Was das wäre, ein Nationalist. Ich bemühe mich um eine Erklärung. »Ja«, meint Ahmed, »das bin ich schon und daran finde

ich auch nichts Schlechtes. Aber als Demokrat will ich nicht nur etwas für Kurdistan, ich will Demokratie für den Iran und Autonomie für die Völker des Iran.« Die Slogans der Demokratischen Partei sind bei den Mitgliedern fest verankert. Und was er sich für sich selber wünsche. »Ich will kein größeres Haus, ich will nur einigermaßen leben können mit meiner Familie. Wir wollen nicht immer Angst haben, ins Gefängnis zu kommen, nur weil wir Kurden sind, wie zur Shah-Zeit. Und ich würde gern Englisch lernen.« »Da können wir ja gleich anfangen«, schlage ich vor. Die Kinder werden um Papier und Bleistift gebeten, begeistert machen alle mit. Wir liegen um den Ofen herum auf den Teppichen, ich erkläre die Anfangsgründe der englischen Sprache, alle repetieren. Das geht sicher zwei Stunden lang so, ihr Lerneifer ist außergewöhnlich. Tigerchen gähnt inzwischen ungeniert, streckt uns seine nackten Füße mit den schwarzen Zehennägeln ins Gesicht, schnippt mit den Fingern und läßt sich von den Kindern Wasser bringen.

Meine abendliche Toilette im Freien fällt recht bescheiden aus: Die Kinder bringen Seife, einen Fetzen Handtuch und Wasser in der grellen Plastikkanne, die auch aufs Klo mitgenommen wird. Als ich ins Wohnzimmer zurückkomme, hat die Familie bereits unser Lager gerichtet: zwei Matratzen dicht nebeneinander, sie schlafen in der Küche. Ich ziehe mein Bett gleich mal in eine Ecke, was von Tigerchen mißmutig zur Kenntnis genommen wird. Neugierig beobachtet er meine Auskleidemanöver und schlägt vor, daß ich ihn wärmen kommen solle, ihm sei es kalt. Er solle mich schlafen lassen, murre ich. Er denkt aber nicht daran, schwätzt, pfeift, stöhnt, steht auf, dreht das Licht an, will eine Zigarette, die ich ihm verweigere. Da geht er doch tatsächlich in die Küche zur schlafenden Gastgeberfamilie und verlangt eine Zigarette. Ahmed bietet ihm seine scharfen, kurdischen an. Die sind ihm aber nicht fein genug. Dafür nimmt er ihr Kofferradio mit ins Zimmer und will es gerade anschließen, als ich wie eine Furie auffahre. Wenn er sich jetzt nicht auf der Stelle hinlege, passiere etwas Entsetzliches, drohe ich, bin mir aber noch keineswegs schlüssig, womit ich ihn einschüchtern kann. Er schaut verdattert. Dann fliege er raus, er könne ja schließlich zu seiner angeblichen Familie gehen und uns in Ruhe lassen. Etwas kleinlaut merkt er noch an, daß es mich eigentlich überhaupt nichts angehe, was er tue. Erleichtert erkenne ich das Rückzugsmanöver, lege mich wieder hin, ohne verhindern zu können, daß mir das Herz bis zum Halse schlägt. Ich mißtraue diesem Burschen zutiefst, reihe die Lügen aneinander, die er mir im Laufe des Tages erzählt hat und ziehe vorsichtig meine Taschen näher zu mir her. Jedesmal, wenn die Plastikfolie vor dem Fenster zu knistern, rauschen und knattern beginnt, fahre ich mit dem Gedanken hoch, Tigerchen stehe vor mir und grinse mich selbstgefällig-siegessicher an.

Wie leise auch immer ich am Morgen aufstehe, Ahmed hat es gehört, kommt aus der Küche herübergehuscht, bringt mir den Samowar und die Teekanne. Es ist kurz nach 6 Uhr morgens. Tigerchen liegt noch vergraben unter seinen Decken. »Er bleibt da«, bestimme ich hart. Ob ich ihm das nicht selber sagen wolle, legt mir Ahmed in Zeichensprache ans Herz. »Tigerchen« sage ich süßlich in Richtung auf den Deckenhaufen. »es ist dir doch sicher lieber, wenn du dableibst.« Ein undeutliches Murren ist die Antwort, die ich als Zustimmung interpretiere. Mir fällt ein Stein vom Herzen. Als Ahmed sich draußen seinen Anorak überstülpt, lege ich einen 500-Toman-Schein zwischen die Teller in der Wandnische. Ich empfinde dabei eine seltsame Gefühlsmischung, etwas Peinliches in der Rolle der »guten Tante aus dem Westen« mit ihren Almosen für die Dritte Welt, dann aber auch einfach Freude, weil ich weiß, daß sie es brauchen können und der Akt der Übergabe ja nicht stattfindet.

Der Schneesturm hat eher noch zugenommen. Im Kielwasser Ahmeds renne ich in Richtung Bazar. In einer Teestube sind die Minibusfahrer versammelt, trinken ihren Tee, essen Fladenbrot mit Joghurt. Wo ich hinwolle. »Nach Uschnu«, sage ich zuversichtlich. »Wir fahren nach Nagadeh«, antworten zwei dieser wilden Gestalten. Da war ich doch gestern erst hergekommen! Ich könne bis Jaldian mit, das sei auf der Hälfte des Weges, dann müsse ich schauen, wie ich die 25 Kilometer nach Uschnu weiterkäme. Mit fettigen Fingern zeichnen sie mir das Ganze in mein Heft. Ich schüttle den Kopf. Ahmed packt wieder meine Tasche, wir eilen woandershin. Zu einem anderen Haus der Demokratischen Partei. Dort ist aber um diese frühe Stunde noch niemand anzutreffen. Ahmed überlegt, packt wieder die Tasche, läuft in Richtung auf sein Haus, stoppt aber vor einem kasernenartigen Gebäude, einem Pesch-Merga-Lager. Die Kurden stehen gerade auf, wühlen sich angezogen aus ihren zweistöckigen Betten, winden sich die sicher vier Meter lange Schärpe um den Bauch, schnallen darüber Pistolengurt und Munition, drapieren den Turban um das Käppchen, setzen sich neben mich gemütlich auf den Boden, schlürfen aus angeschlagenen Emaillebechern ihren Tee. Ob es mir in Piranshar gefalle, ob ich nicht ein paar Tage bleiben wolle. »Nein«, sage ich sehr freundlich und sehr deutlich, ich würde ein anderesmal gern wiederkommen, nur jetzt müßte ich nach Uschnu zur Konferenz. Sie murmeln beifällig, beraten, bis einer aufsteht und meine Tasche an sich nimmt. Signal zum Aufbruch. Ahmed verabschiedet sich, ich folge meinem neuen Beschützer. Wir durchqueren noch einmal das Städtchen, landen an einem runden Platz, wo auf einem Monumentsockel in der Mitte statt des Schah-Kopfes jetzt ein verlassenes Storchennest prankt. Im Sommer wimmelt es in Kurdistan von Störchen. Vor einer anderen Kaserne steht ein bereits laufender Landrover. Dort berät sich mein Beschützer mit einem

anderen Pesch-Merga. Der nickt. Ob es diesmal wirklich klappen würde? Wir steigen ein, fahren noch ein bißchen in der Stadt herum, sammeln noch andere Pesch-Merga ein, bis wir von bewaffneten Kurden gestoppt werden. Freundliche Debatten, man fragt, wie es so der Familie geht und was es Neues gibt. Zu mir gewandt: »Do you speak English?« Äußerlich gelassen, nicke ich freundlich, innerlich koche ich: Das dürfte das Ende meines Ausfluges sein, die Konferenz ist sicher längst vorbei. Wir müßten noch einmal in die Stadt zurück, noch eine Stunde warten, dann würde mich ein anderer Landrover nach Uschnu fahren. »Schade«, sage ich. »das geht nicht. Dieser Landrover«, ich poche aufs Blech, »fährt mich jetzt auf der Stelle zur Konferenz. Ghassemu erwartet mich.« Ich gefalle mir in dieser Rolle überhaupt nicht, aber ich habe Erfolg. Die Kurden draußen salutieren lässig, wie es Kurden tun, und unser Gefährt setzt sich tatsächlich in Bewegung. Draußen schneit es, von allen Seiten wehen Schneeschleier, quirlen Schneewehen von unten. Man kann in dem diffusen Licht überhaupt nichts mehr unterscheiden, aber die Richtung scheint zu stimmen. Leise fange ich zu singen an. *Bascha* (gut), *sor bascha* (sehr gut) loben mich meine Kurden im Auto, ich solle weitersingen. Ich mixe ein Potpourri von »Yesterday« über »Freude schöner Götterfunken« zu »Innsbruck ich muß dich lassen«. Am besten gefällt ihnen aber »Marina, Marina, Marina«. Sie summen mit, klatschen dazu. Meine Stimmung ist vorerst gerettet.

Trotzdem schaue ich mir die wenigen Autos, die uns entgegenkommen, genau an. Ob das schon Konferenzteilnehmer auf dem Rückweg sind? In Nalos, dem Dorf vor Uschnu, gibt es plötzlich größere Kontrollen, wimmelt es von Bewaffneten. Ja, ja, die Konferenz tage noch. In der Moschee. Davor stehen, gehen, diskutieren Hunderte von Kurden. Ich drängle mich durch, erkenne im gräulichen Zigarettenrauch der Moschee zunächst überhaupt nichts. Man eskortiert mich zu den Mikrofonen, irgendwelche Parteigrößen begrüßen mich, sagen, es sei schön, daß ich zur Abschlußkundgebung gekommen sei. Ich könne ruhig Fotos machen. »Wo kommst denn du her?« höre ich einen erstaunten Ausruf. Es ist Hadji. Er reißt mich in die Arme, noch nie war ich so froh, ihn zu sehen. Ich sprudle meine Abenteuer nur so heraus, gespannt hört die halbe Moschee zu. »Du bist ein seltsames Mädchen«, meint Hadji nachdenklich, was ich wiederum überhaupt nicht finde. »Und wo ist Ghassemu?« will ich wissen. »Der ist vorhin weggefahren, zurück nach Mahabad.« Dabei war er mir die Auskunft schuldig, wieso er mich eigentlich zur Konferenz eingeladen hatte. »Und was habt ihr beschlossen auf der Konferenz?« frage ich eben statt Ghassemu Hadji. »Es ging um die Neuaufteilung und Erweiterung von Verwaltungsbezirken. Ich bin als Delegierter mit den meisten Stimmen gewählt worden. Ich bin **jetzt** für dreihundert Dörfer und die drei Städte Nagadeh, Piranschar und

Uschneewie verantwortlich.« Ich beglückwünsche ihn, er strahlt mich aus seinem Drei-Tage-Bart an – das Abbild eines siegreichen Westernhelden. »Und wie willst du wieder zurück?« erkundigt sich Hadji besorgt. »Mit euch«, behaupte ich. – »Das kann aber Tage dauern«, warnt er, »wir fahren über die Dörfer, und die Wege sind nicht immer gut.« – »Das schreckt mich nicht«, seufze ich erleichtert. Im Gegenteil, der Gedanke gefällt mir.

Ja, und dann wird kurz und laut Beifall geklatscht und die Konferenz ist beendet. Immerhin habe ich das Ende mitbekommen. Plötzlich entdecke ich viele bekannte Gesichter aus Mahabad, die zur Begrüßung herkommen. Irgend jemand hat bereits meine Reisetasche umgeladen, wir steigen zu acht in Hadjis Landrover, vier vorn, vier hinten, schaukeln total überladen die holprige Landstraße zurück, gefolgt von zwei weiteren Autos voller Freunden. Ein Lastwagenfahrer, mit dem ich in Deutschland einmal über eine ähnlich holperige Straße gefahren war, nannte sie »die reinste Abtreibstrecke«.

## Durch die Dörfer

Wir waren vielleicht zwei Stunden gefahren, als wir in einem kleinen Dorf halten: Aliabat, wo eine der zahlreichen Schwestern Hadjis verheiratet ist. »Wir bleiben heute nacht da«, bestimmt Hadji, »sie schlachten heute abend für dich einen Truthahn und dann feiern wir Silvester. Aber vorher müssen wir noch in der Arbeitsgruppe tagen«, was zu meinem größten Erstaunen tatsächlich geschieht. Da sitzen dann in einem Raum zwanzig gestandene Kurden am Boden und diskutieren, verteilen die Aufgaben, die jeder in den Dörfern übernehmen muß, bis man sich das nächste Mal trifft. Es geht laut her, zwischendurch wird viel gelacht, einer führt sogar Protokoll. Hadji ist unbestritten der Wortführer, aber er legt kein autoritäres Verhalten an den Tag. Das geht so an die vier Stunden lang. Zwischendurch stehe ich auf. Sofort greift einer der Pesch-Merga sein Gewehr. Vor der Tür angelt sich jeder ein Paar Schuhe, es müssen nicht die eigenen sein. Der Pesch-Merga begleitet mich mit Plastikkanne und Taschenlampe über den Hof zur Toilette. Auf ihrem Dach liegen zähnefletschende Hunde.

»Die Frauen erwarten dich«, bedeutet mir ein Junge aus Hadjis Familie und führt mich quer über den Hof in eine andere Lehmhütte. In einem hohen Raum mit schräger Balkendecke, unter der ein Fenster in die dicke Lehmmauer eingebrochen ist, scheibenlos, aber mit Plastikfolie verkleidet, sitzen ungefähr zehn Frauen unter einem Kelim im Kreis. »*Kursi*«, lachen sie und machen mir Handzeichen, ich solle doch unter die Decke kommen. *Kursi* ist ihr Ofen, dessen Konstruktion sie

mir stolz zeigen. In der Mitte des Raumes ist ein ein Meter breites und anderthalb Meter langes viereckiges Loch in den Boden gegraben. Darin glüht das Heizmaterial, getrockneter Mist mit Stroh. Darüber erhebt sich eine hölzerne Konstruktion, der eigentliche *kursi*, über die ein großer gewebter Teppich, ein Kelim, gebreitet wird. So ist der Raum zwar nicht warm, aber jeder, der sich unter den Kelim begibt, wird von unten her beheizt. Er kann sogar, wenn er mag, die Decke bis zur Schulter hinaufziehen. Genial! Becken mit glühender Kohle kannte ich bisher nur von portugiesischen Kooperativen, unter den Tisch gestellt, wird ihre Wärme von einer bodenlangen, schweren Tischdecke gehalten, so daß wenigstens die Beine warm bleiben. Aber der kurdische *kursi* ist nicht nur Heizung, sondern auch Backofen: An den Seitenwänden werden morgens die Fladenbrote gebacken. Hadjis Schwester trägt, wie viele Mädchen auf dem Land im Winter, das lange Kleid in eine Männer-Pumphose gestopft, was die Hüften noch ausladender macht. Sie zeigt mir, wie sie mit ihrer Handspindel die Wolle der eigenen Schafe spinnst und was die Frauen daraus stricken: Handschuhe, Wollmützen mit Bommeln und Bändern und Socken mit bunten Mustern, die aussehen, als kämen sie geradewegs aus Norwegen oder aus Peru. In der Ecke steht eine hölzerne Wiege, in die ein Kind mit festen Bändern so eingeschnürt ist, daß es sich keinen Zentimeter rühren kann.

Hadji kommt herein, umarmt die weiblichen Verwandten, setzt sich mit unter den *kelim*. Er darf das, er ist der Bruder, aber von den anderen Partefreunden würde sich niemand getrauen, einen Besuch bei den Frauen zu machen. Hadji hatte in einer roten Plastikkanne ein Silvestergetränk organisiert. Malvasier war es keiner, der rote Selbergezogene, der gleich schwarze Lippen und Zähne machte. Aber nach jedem Teeglas voll schmeckte er besser. Geschichten und Witze wurden erzählt, Gedichte vorgetragen. Lieder gesungen – alles brach abrupt ab, wenn jemand im Transistorradio die Nachrichten einschaltete. Keine Nachrichten über Kurdistan waren allemal gute Nachrichten. Wir stießen an. »Du gehörst zu uns«, sagen sie. Was sie sich fürs neue Jahr wünschen, frage ich sie, obwohl ich weiß, daß ihr »Neujahr«, das »Nowruz«-Fest erst am 21. März stattfindet. »Autonomie für Kurdistan«, sagen die einen, »Freiheit für Kurdistan«, die anderen. Dann, die Verheirateten: »Noch einen Sohn«, und die Unverheirateten: »eine Frau«, ob ich ihnen dabei nicht behilflich sein könnte, ich würde doch mehr Kurdinnen kennen als sie.

Dienstag, 1. Januar 1980: Ziemlich früh und ziemlich gleichzeitig wachen wir alle auf. Wir hatten zu fünft in einem Zimmer geschlafen. Die Stimmung war wie in den Schlafräumen der Berghütten zu Hause: Schweigend erheben sich die ersten, bis einer einen Witz macht, auf den ein noch etwas schläfriges Gelächter folgt. Meine

Pesch-Merga schlüpfen in ihre Pumphosen, gürten sich, winden ihren Turban um den Kopf, spritzen sich am Brunnen draußen etwas Wasser ins Gesicht und schon sind sie fertig fürs Frühstück. Ich wende mich an Hadji, ob ich ein bißchen Wasser ins Zimmer bekommen könnte. »Klar, du weißt, in Kurdistan gibt es für dich alles«, meint er mit dem ihm eigenen Hang zur Übertreibung. Nach einiger Zeit bringen die Frauen dann auch eine größere Metallschale, einen Meter im Durchmesser und einen Plastikkrug mit lauwarmem Wasser. Erwartungsvoll bleiben sie bei der Tür stehen. Ob die sich in die Schale stellen und das Wasser darübergießen, frage ich mich. Ich gieße es jedenfalls in die Schale, ziehe mich zunächst einmal aus, was mit großen verwunderten Augen verfolgt wird. Ob sie mir wohl den Rücken waschen wollten? Sie wollten sich ja nicht aufdrängen, aber gehen wollten sie auch nicht. Dann sollen sie bleiben, entscheide ich und wasche mich. Wenn man anfangen wollte, sich zu genießen, käme man in islamischen Ländern nie zum Waschen. Dann beginne ich mit meiner Kosmetik. Es interessiert sie stark, sie bleiben wie angewurzelt stehen. Ich zeige ihnen die Creme. Ja, die würden sie schon gern probieren. Ich reibe ihre vom täglichen Abwaschen am Brunnen roten und rissigen Hände ein. Das Parfum gefällt ihnen auch. Lippenstift und Augenfarbe lehnen sie ab. »Pissa«, sagen sie, das sei häßlich. Und daß ich meine Haare in die Stirn trage, das sei wirklich überhaupt nicht schön. Sie haben einen Mittelscheitel und feste Zöpfe um den Kopf gewickelt. Und sie haben eine klare Vorstellung davon, was schön und was häßlich ist. Ich solle die Frauen nicht verführen, schreit Hadji von außen, lieber ihn. Nach dem Frühstück geht die Rückfahrt nach Mahabad durch die Dörfer weiter. Es sind jetzt nur noch zwei Landrover. Wir halten in Karneh, einem dieser flachen Lehmdörfer, umstanden von Pappeln und Weiden, am Rande des Gebirges. Hier haben die Chomeini-Milizen, wütend über eine Niederlage, die sie von den Pesch-Merga erfahren hatten, über vierzig Menschen aus der Zivilbevölkerung einfach hingeschlachtet.

Wir fahren einen schmalen, gewundenen Weg hinauf, überqueren einige Bergbäche, kämpfen uns in Eis und Schnee weiter. Immer mal wieder bleibt eines der Autos stecken, wir schieben und schaufeln es gemeinsam wieder heraus. Aber weil die Sonne gar so schön scheint und der Himmel gar so blau ist und die Berge gar so verführerisch glitzern, versinke ich wieder in Ferienstimmung. Dazu tragen natürlich entscheidend unsere Pesch-Merga in ihrem durch nichts zu erschütternden Optimismus bei.

Im nächsten Dorf, in Schawaleh, machen wir einen Besuch im örtlichen Pesch-Merga-Lager, wo es Probleme gegeben hatte. Ein Pesch-Merga war, weil er sich mit seinem Vorgesetzten gestritten hatte, wutentbrannt heim zu seiner Familie gelaufen und war erst Tage später zurückgekommen. Das ist eindeutig »unerlaubtes Fern-

bleiben von der Truppe« und wird normalerweise streng bestraft. Hadji wird zum Richter einer improvisierten Verhandlung ernannt. Zwei Stunden später fällt er das Urteil: Diesmal wird dem Pesch-Merga noch verziehen, das nächstmal wird er ausgestoßen. Das Gericht findet in der Moschee statt, vor der ich in der Sonne sitze und mir von Dorfbewohnern kurdische Wörter beibringen lasse. Sie verabschieden uns am Ende des Dorfes, wir schieben unsere Landrover an, bleiben aber 50 Meter weiter bereits stecken: Der Hang ist zu steil. Längere Beratungen, bis ein Traktor organisiert wird, der uns hinaufschleppt. Aus eigener Kraft rutschen wir auf der anderen Seite hinunter, den nächsten Berg hinauf, bleiben stecken, schieben, holpern weiter, immer kurz vor dem Umkippen, bleiben stecken, schieben . . . Bis gegen Abend überhaupt nichts mehr hilft. Beide Landrover rotieren trotz Schneeketten hoffnungslos im meterhohen Schnee. Also gehen wir zu Fuß ins nächste Dorf, Datschikuräh, wo wir im dortigen Pesch-Merga-Camp empfangen werden. Ein junger Pesch-Merga mit nur einem Arm – »sein Vater hat ihn geschlagen«, informiert mich Hadji – schleppt von einem Bord gleich Bücher an. Das ins Kurdische übersetzte »The Republic of Mahabad« von William Eagleton und ein Kurdisch-Lehrbuch aus dem Irak, das die Ähnlichkeit mancher kurdischer Wörter mit entsprechenden englischen, französischen, deutschen, russischen und bulgarischen aufzeigt. Die sprachwissenschaftliche Haltbarkeit dieser Theorie konnte ich nicht beurteilen. *Mang* heißt zum Beispiel Mond, habe ich noch in Erinnerung und *estera* Sterne. Der junge arabisch aussehende Kurde wurde von den anderen »Arafat« gerufen. Trotz nur weniger Volksschuljahre verblüffte mich seine schnelle Auffassungsgabe. So jemand wie Arafat, der etwas Englisch konnte, hätte ich gern als Kurdisch-Lehrer gehabt, nur was sollte ich solange in Datschikuräh machen?

»Wo ist der Stoffballen?« ruft Hadji neben mir. Eilfertig wird er angeschleppt – khakifarbenes Tuch, halb Wolle, halb Polyester, von der Partei ihren Pesch-Merga zur Verfügung gestellt für ihre kurdischen Uniform-Trachten. »Ihr habt schon alle, jetzt bin ich dran«, bestimmt Hadji und läßt sich die entsprechende Menge abschneiden. Nähen lassen will er seinen *kaua-patol*, Jacke mit Pumphose, erst in Mahabad. Der einzige Schneider im Dorf ist gerade krank. Seit ich Hadji kannte, hatte ich ihn nur in seiner schwarzen *kaua-patol* gesehen, da konnte eine zweite beige gewiß nicht schaden. Auch Abdullah, Hadjis Fahrer, wird von dem Stoff angeboten. Er lehnt ab, »mein Vater hat genug Geld.« Bei uns würde wahrscheinlich jeder sofort zugreifen, wenn es etwas umsonst gibt, denke ich.

Auch das Abendessen, Krautwickel mit Reis, wird von der Demokratischen Partei gestiftet. Die anderen Parteien machen es in ihren Pesch-Merga-Camps genauso. Essen, Trinken, Kleidung und Ziga-

rettengeld wird gestellt. Die Full-time-Pesch-Merga der Demokratischen Partei bekommen im Monat um 200 Mark, wenn sie Familie haben, sonst die Hälfte. »Zieh dich warm an, wir fahren mit dem Traktor weiter«, gibt sich Hadji fürsorglich. »Wieso?« – »Der Traktor, der die Landrover hätte herausziehen müssen, ist selber stecken geblieben. Also nehmen wir einen anderen Traktor bis ins nächste Dorf, dort steht auch ein Auto der Partei.« Erinnert mich an die Thurn-und-Taxis-Post oder an das Prinzip der Karawansereien: müde Pferde stehenlassen, mit frischen weiterfahren.

Ich stülpe den dritten Pullover über, ziehe das dritte Paar Socken an, setze die Mütze auf. Hadji bekommt meinen langen Schal, sein zunehmend trockener Husten gefällt mir nicht. »Ich habe jetzt keine Zeit, zum Arzt zu gehen«, behauptet er. »das wird schon von alleine besser.« Inshallah!

Mit dem Fahrer zu siebt quetschen wir uns auf den Traktor. Ich bekomme einen halben Sitzplatz angeboten, spüre aber schon nach fünf Minuten, wie mein Hintern von unten her vereist. »Ich stehe lieber«, sage ich. »Nein«, heißt es, »setz dich doch auf meinen Schoß« – »Nein, auf meinen« – »Immer will Hadji alles haben«, empören sich die anderen. Zum Schluß hänge ich dann über zwei Knien, sitze halb, stehe halb, wobei sich mir irgendwelche Traktorschrauben seitwärts in den Oberschenkel rammen. Dabei war die Nacht traumhaft, durch die wir tuckerten. Ein heller Mond warf die winterspitzen Pappel- und Weidenschatten lang in die bergige Schneelandschaft. Und weit und breit keine Chomeini-Milizen. Sie befinden sich nur in befestigten Kasernen an bestimmten Plätzen in Kurdistan, wohin geteerte Straßen führen. Es wäre der reine Selbstmord, würden sie sich in die Berge und in die Dörfer wagen.

»Ich singe dir jetzt ein Liebeslied«, verspricht Hadji. Aber auch die anderen wollen singen. Schließlich singt jeder sein eigenes Lied. Es klingt nicht einmal schauerlich, ich bin jedenfalls gerührt. Gegen 10 Uhr abends erreichen wir das Dorf Beiramburah, wo der Landrover bereitsteht. Der ist allerdings mit keinerlei Tricks zum Anspringen zu bewegen. Das regt niemand auf, morgen wird man weitersehen, wir würden jedenfalls zunächst mal hier übernachten.

Der Morgen war wunderschön ländlich, die Hühner gackerten, die Truthähne kollerten, Hunde bellten, Kühe schrien mit Schafen und Ziegen um die Wette, das Auto sprang trotzdem nicht an. Große Ratlosigkeit, längere Debatten, bis ich leise einwarf, ob nicht ein Traktor den Landrover ins nächste Dorf ziehen könne. Ja, das sei eine gute Idee stimmten sie mir zu. Der erste Traktor sprang dann allerdings auch nicht an, obwohl darunter ein Feuer entfacht wurde, dafür fuhr der zweite dann um so besser. Der Traktor mit angehängtem Auto fuhr voraus, wir marschierten im Gänsemarsch hinterher. Nach der Paßhöhe ging es bergab, der Wind verlor seine Schärfe, die

Sonne brannte uns ins Gesicht und an den Bächen begann es schon nach Vorfrühling zu riechen.

Hinter einer Wegbiegung wartete der Traktor, es wurde wieder lange diskutiert. Man wollte versuchen, die Autobatterie mit Hilfe der Traktorbatterie aufzuladen; das fruchtete jedoch offensichtlich nichts. Dann war die Abschleppleine gerissen und mußte erst wieder zusammengeknotet werden. Ich pflückte in der Zwischenzeit einen Strauß trockener Disteln. Um mich herum hüpfen krächzend Raben und Elstern.

Eine Stunde später marschierten wir in Mamaschar ein. Wo wir gestern abend gewesen wären, fragten uns junge Kurden von der Jugendorganisation der Demokratischen Partei. Sie hätten eine Veranstaltung gehabt und auf uns gewartet. »Dafür gibt es jetzt eine Versammlung in der Moschee«, bestimmte Hadji, »ruft die Leute zusammen.« Eine Stunde später hielt Hadji neben dem Mullah sitzend einen längeren Vortrag über das, was auf der Konferenz diskutiert und beschlossen worden war. Die Dorfbewohner, auch Frauen, hörten aufmerksam zu, stellten anschließend auch Fragen. Ich spielte im Hof mit den Kindern Ball und Seilhüpfen.

Auf einmal stürmte Hadji aus der Moschee. »Ich hab's!« rief er triumphierend, alle rannten hinter ihm her zum Landrover. Da war doch tatsächlich der Hebel für den Geländegang weder drin noch draußen. Richtig eingestellt und kräftig angeschoben lief der Landrover dann plötzlich wieder. Aber nicht, daß wir nun direkt nach Mahabad gefahren wären! Hadji mußte erst noch bei seiner Mutter vorbeifahren, die ihn wieder weinend in die Arme schloß. Beim Tee erfuhren wir, daß im Nachbardorf ein Pferd verkauft würde. »Das müssen wir unbedingt ansehen«, war die einhellige Meinung. Hadjis Familie ist zwar schon im Besitz eines Pferdes, des einzigen im Dorf, aber das ist eher ein dürrer Klepper. Ein paar Familienangehörige wurden noch in den Landrover gestopft und ab ging's ins Nachbardorf. Dort wohnt ein Stamm von Halbnomaden, die im Sommer mit ihren Herden unterwegs sind. Früher hatten sie vom Salzverkauf gelebt. Aus einer salzhaltigen Quelle wurde das Wasser in einer Rinne aus Lehm an den Rand des Dorfes geführt, dann in Bassins geleitet, wo sich das Salz am Rande absetzte. Vor dem Haus des Pferdeverkäufers streckten Dromedare ihre Schlangenhäuse mit den arrogant wirkenden Köpfen und der gespaltenen Oberlippe über die Pferchmauer.

Ein Pferd, ein feuriger, schwarzer Einjähriger, kommt an der Leine angetänzelt, natürlich ohne Sattel. Wer ihn reiten wolle. Niemand will. Nicht einmal Hadji. Also muß der Besitzer wohl oder übel aufsteigen. Zweimal wirft ihn das Pferd zur großen Freude der Zuschauer ab, dann stürmt er, wie aus der Kanone

geschossen, in Richtung auf die Berge. Anerkennendes Gemurmel. »Wie findest du den Gaul?« fragt mich Hadji. »Klasse!« kann ich nur feststellen. »Dann schenke ich ihn dir«; er umarmt mich, die anderen klatschen Beifall. »Aber nicht gleich«, wehre ich ab. »Nicht gleich«, sagt Hadji, »wenn ich das Geld habe.« Das beruhigt mich.

Anschließend fahren wir auf einer Teerstraße nach Mahabad zurück, halten vor dem *hamam*, dem öffentlichen Bad. »Wir sehen uns abends«, verabschiedet sich Hadji. »wir müssen uns feinmachen.« Das dürfte einige Stunden dauern.

Ich ziehe es vor, bei den Nachbarn zu duschen, neugierig beäugt von der Tochter des Hauses. Meine Kleider seien dreckig, stellt sie fest, die müßten gewaschen werden und bringt mir kurdische Kleidung. So männlich kostümiert, errege ich die Bewunderung der ganzen Familie, warum ich mich überhaupt noch europäisch anziehen würde. Ich beschließe, mir morgen auf dem Bazar beim Schneider Said eine *kaua-patol* zu bestellen. Strahlend vor Frische kommen Hadji und Abdullah mit Neuigkeiten aus dem öffentlichen Bad. In Sanandatsch hätten Chomeini-Milizen auf die Bevölkerung geschossen, erfahre ich, vier Kurden seien getötet und neun verletzt worden. Die Bevölkerung sei dagegen, daß die Chomeini-Milizen mitten in der Stadt ihren Sitz hätten. Nach diesen Zwischenfällen versprach der Bürgermeister von Sanandatsch den Leuten, dafür zu sorgen, daß die Chomeini-Milizen aus der Stadt ausquartiert würden. Es geschah jedoch nichts. Darauf riefen fünf Bürger den Leiter der Teheraner Verhandlungsdelegation, Darius Foruhar, einen Kurden, an. Der entschied, daß die Chomeini-Milizen blieben, aber die Pesch-Merga aus der Stadt müßten. Die Sanandatscher wandten sich daraufhin an ein anderes Mitglied der Verhandlungsdelegation, der ihnen versprach, mit Gotbzadeh in Teheran zu reden. Er tat es auch und Gotbzadeh, aus welchen Gründen auch immer, gab seine Entscheidung bekannt: Die Chomeini-Milizen müßten aus Sanandatsch heraus. Aber sie dachten nicht daran. Als Ayatollah Choë, der Oberkommandierende der Chomeini-Milizen in West-Aserbaidschan, auf die Situation in Sanandatsch angesprochen wird, weicht er aus: »Ich gebe meine Entscheidung morgen bekannt«, sagt er. Das Deprimierende einer solchen Situation ist, daß niemand faßbar, niemand verantwortlich ist. Die Chomeini-Milizen blieben jedenfalls in ihrer Kaserne im Herzen der Stadt, bis es der Bevölkerung durch gezielte Aktionen, Streiks, Hungerstreiks, Schließung der Geschäfte gelingen sollte, sie am 29. Januar 1980 aus der Stadt zu vertreiben.

Ob das bedeutet, daß die Kämpfe wieder losgehen, frage ich und löffle dabei ausgehungert die Joghurtsuppe mit Hackfleischklößchen aus Hasenfleisch. »Nicht gleich«, sagt Hadji, die anderen nicken.

---

## 5. Fünfundzwanzig Jahre hinter Kerkermauern

Für mich würde er die *kaua-patol* ganz schnell fertigmachen, verspricht mir Said, der Herrensneider, in seinem Kabuff im Bazar. Vor der Tür liegen gestapelt die Stoffballen zum Aussuchen. Es gibt vier Qualitäten: Wolle. 50 Prozent Wolle, 20 Prozent Wolle und Synthetik. In dem winzigen Raum steht ein Tisch, dahinter Said zwischen weiteren Stoffballen. Oben, unter dem Dach, rattern zwei Nähmaschinen, an denen gebückt zwei Hilfsschneider arbeiten. In der Enge können sie nur gebückt sitzen.

Kaum bin ich wieder auf dem Boulevard, bitten mich die Männer von Ali Ghazi in den Wagen, ich würde von der Familie erwartet. Im großen Raum sitzen mal wieder an die zwanzig Leute aus der Familie und hören bewundernd Ali zu. Er ist in Stimmung, erzählt von den telefonischen Avancen, die ihm eine Kurdin gemacht hat. Und daß er sich schon mit dem Gedanken trage, eine Kurdin zu heiraten. »Weißt du«, sagt er, »eine deutsche Frau könnte das ja gar nicht ertragen, dauernd in der Küche. Und ich führe, wie du weißt, schon ein großes Haus. Willst du mir nicht helfen, eine Frau zu finden?« – »Du hast da einen schlechten Ruf, was Frauen angeht, wenn man den Gerüchten glauben kann«, sage ich ehrlich. »Die Leute reden viel«, meint er wegwerfend, erzählt dann aber doch einiges aus seinem bewegten Liebesleben, von Entjungferungen, echten und angedichteten und anschließenden Abfindungen. Die Frauen seien ihm teuer zu stehen gekommen, resümiert er.

Bei der nächstmöglichen Gelegenheit gehe ich wieder zu Kakh Rahman mit seinen schönen Söhnen Suleiman und Djemal. »Geht du morgen mit auf die Jagd?« werde ich eingeladen. Zum Begriff »Jagd« kommen mir böse Assoziationen: Diplomatenjagd, Reihen von Kaninchen und Rebhühnerleichen, Großwildjagd, Fuß auf dem Löwen, Tropenhelm auf dem Kopf, Jagdtrophäen an der Wand, Jägerlatein, Feudalismus und Männlichkeitswahn. »Wahrscheinlich sehen wir überhaupt kein Kaninchen«, beruhigt mich Djemal, »bei Badam gibt's nicht mehr viele.« – »Und wo ist Badam?« will ich wissen. »Eine gute Stunde weg«, sagen sie. »Gut«, antworte ich, »ich komme mit.«

*Badam* heißt »Mandel«, aber wieso das Dorf so heißt, wußte Kakh Rahman auch nicht. Obwohl sein Großvater mit seinen vier Brüdern das Dorf gegründet hatte. Wir sitzen zu fünft im Führerhaus von Kakh Rahmans riesigem blauen Mercedes-Lastwagen und fahren in östli-

cher Richtung nach Miandoab, bis wir an einem zerschossenen Steinhaus, einem einstigen Café, nach rechts abbiegen. »Hier in der Gegend wurde viel gekämpft«, erzählen sie mir und zeigen, über welchen Berg die Chomeini-Milizen mit ihren Panzern angerollt kamen. »In diesem Café haben sie drei Kurden erschossen, die nur ihren Tee tranken. Sie schossen auf alles, was sich bewegte. Als man sie fragte, warum, antworteten sie: »Mit jedem Kurden töten wir einen Pesch-Merga.«

Vor Badam liegt ein anderes menschenleeres Dorf. »Die Leute sind während der Kämpfe in ein Dorf in den Bergen gegangen und noch nicht zurückgekommen«, erklärt Kakh Rahman und hantiert begeistert an seinem Riesenlenkrad herum. Er ist bester Stimmung, heute ist Freitag, also Feiertag und wir fahren in »sein« Dorf. Leise trällert er vor sich hin. In eine Erdsenke eingekuschelt liegt Badam mit seinen vielleicht zwanzig ummauerten Höfen an einem von Weiden umstandenen poetischen Dorfweiher, auf dem Enten und Gänse schwimmen, und an dessen Ufer kleine Esel stehen. In oben abgerundeten Turmmieten werden Heu, Stroh und getrockneter Mist gelagert. Dahinter ragen die Berge auf. Die Frauen mit ihren in der Sonne funkelnden Gewändern sind gerade am Dorfbrunnen versammelt, spülen Geschirr und waschen Wäsche. Auf die Scherzworte, die die Männer ihnen zurufen, antworten sie mit schnellen, frechen Repliken, bis beide Seiten in Kichern ausbrechen. Eine Idylle – nur daß die Frauen eben arbeiten und die Männer spielen.

Auf der Straße kauernd, beschäftigen sich die Männer mit tauben-eigroßen Murmeln, mit denen sie eine Art Boccia spielen: Sie schnipsen die Kugel mit Zeige- und Mittelfinger aus der Hand. Wer am nächsten an eine Münze kommt oder sie gar berührt, hat gewonnen. *Meschehn* nennen sie das Spiel. Es amüsiert sie sehr, daß mir das Schnipsen absolut nicht gelingen will. Über einen Steinhaufen gebreitet, offensichtlich gerade gewaschen, sehe ich neben neueren Kelims einen alten kurdischen Teppich trocknen. Er gefällt mir, ich schaue ihn mir näher an: Fein und fest geknüpft und kurz geschoren, wie es die Kurdenteppiche sind. Und sehr schwer. Nicht zu vergleichen mit den anatolischen Teppichen, die sich wie Handtücher zusammenlegen lassen. Eigentlich nicht transportabel, zumal ich noch immer vorhatte, den Iran über die grüne türkische Grenze wieder zu verlassen. Ich wende mich ab, schaue aber noch einmal zurück, versinke in das mit Pflanzenfarben gefärbte Nomadenmuster, da werde ich gefragt, ob der Teppich mir gefalle, ich könnte ihn haben. Nach längerem Hinundherüberlegen verlangt dann der alte Bauer umgerechnet 350 Mark, aber nur, weil er aus der Familie von Kakh Rahman sei. Ich werde wieder wankend. Das schöne alte Stück! »Nein«, verbiete ich mir, »den kriegst du nicht!« Teppichbegeisterung und Habgier beugen sich murrend der Vernunft.

Mir fällt auf, daß den Hunden in Badam die Ohren abgeschnitten sind. Was das wohl bedeuten mag? »Wir schneiden sie ihnen ab, weil die Wölfe sie daran immer packen, wenn sie im Winter vom Gebirge herunter ins Dorf kommen«, klärt mich ein Dorfbewohner auf.

»Rahim Majidi will dir etwas erzählen«, zieht mich Masiar am Ärmel, mein Übersetzer bei den Volksfedajin aus der Misbah-Ghazi-Familie, ein gescheiter, zurückhaltender Knabe mit einem für Kurdistan außergewöhnlich spärlichen Bartwuchs. »Ich habe zu den fünfzehn Männern gehört« – so der vierzigjährige Rahim, »die die Pasdar aus unserem Dorf mitgenommen hatten. Das war ungefähr vor drei bis vier Monaten. Sie stellten uns vor eine Wand und sagten, sie würden uns jetzt erschießen.«

»Was hast du da gedacht oder gefühlt?«

»Angst hatte ich keine, das nicht. Ich war nur wütend, daß es den Pasdar erlaubt ist, einfach so irgendwelche Leute herauszugreifen, mitzunehmen und dann an die Wand zu stellen. Ich war unglücklich, als ich daran dachte, daß sie meine Leiche sicher nicht meiner Familie übergeben würden. Sonst war ich stolz, für Kurdistan sterben zu dürfen.«

»Das haben sie mit uns auch gemacht«, sagt ein junger Mann neben mir. Er ist Masiars Freund, auch Anfang zwanzig, heißt Murat Alizade und ist aus Piranschar zu Besuch da.

»Erzähle«, bitte ich.

»Das war im August, wir fuhren zu fünft zum Baden, lauter Freunde von mir. Da gibt es bei Piranschar einen Fluß, in dem man schwimmen kann. Bei der Rückfahrt hielten uns die Pasdar an, nahmen uns gefangen und brachten uns nach Piranschar. Während der vier Tage, die wir dort eingesperrt waren, spielten sie dreimal mit uns Exekution. Ich muß sagen, ich hatte fürchterliche Angst, ich habe sogar zu Allah gebetet, er solle uns da rausholen. Da erkannte ich plötzlich in einem der Milizionäre einen Klassenkameraden von mir wieder. Der ließ uns dann auch alle fünf frei, ich gab ihm dafür 10 000 Toman. Am nächsten Tag kam Khalkali nach Piranschar und ließ die anderen Gefangenen hinrichten. Früher war ich nur Sympathisant der Demokratischen Partei, nach dieser Geschichte wurde ich Teilzeit-Pesch-Merga. Das hat mein Leben schon stark verändert.«

Ich schaue ihn mir von der Seite an: Er sieht mit seinem dunklen, entschlossenen Gesicht wirklich eher aus, als wäre er vierzig.

»Und was ist aus dem Klassenkameraden geworden?«

»Ich glaube, der hält es nicht mehr lange bei den Pasdar aus, wie er mir gesagt hat.« Murat springt auf: »Sollen wir jetzt jagen gehen?« Wir nicken und ziehen zu fünft los mit einer M1, einer Kalaschnikoff, einer Schrotflinte und einer Pistole. Ich habe meinen Fotoapparat. Wir laufen zuerst einen rutschigen Schutthügel hinauf. Am Anfang rennen die Kurden stets wie die Wahnsinnigen, aber immer dann,

wenn ich kurz vor dem Aufgeben bin, werden sie von selber langsamer. Nach der Schutthalde stiegen wir – bereits weniger schnell – eine Bergkuppe hinauf, die von verschiedenfarbigen großen und kleinen Lavabrocken übersät ist. Karg wie in der ganzen Umgebung von Mahabad ist es hier, ich zweifle, ob selbst im Sommer hier etwas anderes wächst als Disteln.

Diese sind dann dafür wunderschön, riesengroß und knallfarbig. Kein Baum und kein Strauch ist in der bräunlichen Berglandschaft zu sehen. Hase sowieso keiner. Dafür eine Fernsicht, die auf keiner Breitleinwand Platz hätte: nach drei Seiten die weite Hochebene, am Horizont eingefaßt von hohen, spitzen, weißverschneiten Bergketten. Hinter uns türmt sich das verschneite Gebirgsmassiv, das in den Irak weist. Darüber der tiefblaue Himmel, an dem sich Föhnwolken schichten, um wieder zu zerfließen.

Wir sonnen uns auf Lavablöcken am Rande der Schneegrenze. Ich genieße die Stille um mich, bis die Jungen auf die Idee kommen, noch ein paar Schießübungen zu machen. Einerseits finde ich den Lärm störend, andererseits vertreibt er wenigstens die Hasen. Als die Sonne hinter dem Gipfel verschwindet, machen wir uns in einem ausgetrockneten Bachbett auf den Heimweg. Wir erzählen uns Geschichten, lachen und trauen unseren Augen nicht, als plötzlich ein Hase, lang und stämmig, aus einer Erdfurche direkt neben uns, zum Greifen nahe, hervorhoppelt. Die Jungen hatten ihre Munition bereits aus den Gewehren geholt. Hektisch suchen sie in ihren Taschen, klappen die Gewehre auseinander, füllen die Munition in den Lauf, reißen die Waffen an die Wange . . . Der Hase ist längst verschwunden. Geärgert hat sich keiner richtig, aber die Munition haben sie diesmal dann doch in den Gewehren gelassen. Nur Hase ist keiner mehr gekommen.

## Kurdische Spiele

In Badam spielen je zwei Männer gerade »Back Gammon«. Schnell und wortlos schieben sie ihre runden Holzfiguren hin und her, würfeln zwischendurch, schnappen sich Figuren des anderen, bis sich einer plötzlich zurücklehnt. Dann hat er gewonnen. Die Regeln dieses Spiels blieben mir unverständlich. Dafür habe ich das nächste Spiel begriffen, das mit kurdischen Socken gespielt wird und *djorabähn* heißt. Dazu werden nicht die mickrigen europäischen Stadtsocken, die keinerlei Standvermögen haben, sondern die handgestrickten, festen kurdischen hergenommen, und zwar fünf Paar, die in zwei Reihen mit dem Fersen zu den Spielern aufgestellt werden. Sie werden umgestülpt, so daß man mit der Hand bequem in die Öffnung hineinfahren kann. Es gibt zwei Spielerparteien. Die einen müssen

eine kleine runde Frucht, die von den Kurden auch zum Gerben von Leder verwendet wird, in einem der zehn Socken verstecken, die andere Partei muß herausbekommen, in welchem Socken die Frucht steckt. Sie dürfen zweimal raten. Zehn Punkte bekommt jeweils der Sieger, bei zweihundert Punkten ist das Spiel beendet. Es geht nicht um Geld, sondern darum, welche Partei die andere zum Essen einlädt. Das gefällt mir. Und erst das Spiel! Hier können die Kurden ihre jahrtausendlang antrainierten Verstellungskünste voll anwenden. Einer macht es ganz lässig, tippt mit unbeweglichem Gesichtsausdruck nur gerade mal so mit der geschlossenen Faust an die Sockenöffnungen, aber irgendwo hinein hat er die Frucht ja schließlich fallen lassen müssen, obwohl ich nichts gesehen habe. Ein anderer macht mit großem Aufwand dasselbe, und wieder habe ich nichts gesehen. Rät eine Partei einen falschen Socken, schlägt der enttäuschte Ratende ihn sich um die Oberschenkel, bevor er ihn in die Ecke des Zimmers wirft. Die anderen stoßen je nachdem freudige oder enttäuschte Schreie aus. Da gibt es echte Spezialisten, ich bin hingerissen, kann mich nicht sattsehen. »Socken- und Brettspiel sind Abendspiele«, klären mich die Badamer auf, »das Murmelspiel ist ein Morgenspiel.«

Nach Stunden erst hören sie auf zu spielen, wir steigen in Kakh Rahmans blausilbernen Luxus-Lastwagen. Kurz bevor wir in die Teerstraße einbiegen, entsichern alle ihre Gewehre. Vor zwei Tagen wurde hier in der Nähe ein Bus überfallen, wobei man immer noch nicht weiß, ob die Täter nur simple Räuber waren. Als ich »heim« zu den Babanzades komme und die Frauen wieder trübsinnig im Gang sitzen sehe, fällt mir erst auf, daß ich heute den ganzen Tag, außer morgens beim Brunnen, keine Frau gesehen habe. Zur Jagd gehen sie nicht, spielen können sie nicht und bei den Männern sitzen dürfen sie auch nicht. Alles, was Spaß macht, ist *haram*.

Spazierengehen ist zwar nicht *haram*, aber man tut es als Frau ebenfalls nicht. Man darf zwar von Haus zu Haus huschen oder mal etwas einkaufen, obwohl dazu Männer und Söhne da sind, aber so genußvoll den Boulevard hinunterpromenieren, wie ich es tue, das ist in Kurdistan nicht üblich. Bald hält ein Landrover, in dem Ghassemus Pesch-Merga sitzen, die mich ins Parteibüro einladen. Ob in den letzten Tagen etwas Wichtiges passiert sei, frage ich dort. »Ja, gestern«, wird Ghassemu kurz ernst. »Die Garnison von Orumijeh hat den Befehl bekommen, Mahabad innerhalb der nächsten achtundvierzig Stunden anzugreifen. Daraufhin haben wir mobil gemacht und in Teheran angerufen, was das denn schon wieder zu bedeuten hätte. Chomeini wußte überhaupt nichts davon.« Ghassemu lacht schon wieder: »Ja, und dann wurde der Befehl wieder zurückgenommen. Wenn Sie mich gestern dasselbe gefragt hätten, hätte ich geantwortet: Die Krieg geht wieder los, bringen Sie sich in Sicherheit.«

»Dann muß ich Sie aber vorher noch einmal sprechen.«

»Morgen«, sagt er bereitwillig.

Durch die schnee- und windgepeitschten Straßen der Stadt, auf denen Autos sämtlicher Gattungen vollgestopft mit bewaffneten Pesch-Merga langsam einherfahren, gehe ich »nach Hause«. Es riecht irgendwie nach Kampf, vielleicht wissen die Pesch-Merga hier noch nicht, daß die Armee aus Orumijeh gar nicht angreifen wird. Ein Gedanke beunruhigt mich, schlägt sich in einem mulmigen Gefühl in der Magengegend nieder: Wie und wohin sollte ich mich denn »in Sicherheit bringen«? Wo gibt es in Kurdistan so etwas wie »Sicherheit«? Immerhin hatte mir in Kurdistan noch immer jemand geholfen, wenn es brenzlich wurde. Trotzdem ist heute nicht mein Tag des Lächelns. Und es kommt mir durchaus entgegen, daß die engelsge-sichtigen Teufelskinder der Babanzades mal wieder von Zerstörungswut besessen sind. Ich sehe mir zunächst geduldig an, wie sie mit Knallpistolen herumhantieren, meine Zigarettenskippen anzünden, mit einer neuen Trompete einen schneidend hohen Ton ausstoßen. Ich lösche auch das Feuer auf dem Teppich, das entstanden ist, als der Knabe die Petroleumlampe umgeworfen und den Schirm zerbrochen hat. Als sie aber meine Handtasche ausräumen, Bleistifte abbrechen, anfangen wollen, mein Tagebuch zu zerfetzen und meinen Schlafsack in Brand zu stecken, mache ich dasselbe, was ich neulich bei Riza, dem älteren Bruder sah: Ich mache die Tür auf und befördere beide mit einem gezielten Fußtritt hinaus auf den Gang.

Erstaunt krabbeln die beiden wieder hoch, gehult wird nicht, sie sehen mich nur von der Seite an. Riza und die Frauen nicken mir zu, die Kinder halten sich in der nächsten Zeit zurück, scheinen mich zu respektieren. Ein Machtkampf, der einmal stattfinden mußte. Vor dem Zubettgehen kommen die beiden noch einmal schüchtern zu mir herein, bringen Sonnenblumenkerne und geben mir einen Kuß. Ich lasse mir meine Erleichterung nicht anmerken, knuffe sie nur in die Seite.

Im Hauptquartier der Demokraten: Ghassemlu kommt zur Tür herein, inzwischen trägt er auch eine dieser handgestrickten, braunen kurdischen Wintermützen mit Riesenbommel. Er sieht sofort meine Kurdentracht, und wie ich da trotzig-hilflos mit den Händen in den tiefen Taschen meiner Pumphase vor Rani stehe. »Ola«, lobt er, »wieder ein Pesch-Merga mehr. Steht Ihnen gut.« – »Helfen Sie mir«, bitte ich ihn, »Rani zu einem Gespräch zu bewegen.« Die beiden reden kurz miteinander, Rani nickt, lächelt, sagt »übermorgen«. – »Wann übermorgen«, frage ich. »Wann Sie wollen«, gibt er zurück. »Nachmittags«, schlage ich vor. »Gut, nachmittags«, sagt er. »Wenn Sie nicht kommen, hole ich Sie ab«, drohe ich. »Er wird da sein«, verspricht Ghassemlu.

Wir sitzen im eiskalten Salon an einem langen, ovalen Tisch, auf Stühlen. Ich friere trotz Anorak, genieße es aber, einmal nicht auf dem Boden herumlungern zu müssen.

»Erzählen Sie einmal von sich«, bitte ich Ghassemlu, »wie wird man Kurdenführer?«

»Ein Rezept kann ich nicht geben«, lacht er, »ich kann nur von mir berichten. Ich bin in Orumijeh in die Schule gegangen bis zum Abitur. Als ich fünfzehn Jahre alt war, mußten wir in der Klasse einen Aufsatz schreiben: »Alexander der Große und die Zerstörung von Persepolis«. Mein Aufsatz war offensichtlich der beste, ich bekam vom Lehrer ein Buch geschenkt: »Wladimir«, das vom Leben Lenins handelte. Ich muß sagen, das hat mich stark beeindruckt. Das war in der Zeit der Republik von Mahabad, und wir waren alle politisiert; ich war in der Jugendorganisation der Demokratischen Partei. Nach dem Abitur, im Januar 1949, ging ich zu meinem Bruder nach Paris. Dort begann ich, Jura zu studieren. Im August erhielt ich ein Stipendium in Prag an der Hochschule für soziale und politische Studien, wo ich bis 1952 blieb.«

»Hat es Ihnen dort gefallen?«

»O ja, ich liebe die Tschechoslowakei. Ich hatte einen solchen Durst nach Kultur, ich habe gelesen, was mir in die Finger fiel, vor allem Literatur. Kino interessierte mich weniger. In Paris hatte ich sogar tanzen gelernt.«

»Und Frauen getroffen.«

»Nein (entsetzt), das hat mich nicht interessiert, ich war doch erst achtzehn.«

»Und was machten Sie nach Prag?«

»Dann ging ich zurück nach Kurdistan. 1952, das war zu der Zeit als Mossadeqh iranischer Ministerpräsident war und die Tudeh und die Demokratische Partei eng zusammenarbeiteten, bis sie sich 1955 trennten. Seit 1953 ist die Parteizeitung »Kurdistan«, die es ja heute noch gibt, wieder illegal erschienen. Zu dieser Zeit gab es keine Pesch-Merga, ich war der einzige Professionelle und verantwortlich für das Komitee von Mahabad. 1957 mußte ich gehen, ich war schon zu bekannt. Ich ging zurück nach Prag, promovierte, habilitierte mich. Zwischendurch war ich immer mal im Irak. 1958 habe ich Barsani dort getroffen. Wir haben eine Zeitlang zusammengearbeitet, aber wir haben uns nie gut verstanden. Offiziell lehrte ich an der Universität in Bagdad, bis ich 1960 aufgefordert wurde, das Land innerhalb von 48 Stunden zu verlassen. Trotzdem bin ich immer wieder zurückgekommen. Anfang der siebziger Jahre hielt die Demokratische Partei des Iran einen Kongreß im Irak ab, natürlich im Untergrund. 1976 bekam ich Schwierigkeiten in der Tschechoslowakei wegen meiner häufigen Orientreisen. »Entweder Sie bleiben hier«, hieß es, »oder Sie fahren zurück und bleiben

dort.« Ich entschloß mich, einen Lehrauftrag an der Sorbonne anzunehmen, weil ich dort mit meinen acht Wochenstunden genügend Zeit hatte, herumzureisen. Im Oktober 1978 beschloß das Zentralkomitee, illegal in den Iran zurückzukehren, um sich am Kampf gegen den Schah, den schlimmsten Feind der Kurden, zu beteiligen. Nach der gelungenen Revolution im Februar waren wir ein paar Monate legal, bis wir wieder verboten wurden und es bis jetzt blieben«, schließt er.

»Was haben eigentlich die Kurden aus den Kämpfen der letzten Jahrzehnte gelernt?«

»Sich nur auf sich selber zu verlassen, von keiner Macht abhängig zu werden. Einer Organisation zu vertrauen, nicht nur einzelnen Führern.«

»Aber um Sie und um Scheikh Esodin ist auch schon ein ganz schöner Personenkult entstanden. Überall hängen Ihre Poster.«

»Das gefällt mir auch nicht. Aber ich kann es nur schlecht verhindern.«

»Und was ist mit dem Einfluß der Tudeh innerhalb Ihrer Partei? Wie sind Ihre Beziehungen zur Sowjetunion?«

»Die Tudeh hat überhaupt keinen Einfluß innerhalb der Partei. Im Juli 1979 beschimpften sie uns noch als Konterrevolutionäre. Als sie dann sahen, daß das ganze kurdische Volk hinter unseren Forderungen stand, haben sie ihre Meinung geändert und forderten die Autonomie für Kurdistan. Was die Sowjetunion angeht, so haben wir mit ihr freundschaftliche Beziehungen. Wenn es je eine Macht gegeben hat, die uns Kurden unterstützt hat, war es die Sowjetunion. Das heißt nicht, daß wir immer mit ihrer Außenpolitik einig sind.«

»Heute hat der Scheikh zu einer Demonstration gegen die Pasdars-Übergriffe in Sanandatsch aufgerufen, die Demokratische Partei nicht. Wieso?«

»Wir haben es erst gestern erfahren, und wir haben es nicht gern, vor bereits entschiedene Situationen gestellt zu werden. Aber vergessen Sie nicht, wir müssen uns erst in Demokratie üben. Natürlich kann sich jeder von uns der Demonstration anschließen. Im Prinzip sind sich ja der Scheikh und wir einig, nur über die Methoden nicht immer. Er ist eben kein Politiker, er kennt sich da nicht so aus. Mir wird ja vorgeworfen, ich würde es mit der Demokratie übertreiben, aber ich hoffe trotzdem, daß ich die anderen kurdischen Organisationen noch dazu bringen kann, die Spielregeln der Demokratie zu respektieren. Sie haben keine so lange politische Erfahrung wie wir in Kurdistan. Sie suchen die Lösung der Probleme in Büchern, aus denen sie unanwendbare Dogmen herauskristallisieren.«

»Ich habe gehört, die Komala würde von der irakischen Baath-Regierung unterstützt.«

»Ich will es nicht ausschließen.«

»Wissen Sie, wo ich die Barsani-Söhne finden kann?«

»Sie sind oft in der Nähe von Teheran, im Iran sind sie auf alle Fälle, statt im Irak, wo sie hingehören. Fahren Sie doch einmal in Orumijeh am »Mehman-Sara«-Hotel vorbei, es könnte sein, daß die Leute dort etwas wissen.«

»Was halten Sie von ihnen?«

Er macht eine wegwerfende Handbewegung: »Gangster, man nennt sie hier im allgemeinen *djasch*, kleine Esel. So bezeichnen wir Verräter an der kurdischen Sache. Sie haben seit dem Kollaps 1975 nichts dazugelernt. Sie sind käuflich, sie nehmen von überallher Geld und kämpfen dann auch gegen die iranischen Kurden. Es ist ziemlich sicher, daß sie zur Zeit im Sold Chomeinis stehen. Es heißt, sie hätten vor zwei Monaten 60 Millionen Toman aus Teheran bekommen. Aber fragen Sie sie doch am besten selber.«

»Ja«, sage ich, »ich werde es versuchen.«

»Aber passen Sie auf sich auf, die ganze Gegend ist voll von Pulver«, verabschiedet sich Ghassemlu. Er hat genauso eisige Hände wie ich. »Das nächstmal organisiere ich etwas zu trinken«, verspricht er. »Ich kann leider nicht so einfach einkaufen gehen. Erzählen Sie mir dann von den »Barsani-Brüdern«, es interessiert mich. Sie sind doch am Ende der Woche noch da?« fragt er besorgt.

»Ich glaube schon.«

»Dann habe ich ein paar sehr interessante Informationen für Sie.« Er bringt mich zur Tür. Im Gang sitzen fünf seiner Pesch-Merga, sie springen auf, ich biete ihnen Zigaretten an. Weil ich inzwischen auch auf »Winston« umgestiegen bin, greifen sie zu, deutsche Zigaretten hatten sie abgelehnt. »Demoralisieren Sie sie aber nicht«, droht mir Ghassemlu aus dem Türrahmen.

Ein gutaussehender irakischer Kurde fährt mich in die Stadt zurück. In einer Teestube, die nur von Demokraten geführt wird, trinken wir einen Tschai. »*Chabernigara?*« (Journalistin) fragen sie. Wir radebrechen. Ich solle nur die Wahrheit schreiben, das würde völlig genügen. Ich drücke ihnen die Hand, mache mich auf den Weg nach Hause, als ich Kakh Rahman und Djemal vor ihrem Haus stehen sehe. »Wir haben versucht, dich zu finden«, freuen sie sich. »Niemand wußte, wo du warst. Fährst du mit uns noch einmal nach Badam? Morgen ist dort eine Hochzeit.«

Sollte ich doch noch eine Hochzeit erleben! »Komm' morgen früh zum Frühstück, dann fahren wir.«

Eine müde Nachmittagssonne scheint, aber es ist klirrend kalt. Vor dem Haus haben die Kinder eine Rutschbahn aus Eis angelegt, hundert Meter steil nach unten, direkt in eine der Hauptstraßen mündend. Aber das ist ja der gewisse Kitzel dabei. Wir rutschen zu fünft, zu zehnt, zu zwanzig in der Hocke, uns gegenseitig an den Schultern festhaltend, in atemberaubender Geschwindigkeit immer

wieder bis zum Einbruch der Dunkelheit hinunter. Die Autos, die mit Vorliebe ohne Licht fahren, schaffen es immer gerade noch zu bremsen.

## Hochzeit in Badam

Am nächsten Tag sind wir um 11 Uhr vormittags in Badam. »Kaiserwetter« hätten es die älteren Leute bei uns genannt. Aus dem ummauerten Hof, rechts und links eingesäumt von Frauen- und Männerhaus, klingt bereits kurdische Tanzmusik, *gorani* heißt das. Auf den flachen Dächern kauern, schauen Zaungäste herunter, die meisten Frauen sind verschleiert. »Das sind Türken«, klärt man mich auf. In der Morgensonne im Hof glitzern die kurdischen Frauen und Mädchen in ihren schönsten Gewändern, warten auf den Beginn des Tanzes. In der Mitte, auf einem wackligen Hocker, spielt der Kassettenrecorder. Schnell bildet sich eine Reihe, die Männer fangen schon an zu tanzen, die Mädchen können sich jetzt ihre beiden Tanzpartner herausuchen. Das Ende der Reihe bilden die Kinder, den Anfang ein Vortänzer, der wie bei den griechischen oder türkischen Volkstänzen ein Tuch schwenkt und den Rhythmus bestimmt. Die Tanzschritte sind nicht schwer zu begreifen: zwei links vor, zwei rechts zurück, oder dasselbe seitwärts, dabei wird mit den Schultern gewackelt und kräftig aufgestampft. Der Erdboden unter uns dröhnt, alle halten sich hinter dem Rücken an den Händen, sind begeistert dabei. Wenigstens mal eine Gelegenheit für die Jungen, ein bißchen miteinander zu flirten, sich die Hand mal länger und kräftiger zu drücken, als es sonst in ihren Familien möglich ist. Durch das Loch in der Erdmauer, das das Tor darstellt, glitzert friedlich der Dorfweiber herüber, hinter uns ragen die zerklüfteten Zweitausender auf. Die Temperatur dürfte nur ein paar Grad über Null liegen, aber niemand friert. Nach längeren, langsamen Schrittfolgen fängt einer aus der Tanzschlange plötzlich an zu zischen – das sind immer Männer – und höher und schneller zu hüpfen. Wellenförmig läuft die Bewegung weiter, bis sie von einer anderen Stelle wieder gebremst wird, verebbt. Ich hüpfte, stampfte, zische kräftig mit, schmeiße sogar meine bepumphosten Beine in die Höhe. Das haben sie noch nicht gesehen, das solle ich bitte wiederholen. Ein alter Kurde will unbedingt mit mir allein tanzen. Die anderen machen einen Kreis um uns, faunartig hüpfte er um mich herum. Ich tanze eine Mischung von indo-türkischem Stil, ein bißchen Bauchtanz eingeflochten, der sich dann in Charleston- oder Disco-Bewegungen auflöst – eben das, was zu kurdischer Tanzmusik paßt. Sie sind starr, das hatte es hier noch nicht gegeben. Ich verausgabte mich, weil ich selten so ein begeistertes Publikum hatte und halte tatsächlich die Kassette durch. Jeder will

nun so und nicht anders mit mir tanzen. Ich lehne ab, man soll seine Kräfte nicht verschleißen, eile die schiefen Treppen hinauf in den Herrentrakt.

Dort wird Tee getrunken und Karten gespielt; das Geld verstecken sie unter dem Teppich. Nach einer Weile schaue ich hinüber zu den Frauen, die zwar mit leuchtenden Augen aber doch irgendwie gelangweilt im dunklen Zimmer des anderen Hauses sitzen. »Jetzt holen sie die Braut«, flüstern sie mir zu. Nach einer Weile kommen die Autos wieder zurück, eines fährt bis in den Hof. Ein total verschleiertes Etwas in Weiß-Silber-Rosa wird, bewegungsunfähig, aus dem Jeep gehoben und in Richtung Frauenhaus gestützt. Die Braut. Einer hält ihr einen Spiegel vor, sie sieht zwar nichts, aber darum geht es wohl auch nicht: In den neuen Hausstand soll damit Glück und Segen einkehren. Andere werfen Bonbons und Geld über das Brautpaar. Alle jubeln, beglückwünschen sie, nur die Braut läßt unter ihrer Vermummung keinerlei Gemütsbewegung erkennen. »Wie ein Lamm zur Schlachtbank«, denke ich, da stoßen mich auch schon die anderen Mädchen in die Rippen: »Heute abend schläft Rasul bei ihr«, und sie lachen, halb verschämt, halb lüstern. »Kennen sie sich denn?« – »Sie sind aus derselben Familie.« – »Haben sie denn schon allein miteinander gesprochen?« Sie sehen sich an, schütteln den Kopf. »Nein, aber sie haben sich von jung an von weitem gesehen. Vor sechs Monaten haben die Väter miteinander gesprochen und die Hochzeit beschlossen.«

»Wie alt sind sie denn?«

»Aische, die Braut, ist achtzehn und Rasul, der Bräutigam, sechsundzwanzig Jahre alt. Er arbeitet im Telegrafenamts in Mahabad, nach der Hochzeit ziehen sie dann auch dahin.«

»Hat sie eine Aussteuer, oder zahlt er ihren Eltern etwas?«

»Rasul hat ihren Eltern 15 000 Toman gegeben, davon kaufen sie für die Tochter Gold und Schmuck. Sie bringt dafür die Innenausstattung für das Haus mit: Teppiche, Decken, Öfen, Fernseher, Haushaltssachen.«

»Und was habt ihr für Geschenke gebracht?«

»Die Familie schenkt Säcke voll Zucker, Reis, Tee oder Haustiere: Schafe, Ziegen, Hühner, Truthennen.«

»Und was kostet so eine Hochzeit im ganzen?«

»Diese hat 40 000 Toman gekostet, das ist normal. Bei Reichen kostet das natürlich viel mehr, die zahlen schon für das Mädchen 100 000 Toman. – Komm, das Essen ist fertig!«

Sie ziehen mich zu den Frauen: Es gibt Reis, Bohnen und Fleisch. Aische haben sie soweit den Schleier gelüftet, daß sie jemand mit einem Löffel füttern kann. Dann wird ihr unter ihre Plastikvorhänge Luft zugefächelt. Sie tut mir leid, es muß ihr ja irrsinnig heiß sein.

Die nächsten drei Stunden wird ohne Unterbrechung weiterge-

tanzt. Zwei Tänze lang ist auch die Braut dabei, mit todunglücklichem, dunkelrotem, verheultem Bauerngesicht, die Augen zu Boden geschlagen. Es sieht so aus, als ob mit der Hochzeit auch die letzten winzigen Freiheiten des jungen Mädchens ihr Ende finden. Um die Befriedigung der Frau, versichern mir die Männer glaubhaft und ohne das geringste schlechte Gewissen, geht es in der Ehe dann wirklich nicht.

Zurück in Mahabad lädt mich Kakh Rahman auf einen Tee ein – den fünfundzwanzigsten heute. Er schält mir Orangen, führt mir Tanzschritte anderer kurdischer Tänze vor und fragt mich, während im Hintergrund die Grille zirpt, ob ich Badam liebe. »Ja«, antworte ich. Ob mir die Hochzeit gefallen habe. »Ja«, sage ich wieder. Ob er mir gefalle? Ich verabschiede mich etwas übereilt.

Es ist noch früh am Abend, und ich habe noch keine rechte Lust auf die Kinderhölle. »Ich schicke dir einen Wagen«, schlägt Ali Ghazi am Telefon vor, »wir sind bei einer Familie am Stadtrand.« Der Gastgeber hat graues Stoppelhaar, ein kleines Bärtchen, zwei Frauen und einen Bruder, Ahmed Ghazi, mit dem ich schon bald zu diskutieren beginne. Er ist Englischlehrer hier am »Honarestan Sanati«, einem Jungen-Gymnasium und gleichzeitig einer der vier Berater der Demokratischen Partei. Er dichtet auch noch und spricht, obwohl er nie im Ausland war, mit echtem Oxford-Akzent. Klein und bartlos, wie er ist, geht ihm jegliches wilde Kurdische ab. Dafür ist er ein Intellektueller.

»Die Hochzeit heute hat mich richtig traurig gemacht. Die arme Braut«, erzähle ich ihm. »Ja«, meint er, »du hast recht, aber manchmal ist der Bräutigam genauso arm dran. Bei mir war es so. Ich habe mich von meiner Familie breitschlagen lassen, eine ältere Frau, eine weitläufige Verwandte zu heiraten.« Er zündet sich eine Zigarette an, bläst langsam das Streichholz aus. »Ich war die ganze Zeit nicht glücklich. Wenn ich meine kleine Tochter nicht hätte . . .« Er schält eine Orange. »Aber du hast schon recht, was das Los der Frauen angeht. Ich habe da ein junges Mädchen gekannt, die bei einem Großgrundbesitzer gearbeitet hat. Die wurde schwanger. Da haben sie ihr Steine auf den Bauch gelegt, um das Kind abzutreiben. Es hat auch geklappt, nur ist sie seither krank. Sie wird von ihrer Familie in einem dunklen Raum gehalten, bekommt das Essen reingestellt. Sonst kümmert sich niemand um sie. Kein Mensch besucht sie, außer mir manchmal. Der Großgrundbesitzer, von dem jeder weiß, daß er der Vater ist, hat kurz darauf geheiratet und führt ein normales, geachtetes Leben.«

»Schauerlich. Und wie fühlen sich die beiden Frauen deines Bruders?«

»Frag sie doch selber«, schlägt er vor, »ich begleite dich.« Wir durchqueren einen großen Raum, in dem in der Mitte ein Apfelbaum

durchs Dach hindurchwächst. Im leeren Frauengemach sitzen zwei Frauen auf den Betten herum, freuen sich sichtlich über Ahmeds Besuch, starren mich neugierig an. Warum ich eine Männerhose und kein Frauenkleid trage, wollen sie wissen. »Weil das praktischer ist und mir besser gefällt«, gebe ich Auskunft. »Weil sie mit dem Kampf des kurdischen Volkes sympathisiert«, vervollständigt Ahmed. Sie sollten mir doch sagen, wie ihnen die Ehe zu dritt gefällt. »Gut«, sagen beide, »wir sind glücklich, daß wir so einen reichen Mann haben.« Mehr ist nicht aus ihnen herauszubringen. »Warum hat er denn die zweite geheiratet?« wende ich mich an Ahmed. »Die erste hat keine Kinder bekommen, deshalb. Dafür hat sie aber eine Tochter der zweiten ins Herz geschlossen, von der sie sagt, das sei ihre Tochter. Nein, du hast recht, ich wollte hier auch keine Frau sein.«

Diese Nacht verbringe ich zum kopfschüttelnden Erstaunen der Frauen in der Bibliothek des Hauses.

Dienstag, 8. Januar: »Ich muß zur Schule«, kommt Ahmed ins Zimmer, »aber heute nachmittag machen wir das Interview mit Bulurian. Ich übersetze.« »Dank dir«, murmle ich schlaftrunken und drehe mich noch einmal um. Während des Duschens werde ich von der ersten Frau neugierig beäugt, die ein großes Handtuch für mich über dem Arm hält, das ich um mich herumdrapiere. »Splitterfasernackt ist sie durch die Wohnung gerannt«, verbreitet sich in Windeseile das Gerücht in Mahabad, von den beiden Frauen offensichtlich gezielt ausgestreut.

Die Angebote, mich in den Ort zurückzufahren, lehne ich ab. Vorbei an einer landschaftsverschandelnden Scheußlichkeit, einem Getreidesilo, das einem ganzen Stadtviertel die Sicht auf die Berge nimmt, und das dazu noch leer sein soll – ein Geschenk der Russen aus der Zeit der Republik –, biege ich in die Hauptstraße ein. Der Verkehr ist unorthodox, meiner Ansicht nach an den falschen Stellen zu schnell, an den richtigen zu langsam. Sieht man einen Freund auf der anderen Straßenseite, dirigiert man sein Auto dorthin, hält, redet. Andere müssen ausweichen, einer schläft, dann überquert noch eine Karre mit Iran-Oil-Behältern die Straße, aus der Gegenrichtung kommen zwei Autos gerast, die es nicht fertigbringen, sich zu überholen, weil der eine nicht will und der andere nicht kann – aber zu meinem großen Erstaunen regelt sich das Chaos dann doch in einer zwar längerwierigen, doch recht friedlichen Prozedur. Nicht zu vergleichen mit der Aggressivität in Teheran.

Überall in den kleinen Lebensmittel-, Obst- oder Stoffläden sehe ich in den Fenstern Socken hängen. Socken, die von den Frauen des Inhabers gestrickt wurden und einen kleinen Nebenverdienst für sie darstellen. Die Modelle sind nicht genormt, selbst die einzelnen Socken eines Paares unterscheiden sich voneinander. Mal unten breit

und oben schmal oder um den Knöchel herum ausbuchtend, in verschiedenster Wollqualität von steinhart bis butterweich, einfarbig oder mit bunten, originellen Mustern. Sie kosten um zehn Mark herum. Weder »Teheran Times« noch »Iran Week« noch überhaupt etwas Lesbares gibt es heute wieder bei meinem Zeitungshändler. Dafür erfahre ich, daß es in der letzten Nacht vor Mahabad zu Kämpfen zwischen Gendarmen und Pesch-Merga gekommen sein soll. Tote hätte es gegeben, mehr wußte niemand.

»Was war das heute nacht«, frage ich Rani Bulurian. »Wer hat da wen angegriffen?« In der Polsterlandschaft bei Babanzades sitzen außer Rani noch mindestens zehn Leute, bekommen ständig Tee kredenzt, und jeder hält sich für befugt, sich bei passender oder unpassender Gelegenheit in unser Gespräch zu mischen. Rani hat ein sehr ernstes Gesicht, graue, kurze Haare, grauer Schnurrbart, verschiedene Narben ums Kinn, die ganz sicher von keiner Mensur stammen. Er dürfte Mitte fünfzig sein und ist erst ein knappes Jahr aus dem Gefängnis, in dem er, mit kurzen Unterbrechungen, fünfundzwanzig Jahre seines Lebens verbracht hat.

»Heute nacht hätte ein Austausch von Gendarmen in Mahabad stattfinden sollen. Die Pesch-Merga der Demokratischen Partei eskortierten sie, um die Aktion zu überwachen, als Pesch-Merga der Komala, der Volksfedajin und Schüler sie angriffen und entwaffneten. Zweihundert Leute waren es, die sich auf die Gendarmen stürzten, ihnen zum Teil sogar die Uhren abnahmen – das ist wirklich nicht mehr zu entschuldigen.

Die Gendarmen bekamen Angst, entschlossen sich, nach Orumijeh zurückzufahren. Beim Wenden kam es zu einem Unfall, ein Lastwagen fuhr ins Wasser, drei Gendarmen starben. Komala und Fedajin haben einfach noch nicht mitgekriegt, welches die objektiven Gegebenheiten des politischen Kampfes in Kurdistan sind. Die Geschichte hat doch gelehrt, daß in einem Volk, das für seine Freiheit kämpft, die Klassenunterschiede zweitrangig sind. Im Augenblick spüren wir vom Imperialismus nicht allzuviel, dafür ist die nationale Unterdrückung um so stärker. Also kämpfen in der jetzigen Situation Feudale, Groß- und Kleinbürger, Bauern und Arbeiter zusammen. Das ist ein Durchgangsstadium, in dem das nationale Element stärker betont wird. Die Klassenfrage stellt sich erst später, wenn wir einen sozialistischen Staat bilden wollen. Bei den Komala und den Fedajin gibt es einfach zu viele junge Leute, die auf Teufel komm raus kämpfen wollen, auch wenn es politisch unklug ist. Die Demokratische Partei hält jedenfalls solche Provokationen, wie die der vergangenen Nacht, für sinnlos. Damit wird Teheran doch nur ein Grund geliefert, uns wieder anzugreifen.«

»Was ist mit den Barsanis, Massud und Idriss?«

»Wir wären ihnen dankbar, wenn sie wieder nach Hause in den Irak



*Oben links: Madame Ghazi Mohammed, die Witwe des Präsidenten der Republik von Mahabad. Oben rechts: Fosijsch Ghazi. Unten: Brautpaar aus Badam.*



*Oben links: Scheikh Esodin. Oben rechts: Rani Bulurian nach 25 Jahren Haft. Unten: Der Dichter Hemn.*

zurückkehren würden. Vor vierzig Tagen haben sie in Uschneewie unsere Pesch-Merga angegriffen. Es gab ein paar Tote. Sie haben keine politische Vorstellung, sie führen das aus, wofür man sie bezahlt.«

»Wer hat denn in Teheran ein Interesse an einem neuen Krieg in Kurdistan?«

»Die Elemente in der Regierung und die Generäle, die Chomeini stürzen wollen. Das ist auch der tiefere Grund für den Angriffsbefehl, den die Armee in Orumijeh bekommen hatte, von dem Chomeini überhaupt nichts wußte. Dahinter steckten der Verteidigungsminister und der Oberbefehlshaber der Armee.«

Riza, der vierzehnjährige Sohn des Hauses, kommt mit Staubkek- sen und Obst. Ein fröhliches Gemurmel macht sich breit. Erst nach einer Weile kann ich wieder durchdringen: »Rani, erzähle uns etwas aus deinem Leben, wenn du magst.«

»Mein Familienname Bulurian kommt von *bulur*, Glas. Mein Vater war Glasverkäufer in Mahabad. Es ging uns nicht gut. Als ich auf die Welt kam, konnte mich meine Mutter nicht ernähren. Sie gab mich der Familie eines Lastenträgers, des Derwisch Hassan, bei der ich aufwuchs. Seine Frau war meine Amme. Bis zur mittleren Reife ging ich in Mahabad in die Schule, dann kam ich auf eine Lehrerausbildungsstätte in Teheran, die ich aber ohne Abschluß verließ. Ich interessierte mich einfach mehr für Politik. Zurück in Mahabad gründeten ein Freund und ich die Organisation der kurdischen Jugend; kurz darauf schlossen wir uns der ersten Komala an, die Ghazi Mohammed dann in die Demokratische Partei überführte.«

»Warst du nicht auch in Baku zur Ausbildung?«

»Ja, während der Republik von Mahabad ging ich mit fünfzig anderen Kurden und dreihundertfünfzig Aserbajdschanern an die Militärhochschule in Baku im russischen Aserbajdschan. Wir blieben aber nur elf Monate. Nach dem Fall der Republik kehrten wir nach Hause zurück, organisierten die Partei im Untergrund.«

»Als Kommunisten?«

»Nein, als Demokraten. Obwohl wir natürlich überzeugt waren, daß der Kommunismus eine gute Sache sei. Seit dieser Zeit bin ich politisch aktiv gewesen. Ich wurde Mitglied des Zentralkomitees.«

»Wann kamst du das erstmal ins Gefängnis?«

»Das erstmal vor einunddreißig Jahren, als ich beim Flugblätter- verteilen erwischt wurde. Das waren nur zwei Jahre. Sieben Jahre später haben sie mich zu drei Jahren verurteilt, die ich in Mahabad und Täbris absaß. In Mahabad hatten sie mich ein Jahr lang in einer Einzelzelle an Händen und Füßen angekettet. Auch das nächste Jahr war ich völlig isoliert, bekam keinerlei Informationen. Das wurde erst in Teheran anders, wo ich Besuche bekommen durfte, die mir Zeitungen und später sogar ein Radio einschmuggelten.«

»Was wollten sie denn von dir wissen?«

»Sie wollten Informationen über die Organisation der Partei, über die dazugehörigen Frauen- und Jugendorganisationen und über unsere Auslandsverbindungen. Es hat sie interessiert, in welchen Institutionen Leute von uns eingeschleust waren, und ob ich Mitglied des Zentralkomitees bin. Das habe ich allerdings nie zugegeben.«

»Du hast noch andere Gefängnisse von innen kennengelernt.«

»Eines der schlimmsten war Burasdjan, im Süden des Iran, ein reiner Brutofen. Dann kam ich nach Schiras. Dort ließen sie mich wenigstens schreiben. Ich verfaßte ein kurdisch-persisches Lexikon mit 15 000 Wörtern und schrieb siebzig Seiten meiner Autobiographie. Das haben sie mir aber bei einem Aufstand alles weggenommen.«

»Was für einem Aufstand?«

»Ich war mit Leuten der Volksfedajin, der Mudjahidin-Chalk und Studenten zusammen. Eines Tages haben die Studenten den Savak-Chef des Gefängnisses zusammengeschlagen. Darauf rückten tausend Savakleute an, es gab einen Kampf. Das folgende Jahr lebten wir unter verschärften Bestimmungen.«

»Sie haben dich doch sicher gefoltert?«

»Einmal ununterbrochen neun Tage lang. Ich war nackt und wurde mit Kabeln geschlagen. Dann wurden mir die Arme über Schulter und Rücken zusammengebunden und Gewichte daran gehängt. Ich mußte stehen. Jede Stunde wurde ich geschlagen. Dann bekam ich Creme auf den Körper und eine Tablette Aspirin. Danach ging's weiter. Das war aber noch nicht das Schlimmste. In Teheran hatten sie mich zum Tode verurteilt. Acht Monate lang wartete ich jeden Tag auf die Exekution. Dazwischen inszenierten sie ein paar Scheinexekutionen, versprachen mir, mein Urteil in ›lebenslänglich‹ umzuwandeln, wenn ich verrate, ob der Arzt Alriscemi aus Mahabad in der Partei sei. Ich antwortete: ›Ich will nicht überleben und einen anderen dafür an den Strick geliefert haben.‹ Als mein Bruder mich das nächstmal besuchte, gab ich ihm den Auftrag, den Arzt zu warnen.«

»Du warst sicher nicht der einzige Kurde im Gefängnis?«

»Nein, in Teheran waren wir 120 Kurden allein von unserer Partei. Und jeder informierte die anderen darüber, was er ausgesagt hatte, wenn er von der Folter kam. Sie warfen uns drei Dinge vor: Separatist, Nationalist und Kommunist zu sein.«

»Wie konntest du das alles aushalten, ohne verrückt zu werden?«

»Was mich am Leben erhielt, war mein Glaube, der Glaube an mein Volk. Die Hoffnung, daß wir doch siegen werden. Das erhält einen aufrecht, von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr. Und das bringt einen schließlich auch wieder heraus.«

»Konnte deine Frau dich besuchen?«

»Das erstmal nach zwölf Jahren. Und sie sagte zu mir: »Rani, werde meiner wegen und der Kinder wegen nicht schwach. Kämpfe du innen, wir kämpfen außen weiter.« So sind die kurdischen Frauen, sie haben noch mehr Energie als wir.«

»Wie wurdet ihr dann befreit?»

»Das war um die Zeit, als sie den Schah aus dem Land jagten. Wir hatten schon etwas von der Revolution gehört und waren ganz glücklich. Bis eines Tages 20 000 junge Leute das Gefängnis in Shiras stürmten, uns befreiten, uns Blumenkränze umhängten, uns hochhoben und in der ganzen Stadt herumfuhren und feierten. In dem Moment, als ich ihre Hände spürte, wie sie mich auf die Schulter hoben, da fühlte ich, daß alles, was ich gelitten hatte, nun entgolten ist.«

In den Augen einiger Kurden, die um uns herumsitzen, sehe ich Tränen. »Das haben wir alles ja gar nicht gewußt, Mamarani«, sagen sie. (»Mamarani« heißt »Onkel Rani« und ist eine seltene liebevolle Ehrenbezeichnung.) »Von selber erzählt er es auch nicht«, sagen andere. »Wißt ihr noch«, mischt sich ein Pesch-Merga ein, »als wir ihm 100 Kilometer entgegenkamen und ihn heimgeholt haben?« »Ah, ah«, nicken die anderen. »Und dann hat er schon gleich wieder angefangen zu arbeiten.« Stolz klingt aus ihrer Stimme. Aber Rani unterläuft die sentimentale Situation. »Ich will euch noch ein lustiges Erlebnis aus Baku berichten.« Und er erzählt, wie eines Tages ein General aus Moskau angekommen sei. Bei der Inspektion wurde bei einem eine Laus entdeckt, die er sich offensichtlich bei einem Mädchen geholt hatte. »Wir mußten zum Appell antreten. Die Stimmung war todernst, wir fürchteten schon, der dritte Weltkrieg sei ausgebrochen. Aber nein, der General zeigte die Laus in einem Reagenzglas und tönte: »Diese Mikrobe«, er sagte tatsächlich »Mikrobe!«, wird sich fürchterlich vermehren und die glorreiche Armee der Sowjetunion zersetzen. Wer sie angeschleppt hat, ist ein Verräter, ein Saboteur!« Wir Kurden mußten lachen und ich sagte zu ihm: »Sie tun ja gerade so, als hätten Sie einen Löwen gefangen. Kommen Sie doch mal zu uns, da bekommen Sie sie kiloweise!« Gelächter belohnt Ranis Geschichte, wird zum Auftakt für andere Erzählungen, die sich nahtlos bis Mitternacht aneinanderreihen. Jeder Kurde hat ein unerschöpfliches Reservoir an Geschichten.

## 6. Mulla Mustafa, der Tiger von Barsan

Omar Marufi, der Nachbarssohn, hat sich bereit erklärt, mich nach Orumijeh zu begleiten, um die Barsani-Söhne aufzuspüren. Zunächst bin ich noch der Meinung, wir führen mit einem Auto, aber entweder kann Omar nicht fahren oder sein Vater gibt ihm das Auto nicht, oder es ist anderweitig verliehen. Wir machen uns jedenfalls auf den Weg zum Busbahnhof am Bazar. Wir überqueren den nur mäßig befahrenen, aber trotzdem nicht ungefährlichen Ghazi-Mohammed-Platz – wer kennt in Kurdistan Verkehrsregeln und wer würde sie befolgen, selbst wenn er sie kennen würde? – gehen an den winzigen Bretter- oder Blechkiosken vorbei, weichen dem Haufen großer Fische aus, die morgens im Stausee gefangen nun zum Verkauf mitten auf dem Trottoir liegen, und besteigen den klapprigen Bus nach Orumijeh. Eine Fensterscheibe fehlt, was uns die Sicht nach außen sehr erleichtert, weil die übrigen vor Dreck strotzen. Gleich hinter der Ortsausfahrt fällt uns dann auch der Armee-Lastwagen auf, der umgestürzt in einer größeren Wasserlache liegt. Hier fand also die Auseinandersetzung neulich statt, da hat es die Toten gegeben, schießt mir durch den Kopf. Der Busfahrer holt das Letzte aus seinem Gefährt, so brauchen wir auch nur zwei Stunden für die 135 Kilometer. Unterwegs wird immer mal wieder kurz gehalten, wenn einer aussteigen oder ein anderer mitfahren will, beschilderte Haltestellen gibt es nicht. Die hellblauen Brückengeländer haben dieselbe Farbe wie der Himmel, der heute von verschiedenen schnell ziehenden, übereinandergestaffelten Wolkengebilden bedeckt ist. 20 Kilometer vor Orumijeh fahren wir am leblos daliegenden, grauen See vorbei, an dem es seit letztem Sommer auf Anordnung Chomeinis nicht mehr gestattet ist, daß Männer und Frauen gemeinsam baden. Kurz vor der Stadt müssen wir an einem Wachhäuschen rechts heranfahren, ein Pasdar kommt herein, kontrolliert. Die Kurden, die eben noch laut und lebhaft miteinander geredet haben, sind auf einmal verstummt, setzen ihre jahrhundertlang geübte unschuldige Miene auf, schauen zutiefst desinteressiert aus dem Fenster. Jetzt begreife ich: Dieser Kontrolle wegen können kurdische Politiker und Pesch-Merga nicht mit dem Bus fahren, sind gezwungen, die mühsamen, langwierigen Wege über die Berge zu nehmen.

Als wir aussteigen, ist der Fußboden des Busses mit Sonnenblumenkernen besät. Es ist Mittagszeit und deshalb müssen wir natürlich zu Omars Familie, der Familie seiner üppigen, lauten Mutter Fatme.

Zuvor geraten wir in der Hauptstraße in eine Demonstration von größtenteils Türken. »Wogegen demonstrieren die denn?« frage ich Omar. »Für Chomeini«, antwortet er und zieht mich weg, was mir ganz recht ist, da mich nicht sehr viele freundliche Blicke getroffen haben. Immer klarstellen zu müssen, daß ich keine Amerikanerin bin, ist auf die Dauer auch recht anstrengend.

»Das »Mehman Sara« ist gleich um die Ecke«, informiert mich Omar. »Rezajeh Inn« steht dann auch über dem Hoteleingang. Wir gehen zum Empfang, Omar fragt ganz unbefangen nach Massud und Idriss Barsani. Die Hoteldiener starren mich an, ich strahle zurück, sie flüstern miteinander, zucken mit den Schultern. Wir versuchen, die Sache dringend zu machen. Soll ich jetzt sagen, daß ich Journalistin bin oder nicht? Die Chomeini-Milizen sind gleich um die Ecke, und sie können unschwer herausfinden, daß ich quasi illegal hier bin. Aber auch Allahs Mühlen mahlen langsam, hoffe ich, und bestehe auf meinem Interview. Endlich rücken sie die Telefonnummer eines Barsani-Vetters heraus. Omar telefoniert, bekommt nach diversen Nachfragen heraus, daß dieser Vetter gerade nach Teheran abgefahren sei, und sonst wüßte niemand etwas. »Fragen Sie doch im Parkhotel«, schlagen die Hotelangestellten eine Spur freundlicher vor, »vielleicht wissen die etwas.« Wir fragen uns zum Parkhotel durch, erreichen es auch nach einigen Umwegen. Daß mir so viele Kurden von der Schönheit Orumijehs vorgeschwärmt haben, verstehe ich nicht. Der Charme dieser Stadt hat sich mir noch nicht offenbart und sollte es auch später nie tun. Im Parkhotel schauen sie noch finsterner. Die Barsanis? Da hätten sie nicht die geringste Ahnung. Ich werde das Gefühl nicht los, sie verschweigen uns etwas. Wir stehen noch eine halbe Stunde herum, rauchen und warten demonstrativ. Man muß manchmal penetrant sein. In dem Hotel schräg gegenüber, da könnten wir vielleicht etwas erfahren, zeigt einer mürrisch. Dieses hat eher den Charakter einer schlechtgehenden Absteige. Im ersten Stock sitzt ein alter Mann hinter einer Glasscheibe, er scheint zu allem noch schwerhörig zu sein. Omar gestikuliert mit Händen und Füßen, der verschlafene Portier blinzelt nur mißmutig, bedeutet uns aber, in das Hotel gegenüber der Gasse zu gehen. Wir steigen über die Reste des morgendlichen Obst- und Gemüsemarktes, glitschen auf Granatapfelschalen und Kürbisresten, hangeln uns die genauso finstere Treppe hinauf und landen plötzlich in einer Teestube. Wahrscheinlich das Hotelrestaurant, das mangels Gästen umfunktioniert wurde. An einem Tisch sitzen ein paar Kurden, die Omar kennen, sie winken uns her, laden uns zu einem Tee ein. Wo wir die Barsanis finden könnten? Sie kratzen sich den Kopf, schieben den Turban in die Stirn. Das sei wirklich sehr schwierig. Ideen haben sie jedenfalls keine.

An einem Tisch zwischen Tür und Ofen sitzt ein massiger Glutäugiger, der gespannt unser Gespräch verfolgt. Ich bin am Aufgeben, da sagt er plötzlich, es gäbe eine andere Teestube, unten rechts um die Ecke und dann wieder links, dort würden wir garantiert erfahren, was wir wissen wollten. Und – o Wunder des Orients! – in diesem kargen Raum unter der Erde treffen wir einen sehr gepflegt gekleideten, ebenfalls glutäugigen Iraker, der auch noch Englisch spricht. »Ich komme gerade von Idriss«, sagt er lässig. »Sie können die beiden zur Zeit in Rajan finden« – »Und wo ist Rajan?« Mit großem Interesse der übrigen fünfzig Gäste zeichnet er mir eine Karte in ein Heft. »Rajan ist ein Dorf und liegt 25 Kilometer entfernt auf dem Weg von Orumijeh nach Selve, rechts ab. Wenn Sie jetzt ein Taxi nehmen« – er schaut auf seine zweifellos teure Uhr – »kommen Sie vor Einbruch der Nacht noch zurück. Aber zahlen Sie nicht mehr als 100 Toman.«

Ein Junge aus dem Café wird uns mitgegeben, er läuft voraus zum Bazar, findet dort auch seinen Freund im Taxi. »200 Toman«, verlangt er kühn. »100«, sage ich. Die Straßen seien unsagbar schlecht, verteidigt er den Preis, außerdem müsse er doch wohl warten. Wir einigen uns auf 150 Toman. Er wirft sein Gefährt an, fährt zur südwestlichen Ausfahrtstraße. Der Boden des Autos ist mit Wachstuch belegt, dasselbe rot-beige Blumenmuster, das ich in den meisten kurdischen Räumen als Unterlage zwischen Ölofen und Teppich gesehen hatte. Das Fenster schließt nicht und die Stoßdämpfer haben sicher einmal besser funktioniert. Mein Mißtrauen unserem Fahrer gegenüber nimmt ab, als er uns einen Apfel, wir ihm Zigaretten anbieten. Die Sonne steht schon bedrohlich nahe am Horizont, dafür ist die Straße zwar vereist und holprig, aber nicht zu vergleichen mit den Wegen, die ich mit Hadji auf der Rückfahrt von der Konferenz erlebt hatte. An verschneiten Abhängen rechts und links der Straße stehen Schäfer mit ihren Herden, für die auf der Schneedecke Heubüschel ausgelegt sind. Wieder diese Gummischuhe, denke ich und habe Mitleid. Plötzlich bremst der Fahrer. An einer Biegung ist ein Heuwagen umgefallen, und die Leute gabeln nicht zu langsam, nicht zu schnell, das trockene Gras wieder nach oben. Wir steigen aus, helfen mit. Kurz vor Rajan, wo rechts die Bergkette aufragt, hinter der die Türkei liegt, kommt uns ein Reiter auf einem weißen Pferd entgegen, das mit der weiten Schneelandschaft eins zu sein scheint. Es sieht so aus, als schwebte er.

Am Eingang des Dorfes, das sich mit den Rücken seiner Flachhäuser an den Berg lehnt, ist ein Gendarmerieposten. Der Gendarm steigt gleich mit ein, um uns den Weg zu zeigen. Es geht krumme, morastige Dorfpfade hinauf. An einem strategisch geschickten Platz, Berge im Rücken, Sicht nach drei Seiten, stehen zwei häßlich imposante größere Steinhäuser. Drumherum wimmelt es von Barsani-Pesch-Merga. Bilde ich es mir ein oder schauen sie irgendwie

verbiestert unter ihren roten Turbanen hervor? *Djasch*, denke ich. Das sind jetzt also Iraker, die von Chomeini Geld nehmen, das offiziell als Hilfe für die ungefähr 30 000 irakischen Flüchtlinge im Iran verbrämt wird. Die Gestalten schauen jedenfalls finster, auch Omar gefriert sein sonniges Lachen. Und alt sind sie alle! Wahrscheinlich die letzten Getreuen des Vaters, der nach vierzig Jahren 1975 aufgehört hatte zu kämpfen. Ein cleverer Managertyp mit weichem Irakergesicht bedauert draußen vor dem Haus, daß ich heute keinen der Barsanis treffen könnte. Jetzt hätte ich eine Einladung zum Tee nicht abgeschlagen, aber wir werden – eine für mich neue Erfahrung – nicht hereingebeten. »Morgen«, bescheidet mich der Iraker, »wenn Sie gegen halb elf da sein könnten, verspreche ich Ihnen, daß Sie Massud treffen können. Vielleicht auch Idriss, ich werde mein möglichstes tun. Wir haben hier kein Telefon.«

Froh, wieder fahren zu können, erzählt uns der Fahrer, daß in Rajan ein Feudalherr lebe, der mit den Barsanis zusammenarbeite. Er verfügt über eine eigene Privatarmee und sechs Frauen. Sein Name sei Seyed Mussa und er stamme aus der Familie des vierten Kalifen Ali, auf den sich die Schiiten berufen. »Ein frommer Mann«, schließt er beinahe ehrfürchtig. So weit her mit der Frömmigkeit kann es auch nicht sein, da der Prophet schließlich den Besitz von mehr als vier Frauen untersagt habe, denke ich bei mir. »Nach den Barsanis morgen gehen wir noch auf einen Sprung bei Seyed Mussa vorbei«, informiere ich Omar. »Meinst du wirklich?« fragt er leicht zweifelnd zurück. Ich meinte wirklich. Omars feudaler Onkel Piroti mit edlem Gesicht und grauen Schläfen entschuldigt sich in Orumijeh, daß er nichts Anständiges im Hause habe. Es gibt eine rosafarbige Knetgummi-Wurst. Da ich Wurst schon lange nicht mehr gesehen habe, stürze ich mich heißhungrig darauf. Als sie aber nach überhaupt nichts schmeckt, lasse ich enttäuscht von ihr ab. Onkel Hassan hat zwölf Jahre als Bauingenieur in London gelebt und kam erst nach der Revolution nach Hause, jetzt aber überlegt er, wie er »dieses Land«, das nicht mehr das seinige sei, so schnell wie möglich wieder verlassen könne. Er bringt einen armenischen Freund mit, der ein Fläschchen selber gezogenen Rotweins aus der Tasche zieht. »Sie sollten besser in einem christlichen Haus übernachten«, maßregelt er mich streng. »Wieso?« frage ich zurück, »ich bin kein Christ mehr.« Er ist entsetzt.

Dann kommt wieder die Frage, die mir am meisten auf die Nerven geht: Ob Hitler nicht doch gut gewesen sei. Sie seien schließlich auch Arier, und die Bande des Blutes könne man nicht einfach verleugnen. Mir sind andere Bande lieber. Ich halte meine Standardrede, sie hören schon bald nicht mehr zu. So genau hatten sie es auch wieder nicht wissen wollen. Was ich über die Beteiligung der Deutschen bei den Massakern an den Armeniern zwischen 1915 und 1918 wisse. Ich

wußte nichts. Inzwischen habe ich mich informiert. Es ist ein trauriges Kapitel in der Geschichte der kaiserlichen Armee. Warum die Bundesregierung den kurdischen Kampf nicht unterstütze. »Weil sie enge wirtschaftliche Beziehungen zum Iran und zum Irak hat und sie Öl für wichtiger hält«, muß ich eingestehen. »Wenn wir also über das Öl verfügen könnten, das es in Kurdistan gibt, im Irak bei Kirkuk und Mossul, im Iran bei Kermanschah und in der Türkei bei Batman, dann würdet ihr uns auch politisch unterstützen«, bemerken sie. »Sicher viel eher«, sage ich und schäme mich dabei. Ein junger Kurde aus der Nachbarschaft kommt zu Besuch. »Den haben sie drei Tage eingesperrt«, stellt Omar trocken fest. »Warum?« – »Weil ihn die Pasdars erwischt haben, wie er mit einem jungen Mädchen gesprochen hat.« Ich bin entsetzt. »Da gibt es noch ganz andere Geschichten«, trumpfen die Jungen auf. »Viele hier sind öffentlich ausgepeitscht worden wegen ›Unzucht‹, die Frauen in der Moschee, die Männer davor, auf einem Parkplatz. Und zwar meist nach dem Freitagsgebet. Zwei Mädchen sind daran gestorben.« – »Oder, eine andere Sache«, fügt einer hinzu, »wenn die Pasdars einen Mann und ein Mädchen irgendwo zusammen gesehen haben, haben sie gefragt: ›Ist das dein Bruder, ist das dein Mann?‹ Wenn sie dies verneinten, wurden sie zur Moschee geschleppt und verheiratet. Solche Geschichten gibt es haufenweise, wir könnten die ganze Nacht erzählen. Das ist auch der Grund, daß du nach Sonnenuntergang kaum mehr jemanden auf der Straße siehst. Alle haben Angst vor den Pasdars.«

Ich sehne mich bereits nach dem freien Mahabad zurück. Der Wein schmeckt plötzlich auch nicht mehr so gut.

Zwei Töchter des Hausherrn sitzen bei uns. Die eine hübsch und sanft, die andere temperamentvoll und politisch engagiert: »Ich bin Kommunistin bei der Pesch-Merga-Gruppe von Salahaddin Schams Borhan in Mahabad. Er spricht gut deutsch. Kommst du uns mal besuchen?« Ich verspreche es. Der Vater zieht ganz offensichtlich die Sanfte vor, wenn die Pesch-Merga redet, faßt er sich an die Stirn und rollt die Augen nach oben. Ich bekomme mein Lager in ihrem Zimmer gemacht. Wir reden miteinander holprig, dafür aber um so leidenschaftlicher. »Ich hasse meine Familie«, bricht es aus ihr heraus, »sie sind in den Traditionen steckengeblieben, es ist tödlich. Mein Vater will mich jetzt sogar verheiraten, aber ich lasse mich nicht.« – »Geht das denn?« interessiere ich mich. »Er wird schon sehen! Er meint, weil ich vierundzwanzig bin, sei es allerhöchste Zeit. Und es sei sowieso schwierig, jemanden für mich zu finden«, sie schnaubt verächtlich.

»Was machst du denn so?« Sie: »Ich habe ein paar Jahre Jura studiert in Istanbul, dann kam ich zurück, um mich an der Revolution zu beteiligen. Ich machte ein Lehrrexamen und fange in einem Monat an, in einem Dorf bei Mahabad zu unterrichten. Ich freue mich

darauf, weißt du, und ich will jetzt nicht einfach verhöhrt werden.« Ich verstehe sie gut. »Well sleeping«, sagt sie noch und dreht die Petroleumlampe aus. »Well fighting«, wünsche ich ihr in ihren politischen und familiären Auseinandersetzungen.

## Triumph und Niederlage

Donnerstag, 10. Januar: Verstört wache ich auf, es muß ein entsetzlicher Traum gewesen sein, farbig und turbulent. Ich weiß nur noch das Ende: das breite Gesicht Mulla Mustafa Barsanis mit den brennenden Augen unter den buschigen Augenbrauen kam wie im Zoom auf mich zu und fragte – natürlich auf kurdisch, und natürlich verstand ich es – »Bin ich ein Verräter?« dann wurde das Gesicht wieder weit weg gedreht, kam wieder ganz nah auf mich zu, fragte dasselbe. Ich wollte ihm antworten, seiner Qual ein Ende setzen, aber ich wußte nicht was. Das Gesicht entfernte sich, und als es sich langsam wieder näherte, wachte ich auf. Ach ja, heute würde ich ja seine Söhne treffen.

Ich rekapitulierte, was ich über Mulla Mustafa behalten hatte, der vor neun Monaten in Rochester Minnesota gestorben war, aber schon seit 1975 politisch tot war. Er war Scheikh vom Stamm der Barsan, einem alten Geschlecht, das sich Jahrhunderte zurückverfolgen läßt und im Norden des Irak beheimatet war. Geboren im Jahr 1900, wurde er schon bald mit den Realitäten des kurdischen Befreiungskampfes konfrontiert: zusammen mit seiner Mutter ins Gefängnis eingeliefert, zerschmetterte ihm ein türkischer Soldat das Schlüsselbein. Als er neunzehn war, wurde sein Vater, der einen Aufstand der türkischen Kurden unterstützt hatte, in Malattia von den Türken standrechtlich erschossen. Anfang der dreißiger Jahre kämpfte er zusammen mit seinem Bruder Scheikh Ahmed für die Rechte der Kurden im Irak. Der Bruder ergab sich und ging ins türkische Exil. Er, Mullah Mustafa, wird für sieben Jahre nach Suleimania im nördlichen Irak verbannt. 1943 flieht er und kehrt nach Barsan zurück. Von dort aus macht er der Regierung in Bagdad Reformvorschläge, auf die er freilich keine Antwort erhält. Im irakischen Kurdistan sieht es zu der Zeit verheerend aus: Die Dörfer sind von der irakischen Armee zerbombt, Schulen und Hospitäler liegen in Trümmern, Straßen gibt es praktisch keine. In der Bevölkerung herrschen Hungersnot und Krankheiten, in dem von Bagdad eingesetzten Verwaltungsapparat Korruption. Da beginnt Mulla Mustafa mit zweihundert Pesch-Merga irakische Gendarmen in Richtung türkische Grenze zu jagen, besiegt eine irakische Brigade, die mit Infanterie, Panzern und Flugzeugen angetreten war. Er ist bereit, den Kampf einzustellen, wenn seine Bedingungen akzeptiert werden. Man ver-

spricht es ihm in Bagdad; doch die Versprechen werden nicht gehalten. Mulla Mustafa wendet sich an die Engländer, sie sollen ihm die Versprechungen der irakischen Regierung garantieren. Die wollen aber nur Ruhe in dem Durchgangsgebiet zum iranischen Öl. Die Kämpfe beginnen wieder, viele Kurden aus der irakischen Armee desertieren zu Barsani. Bagdad verspricht allen Kurden eine Amnestie, außer denen, die mit Mulla Mustafa gekämpft haben. Inzwischen, im Jahr 1945, hat Barsani 2000 Mann, mit denen er bei Guerillakämpfen in den Bergen, der Spezialität der Kurden, 14 000 Iraker besiegt. Bei seinen Entscheidungen muß er laviieren zwischen einer der kommunistischen irakischen Partei nahestehenden Organisation, der »Hewak«, die ihn aus Bagdad unterstützt und seinen feudalen kurdischen Stammesfürsten. Sonst wird er von den einen als »reaktionärer Scheikh«, von den anderen als »gefährlicher Revoluzer« bekämpft. Seine Situation ähnelt der heutigen von Ghassemlu im Iran. 1945 kommt er mit etwa 500 Mann und der Zustimmung des russischen Generals Liuboff in den Iran, Ghazi Mohammeds Republik von Mahabad zu unterstützen. Er wird einer der vier Generäle der Republik.

Nach dem Zusammenbruch zieht er sich wieder in den Irak zurück, hofft anscheinend auf eine Amnestie, die ihm jedoch nicht gewährt wird. Verfolgt von der iranischen Armee beginnt er mit 500 Menschen einen 350 Kilometer langen Gewaltmarsch ins sowjetische Exil, wo er elf Jahre lang, zum Teil unter widrigsten Bedingungen, leben muß, obwohl man ihn zum »Ehregeneral der Roten Armee« ernannt hatte. Während der ganzen Zeit blieb er – in Abwesenheit – Präsident der 1946 im Irak ins Leben gerufenen Demokratischen Partei Kurdistans. Erst nach dem Tod Stalins wird seines und das Schicksal seiner Mitkämpfer erträglicher. Chruschtschow, Malenkov und Molotow empfangen ihn in Moskau. 1958 putscht General Abdul Karim Kasseem gegen das Königshaus der Haschemiten im Irak, ein Grund für Barsani, nach Hause zurückzukehren. Er betrachtet sich als »Soldat Kasseems«. Dieser verspricht den Kurden auch weitgehende Autonomie, ein Versprechen, das er aber, nachdem sich seine Macht gefestigt hat, wieder zurücknimmt.

Das alte Spiel wird sich in den nächsten siebzehn Jahren noch ein paarmal wiederholen. Nach einem Putsch versprechen die jeweiligen Machthaber den Kurden die Erfüllung ihrer Forderungen. Kaum haben sie die Lage fest im Griff, widerrufen sie, legen die Autonomie nach ihren Wünschen aus, greifen die Kurden in ihren Bergen wieder an. Unzuverlässig ist auch die Politik der Kommunistischen Partei im Irak. Teilweise setzt sie sich engagiert für die Verwirklichung der den Kurden gegebenen Versprechungen ein, aber nur dann, wenn sie nicht mit in der Regierung ist. Kommt es wieder einmal zu einem der unglaublich blutigen Massaker an den Kommunisten, findet man die

**Kommunisten plötzlich wieder auf der Seite der Kurden. fliehen sie in die kurdischen Berge. Häufig, und manchmal mit Erfolg, versucht die Regierung in Bagdad die Kurden zu spalten, indem sie Stämme oder Leute aus der Demokratischen Partei finanziert, die Barsani feindlich gesinnt sind.**

Auf die Dauer gelingt dies jedoch nicht. Genausowenig wie Barsani militärisch besiegt werden kann. Obwohl die irakischen Machthaber vor nichts zurückschrecken: Tausende von kurdischen Dörfern werden mit Napalm bombardiert oder mit Bulldozern dem Erdboden gleichgemacht. Im Gefolge ihrer »Arabisierungspolitik« werden die Kurden nicht nur aus der zehn Kilometer breiten »Todeszone« entlang der türkisch-iranischen Grenze umgesiedelt, sondern aus ganzen Bezirken im Norden des Irak. Aus der Region Kirkuk sind es allein 40 000 Menschen, die in den Süden in Camps, eine Art Konzentrationslager, in der Salzwüste umgesiedelt werden. Das enteignete Land im Norden erhalten irakische Araber oder sogar ägyptische Fellachen. Der jahrzehntelange Kampf geht mit unvorstellbarer Härte und Grausamkeit vor sich. Der Grund ist nicht nur die geforderte Autonomie, sondern natürlich auch das Öl, das bei Kirkuk und Mossul sprudelt. Die Kurden erheben Anspruch auf Kirkuk, aber in diesem Punkt waren die jeweiligen irakischen Herrscher nie zu Konzessionen bereit.

Schwierigkeiten hatte Barsani auch mit seiner eigenen Partei, oder vielmehr die Partei mit ihm. Für ihn war die Partei ein Instrument der Macht, von unnötigem demokratischen Firlefanz hielt er nicht viel. Er war, wie Ghassemu schon sagte, ein »Mann der einsamen Entschlüsse«, an denen er in den letzten Jahren vor 1975 gerade noch seine beiden Söhne Massud und Idriss und vielleicht den »Außenminister« Dr. Mahmud Osman, dessen Pesch-Merga-Camp ich im Sommer besucht hatte, beteiligte. Sagte ein Generalsekretär der irakischen Demokratischen Partei etwas, was ihm mißfiel, wurde er abgesetzt. Trotz seines autoritären Verhaltens und seines oft ungeschickten diplomatischen Taktierens war Mulla Mustafa Barsani der bedeutendste aller bekannten Kurdenführern, an dessen rückhaltlosem Eintreten für die Rechte der Kurden niemand zweifelte. Dazu brauchte er aber Geld und Waffen. Und er war der Überzeugung, daß eine ausländische, möglichst westliche Macht ihm dazu verhelfen könnte. England verhielt sich zurückhaltend, weil ihm seine Ölinteressen in diesem Gebiet wichtiger waren. Ben Bella, der damalige Präsident von Algerien und Präsident Nasser von Ägypten ließen es bei Lippenbekenntnissen bewenden. Ben Bella begnügte sich zum Beispiel damit, den kurdischen mit dem algerischen Befreiungskampf zu vergleichen. Ihnen war der Kampf gegen Israel wichtiger, sie hatten kein Interesse an einer zweiten Front innerhalb des arabischen Lagers. Syrien unterstützte den Irak, teilweise kämpften sogar syri-

sche Armeeeinheiten gegen die Kurden. Die Sowjetunion, die nach Barsanis Rückkehr aus dem Exil zunächst auf seiner Seite gestanden hatte, näherte sich mehr und mehr dem Irak an, mit dem es 1972 einen Freundschaftspakt schloß. Wer blieb also übrig? Zunächst der Schah, der Anfang der sechziger Jahre begann, Barsani zu unterstützen, weil er daran interessiert war, daß die Kurden im eigenen Land ruhig blieben. Diesen Preis war Barsani offensichtlich bereit zu zahlen. Er meinte offensichtlich, von der irakisch-iranischen Rivalität profitieren zu können. In Wirklichkeit wurden die Kurden nur als Spielkarte im internationalen Machtpoker eingesetzt, was ihnen bitter bewußt wurde, als der Schah und der CIA sie fallenließen. Anfang der siebziger Jahre hatte der CIA Nixon davon überzeugt, daß es richtig wäre, Barsani zu finanzieren. Der alte Barsani war von einem naiven Glauben an Amerika erfüllt. Das ging so weit, daß er sogar ein freies Kurdistan als »51. Staat Amerikas« vorgeschlagen hatte. Er war überzeugt, die Weltmacht Amerika unterstütze die kurdischen Forderungen, dabei war das Ganze eine höchst geheime CIA-Aktion, von der sich die amerikanische Regierung jederzeit distanzieren konnte. Diese CIA-Machenschaften stehen im »Pike-Report«, der am 16. 2. 1976 in der Zeitung »Village Voice« veröffentlicht wurde. Amerika wollte wie der Schah einen befriedeten Iran, der keine Gefahr für die Erdöllieferungen darstellte. Außerdem sollte die von den Russen stark aufgerüstete irakische Armee im Norden des Landes gebunden bleiben und nicht an den Kämpfen gegen Israel teilnehmen. Den Feind des Feindes, in diesem Fall des sowjetfreundlichen Irak, zu unterstützen, war und ist eine beliebte Methode von Diplomatie und Geheimdiensten. Milliarden Dollar flossen jedenfalls ins irakische Kurdistan, was die letzten Jahre des Krieges besonders grausam machte. Barsani hatte nämlich seine bewährte Strategie, die irakische Armee einmarschieren zu lassen, sich mit seinen Pesch-Merga in die Berge zu flüchten und von dort aus, vor allem nachts und in kleinen Formationen die Feinde anzugreifen, aufgegeben und war zu einer Art Stellungskrieg übergegangen. Er hatte jetzt die schweren Waffen, die er sich so lange gewünscht hatte. Ab 1969 kämpften sogar Teile der iranischen Armee im Grenzgebiet offen auf seiten der Kurden Barsanis.

Seit 1964 beherrschte Barsani 35000 Quadratkilometer. Im ganzen Norden des Irak bestimmte er allein die Richtlinien der Politik, nachdem er die Partei nach seinen Vorstellungen umgeformt hatte. Seit den siebziger Jahren hatte er seine Regierung institutionalisiert, eine eigene Verwaltung, ein eigenes Radio, die »Stimme Kurdistans« – er war der ungekrönte König eines zwar immer wieder umkämpften, aber nie besiegten autonomen kurdischen Gebietes. Tausende von Intellektuellen waren zu ihm gestoßen, ganze Universitäten (wie die von Suleimania) und Schulen, aber auch die Kurden, die im Ausland

studierten, waren zurückgekommen, um mit ihm zu kämpfen. Barsani war es gelungen, die Kurden zu einen, sie ihre stammesbedingten, politischen oder persönlichen Zwistigkeiten vergessen zu lassen. Im Dezember 1970 war ein Mordanschlag auf Idriss Barsani fehlgeschlagen, im September 1971 einer auf Mulla Mustafa. Neun Mullahs aus Bagdad waren in sein Hauptquartier in Hadj Omran gekommen, um Verhandlungen in die Wege zu leiten, einige waren echte, andere vom Geheimdienst. Unter ihren Bauchschärpen trugen sie Dynamit, mit dem schließlich sie selber, nicht aber Mustafa Barsani in die Luft gingen. Daß sie im Auftrag Bagdads kamen, war zunächst nur eine Vermutung, aus der aber bald Gewißheit wurde. Seit dieser Zeit war Barsani nicht mehr willens, die Lösung des kurdischen Problems in Bagdad zu suchen. Er vertraute mehr auf Teheran und Washington – wobei ihm persönlich der Schah immer suspekt gewesen war.

Am 4. März 1975 fand in Algier ein arabischer OPEC-Gipfel statt, der die Kurden buchstäblich ans Messer lieferte. Irak und Iran hatten auf Drängen der anderen Erdölstaaten beschlossen, sich zu versöhnen. Der Irak war bereit, den Status quo zu akzeptieren, das heißt die Grenzziehung am Schatt-el-Arab, wie sie durch den Einmarsch der iranischen Truppen 1972 erzwungen worden war, und auf die Rückgabe der drei Inseln im Golf, die zu Kuwait gehört hatten, zu verzichten. Weiter erklärte sich der Irak bereit, seine Ansprüche auf die iranische Erdölprovinz Kusistan, von ihm »Arabistan« genannt, aufzugeben, ebenso wie die Unterstützung anti-iranischer Parteien, darunter die Demokratische Partei Kurdistans im Iran, und seine Grenzen fortan streng zu kontrollieren, »um subversive Infiltration zu verhindern«. Der Iran versprach nur, seine – und damit automatisch die amerikanische – Unterstützung Barsanis einzustellen.

Am 4. März 1975 saßen die Kurden im Irak an ihren Transistorgeräten und konnten es nicht glauben. Zunächst hofften sie – vergeblich – auf eine amerikanische Intervention beim Schah. Aber als sie sahen, daß beinahe gleichzeitig die iranischen Truppen abzogen und die irakischen mit einem totalen Krieg begannen, setzte der Exodus ein. Totale Verzweiflung herrschte. Weinend zündeten Bauern ihre Häuser an und flohen in den Iran, zerbrachen Pesch-Merga ihre Gewehre, verschossen ihre Munition und schlossen sich an. Viele begingen Selbstmord, über eine halbe Million Kurden floh, solange der Schah die Grenzen noch offenließ. Sie wurden in Flüchtlingslagern untergebracht, die die Savak kontrollierte, zu Tausenden aber auch wieder zurückgeschickt.

Mulla Mustafa bat die USA um Asyl und lebte dort bis zum 1. April 1979, streng abgesichert von CIA-Leuten, krebserkrank und gebrochen. Ein Verräter? Eigentlich nicht. Aber einer, dem zwei gravierende Fehler unterlaufen sind: Er vertraute einer Großmacht blindlings, ohne zu merken, daß er von ihr nur benutzt wurde. Dann ergab

er sich 1975 gegen den Willen seiner kurdischen Mitkämpfer, anstatt sich zurückzuziehen und den Kampf von den Bergen aus wieder neu zu beginnen. Barsani ist, ähnlich wie Ghazi Mohammed, ein kurdischer Volksheld, der auf dem Altar öl- und machtpolitischer Interessen geopfert wurde. Der Kollaps von 1975 ist sicher das tragischste Kapitel in der an Tragödien reichen Geschichte des kurdischen Volkes.

## Die kleinen Söhne des großen Barsani

Pünktlich um halb 11 Uhr hält unser Fahrer vor dem Hauptquartier der Barsani-Söhne in Rajan. »Mister Massud kommt gleich«, beeilt sich der clevere Iraker zu versichern und führt mich in ein leeres Zimmer, in dem außer dem Ofen und dem an den Wänden entlang aufgerollten Bettzeug kein störendes Möbel herumsteht. Wir trinken gerade köstlichen irakischen Tee, als Massud zur Tür hereinkommt. Klein, mit blassem Gesicht, Typ »Schüler in der Pubertät«. Der soll dreiunddreißig Jahre alt und der Sohn des »Tigers von Barsan« sein, frage ich mich. Ob er bleiben sollte, fragt der Clevere. Ich lehne dankend ab, ich hätte schon gern wieder einmal ein Interview allein gemacht. Beinahe ängstlich bittet Massud den anderen dazubleiben, wegen der Sprache und so. Dabei war Massud jahrelang mit seinem Vater im amerikanischen Exil und ist erst vor neun Monaten zurückgekommen. »Ich verspreche, Sie nicht zu verführen«, werfe ich ironisch ein, was die Stimmung merklich entspannt. Dennoch bleibt, wie mir scheint, ein Rest Mißtrauen. Etwas später stößt auch Idriss zu uns. Er ist drei Jahre älter als sein Bruder, von einer anderen Frau Mulla Mustafas, aber genauso klein gewachsen, wenn auch etwas weniger gehemmt. Was mir an den Kurden sonst so gut gefällt, das Offene, Direkte, Herzliche, hier ist es jedenfalls nicht so erkennbar vorhanden. »Wir hatten nie Meinungsverschiedenheiten«, sagen die beiden und sehen sich an. »deshalb ist es auch egal, wer auf welche Frage antwortet.« Ich bezweifle das zwar, sehe mich aber einem gut eingespielten Team gegenüber und krame meine Fragen heraus.

»Wie viele demokratische Parteien gibt es eigentlich zur Zeit im Irak?«

»Ja, da gibt es nur uns, aber wir sind seit 1975 im Iran. Die andere, von der irakischen Baath-Partei ins Leben gerufene Demokratische Partei residiert in Bagdad und steht unter Kontrolle des Geheimdienstes. Sie wird von den Kurden nicht akzeptiert.«

»Und welche anderen kurdischen Parteien gibt es noch im Irak?«  
»Ein gewisser Scheikh Setar, der irakischer Minister und im Geheimdienst beschäftigt ist, hat die Revolutionäre Partei Kurdistans unter

sich. Dr. Mahmud Osman, den Sie kennen, und der zum Schluß bei meinem Vater Gesundheits- und Außenminister war, hat seine Union sozialistischer Parteien. Jellal Talabani, der bis 1964 Mitglied des Zentralkomitees war, hat nach 1975 die PUK, die Patriotische Union Kurdistans, gegründet.«

»Und zu welcher dieser Gruppierungen haben Sie gute Beziehungen?«

»Zu Dr. Mahmud.«

»Aber der hat doch gerade mit Bagdad verhandelt, und Sie lehnen jede Verhandlung mit der Baath-Partei ab.«

»Das ist sein Problem, ob er verhandelt. Er wird sicher keinen Erfolg haben. Die Baath-Regierung ist eine faschistische Familienclique des Saddam Hussein, die wir bekämpfen.«

»Im Iran habe ich gehört, Sie würden überhaupt nicht mehr im Irak kämpfen, sie würden Geld von Chomeini bekommen.«

»Zuerst einmal: Natürlich wollen wir nicht kämpfen, aber die Kurdenpolitik der irakischen Regierung zwingt uns dazu. Als irakischer Kurde hat man im Augenblick nur zwei Möglichkeiten: entweder zu kämpfen oder in eines der Konzentrationslager zu gehen. Jeden Tag gibt es Zusammenstöße zwischen unseren Leuten und der irakischen Armee. Jeden Tag gibt es Tote. Für das Frühjahr haben wir eine neue Kampagne geplant.«

»Und Ihr Verhältnis zu Chomeini?«

»Chomeini ist ein Freund für uns. Er unterstützt die irakischen Flüchtlinge, die im Iran leben. Zur Zeit sind es ungefähr 30 000. Eine Familie mit fünf Kindern bekommt 1500 Toman.«

»Dann hat wohl das alte Spiel angefangen, Chomeini unterstützt Sie, und wen unterstützt die irakische Regierung im iranischen Kurdistan?«

»Die Komala. Sie sind es, die die Verhandlungen zwischen Teheran und den Kurden zu torpedieren versuchen. Und sie haben enge Verbindungen zur PUK von Talabani. Hinter der Komala stecken die alten Schah-Generäle und Savak-Leute.«

»Dann lehnen Sie wohl auch Scheikh Esodin Husseini ab?«

»Die Komala sagt, was die Baath-Regierung ihr verordnet. Sie benutzen den Scheikh. Niemand weiß, wie der plötzlich Kurdenführer wurde und warum. Er hat nie etwas für das kurdische Volk getan. Es existiert sogar ein Brief des früheren Savak-Chefs Nassiri über den Scheikh, ein Beweis, daß er für die Savak gearbeitet hat.«

»Und was haben Sie gegen Jellal Talabani? Ist es, weil ihn Ihr Vater aus dem Zentralkomitee geworfen hat und er dann im Sold Bagdads Ihren Vater bekämpfte?«

»Nicht nur. Er ist überhaupt ein Opportunist. Neulich ist er nach Teheran zu Ayatollah Montaseri gegangen und hat sich als religiös ausgegeben. Bis vor einem halben Jahr arbeitete er mit Dr. Mahmud

zusammen, der sich dann von ihm trennte. Er wird gewußt haben, wieso.«

»Sind Sie denn religiös?«

»Wir glauben an Gott, aber wir sind nicht besonders religiös. In unserer Partei gibt es Christen, Jesidis (eine Sekte mit animistischen, christlichen und islamischen Elementen, die von den anderen gern als »Teufelsanbeter« verschrien wird) und Moslems. Wir sind eine nationale, linke Bewegung, keine Marxisten-Leninisten. Wir glauben an die Demokratie.«

»Welche Art von Demokratie?«

»Westliche Demokratie oder vielleicht die von Allende in Chile. Sozialistisch müßte sie sein.«

»Wie stehen Sie zur Demokratischen Partei im Iran?«

»Das sind die einzigen wirklichen Vertreter des kurdischen Volkes.«

»Wieso haben Sie dann Pesch-Merga dieser Partei in Uschneewie erschossen?«

»Das waren Pesch-Merga der Komala, und die Einwohner von Uschneewie hatten uns um Hilfe gegen sie gebeten.«

»Aber gerade Ghassemlu redet nicht sehr freundlich über Sie. Er sagt, im Iran wären sie dankbar, wenn Sie endlich in den Irak zurückkehren würden.«

»Wir werden auch in den Irak zurückkehren, das ist schon geplant. Unsere Leute kämpfen auch jetzt schon gegen die irakische Armee.«

»Wie viele Leute?«

»Wir haben mehr als 5000 Pesch-Merga. Wir haben in jeder irakischen Stadt, in der Kurden leben, unsere Büros. Vor zwei Wochen haben Pesch-Merga von uns eine Kaserne bei Suleimania angegriffen und einige Soldaten getötet. Obwohl Bagdad offiziell verlautbaren läßt, daß Kurdistan »befriedet« sei, befinden sich zur Zeit Divisionen der irakischen Armee in Irakisch-Kurdistan, aber sie sind in schlechter Verfassung. Außerdem wächst die Opposition im Irak. Wir glauben nicht, daß es diese Baath-Regierung noch lange machen wird.«

»Wie fühlt man sich als Sohn des großen Barsani? Ist man da überhaupt fähig, einzusehen, daß er vielleicht Fehler gemacht hat?«

»Es ist natürlich eine große Ehre, sein Sohn zu sein. Wir haben eine doppelte Verantwortung: einerseits gegenüber dem kurdischen Volk und der Demokratischen Partei, andererseits dem Namen unseres Vaters gegenüber. Was sein Fehler war? Er hat den Versprechen des Schahs und der USA geglaubt. Die Entscheidung, das CIA-Geld anzunehmen, hat er schließlich nicht allein gefällt. Wir bekamen es immer via Teheran.«

»Ihr Vater war zum Schluß sehr krank. Was hatte der denn?«

»Seit 1970 hatte er starke Schmerzen am Bein. Er wäre gern nach

Europa zur Behandlung gegangen, aber er konnte nicht aus dem Irak heraus. Da haben sie ihm 1973 einen Arzt aus Amerika geschickt. Nachdem der ihn behandelt hatte, verlor er den Appetit, verlor er seine ganze Energie. Wir glauben, sie spritzten ihm Krebszellen. Er hatte nämlich nachher Brustkrebs. Deshalb trat er später nicht mehr in der Öffentlichkeit auf. Wir konnten dem kurdischen Volk doch nicht erzählen, daß er krebskrank war.«

»Und wie fühlte er sich im Exil in den USA?«

»Er wollte ja gar nicht nach Amerika, die Schah-Leute zwangen ihn praktisch dazu. Seine Familie durfte auch nicht mit, außer Massud. Er hatte außer dem Sieg der Kurden noch einen großen Wunsch in seinem Leben: Er wollte den Schah stürzen sehen, den Verräter. Dann wollte er in den Iran zurück. Massud war schon am 1. März 1979 in Teheran, um seine Rückkehr vorzubereiten, er hatte schon das Ticket, da starb der Vater an einer Herzattacke. Vorher hat Vater aber noch ein Glückwunschtelegramm an Chomeini geschickt. Wir haben ihn in Kurdistan begraben.«

»In welchem Kurdistan?«

»Im iranischen, in Uschneewie. Saddam Hussein hatte doch nach dem Kollaps 1975 verkündet, er würde allen Kurden vergeben, nur vier dürften nicht mehr in den Irak zurück. Drei davon waren wir Barsanis.«

»Haben Sie noch Geschwister und wo leben die, was tun die?«

»Wir sind zehn Kinder, davon acht Söhne. Sechs davon kämpfen nicht wie wir, drei sind im Irak, politisch desinteressiert, die anderen Kinder sind mit der Mutter in Teheran.«

Ich zähle mit, irgendwie kommen es mir zu viele Kinder vor. Was mir nicht gefällt, daß die beiden verschweigen, daß ihr älterer Bruder Obeidalla Barsani Minister von Saddam Husseins Gnaden in Bagdad ist. Nennen sie das vielleicht »politisch desinteressiert«?

Inzwischen sind beinahe vier Stunden vergangen, wir haben gegessen, Hammelfleischsuppe mit Knochen und einer Kartoffel. Außer Rindermägen und Sonnenblumenkernen esse ich inzwischen alles.

Als ich ihnen die Hand gebe: »Wenn Sie wieder einmal in der Gegend sind, besuchen Sie uns doch bitte.« Da ich nicht allzuoft in dieser Gegend bin und sie schließlich auch nicht immer hier anzutreffen sind, dürfte das ziemlich schwierig sein. Außerdem, was hätten wir uns noch groß zu sagen bei unserer unterschiedlichen Einschätzung der Lage. Trotzdem verspreche ich: »Das nächste Mal komme ich vorbei, wenn es geht.« Ich habe das Gefühl, daß sie in den letzten Jahren nicht mehr von allzuviel Journalisten besucht wurden. Sie tun mir leid in ihrer Trostlosigkeit, obwohl ich für ihre Politik Pro-Chomeini und Contra-Scheikh/Komala/Talabani wenig Verständnis aufbringe. Ich nehme mir vor, Talabani im Irak aufzusuchen.

---

## 7. »Die Mörder sind schon unterwegs«

Wieder in Orumijeh, gibt's an diesem Tag keinen Bus mehr nach Mahabad. Wir warten nur etwa fünf Minuten, da haben sich schon andere mit demselben Ziel eingefunden. Zu siebt mit einem Neugeborenen fahren wir dann im Taxi in die von der untergehenden Sonne grau-rosa verfärbte Schneelandschaft: das baumlose Hochplateau von Mahabad. Das Baby ist nicht besonders störend, es hat erst eine piepsige Möchte-gern-Stimme.

Zu Hause bei Omars Eltern kommt uns Hadji entgegengetanzt: »Ich habe ihn, ich habe ihn!« – »Wen?« frage ich verständnislos. »Meinen Paß, meinen Paß!« Er packt mich an den Schultern, dreht mit mir eine Runde. »Jetzt kann ich wieder nach Europa zu Besuch. Wir fahren dann zusammen.« – »Aber der Kongreß der Partei findet doch sicher erst im März statt.« – »O ja«, besinnt er sich, »den muß ich schon noch abwarten. Aber dann! Dann hole ich meine Familie nach Kurdistan!« Hadji ist nicht mehr zu bremsen. »Wie willst du sie denn aus der DDR herausbekommen?« Er überlegt: »Gibt's da nicht Fluchhilfeorganisationen?« Ich rate ihm ab, das sei zu riskant, er solle es doch erst einmal offiziell versuchen. »Aber vorher besuche ich dich in München.« Etwas mißtrauisch: »Ich kann doch kommen?« – »Aber Hadji«, antworte ich, »Du weißt doch, mein Haus ist dein Haus.« – »Jetzt hat nur noch Ghassemlu keinen Paß«, bedauert er, »ich meine, keinen echten.« Da geraten wir auf einmal gemeinsam ins Schwärmen über Europa: Berge, Bücher, Biergärten – dabei bin ich doch noch gar nicht so lange weg.

Freitag, 11. Januar: Ich bin in einer Zwickmühle: Sowohl Ali Ghazi, der Präsidentensohn mit seiner diplomatischen Vergangenheit, als auch sein Verwandter Ahmed Ghazi, der Englischlehrer und Berater der Demokraten, haben mich zum Mittagessen eingeladen. Nach längerem Insistieren komme ich darauf, daß es sich um ein und dasselbe Mittagessen handelt, nämlich in Konadeh, einem Dorf in der Nähe von Hemns Geburtsort Lahtschin. In »unserem« Dorf, sagen die Ghazis. Mit zehn Landrovern fahren wir los in die Berge. Als wir in dem kleinen Dorf, das romantisch an einen Hang gekuschelt daliegt, ankommen, wird gerade erst das Schaf geschlachtet – Zeit genug, noch die Gegend zu erkunden. Die Männer um Ali gehen auf die Jagd, treffen aber nichts. Ahmed und ich gehen einen Bach entlang und sagen uns Gedichte vor, die zwar bei der Übersetzung ins

Englische stark an Poesie verlieren, was aber unseren Spaß nicht im geringsten mindert. Auf dem Berghang gegenüber bilden sich Windhosen im Schnee, kleine Wirbelwinde, die sich, um sich selber drehend, trotzdem in eine bestimmte Richtung bewegen. »Mir gefallen sie«, deutet Ahmed darauf, »ich habe schon ein Gedicht über sie gemacht. Und ich finde, du bist wie sie. Du bringst deine ganze Umgebung in Bewegung und weißt trotzdem, wo du hinwillst.« Weiß ich es? Ich sage ihm jedenfalls, daß ich seinen Vergleich sehr schön finde. Mir fällt zu ihm leider nichts Passendes ein. Wir setzen uns auf einen Felsen, schweigen, sonnen uns. Als wir von der anderen Seite die Jäger ins Dorf zurückstreben sehen, machen wir uns auch auf den Weg. Aber vor dem Dorfeingang haben diese asiatischen Wildkötter eine Attacke vorbereitet. Stumm ziehen sie ihre immer engeren Kreise um uns, fletschen die Zähne. Ahmed reißt das Gewehr von der Schulter, setzt es einem Hund an den Hals und ruft gleichzeitig, die Leute sollten gefälligst ihre Tiere heimholen. Mir ist es mulmig, ich weiß nicht, was zu tun ist. Aber dann kommen doch noch rechtzeitig die Besitzer, werfen mit Steinen, vertreiben ihre Vierbeiner. »Ich hätte einen erschossen«, sagt Ahmed erleichtert, »dann wären die anderen auch abgehauen.« Mir war inzwischen der Appetit vergangen, und die in Fladenbrot eingewickelten Schaffleischstückchen waren ohnehin recht zäh. Draußen fing es plötzlich stark an zu schneien, drinnen spielten die Männer »17 und 4«. Ali betrachtete mit Kennermiene sämtliche Gewehre, die man ihm zeigte, erkannte auch alte deutsche Modelle darunter, was mich weniger interessierte.

Die Wege, die wir zurück nach Mahabad fahren, sind zugeschnitten und grundlos. »Wenn du tatsächlich mit mir über die türkische Grenze willst, mußt du dich ab morgen jeden Tag bereithalten«, sagt Ali, »es kann sehr schnell gehen.« So eilig habe ich es gar nicht. Ich möchte vor allem noch Ghassemulus »heiße Informationen« erhalten. Sein Telefon ist ständig besetzt, was wahrscheinlich bedeutet, daß es kaputt ist. »Dann fahren wir zu ihm«, schlägt Ahmed vor, »ich muß ihn sowieso sprechen.«

Draußen im Hauptquartier sind Telefonspezialisten eingetroffen, basteln an dem Apparat herum. Ghassemulu, Ahmed und ich sitzen in den Polstermöbeln des eiskalten Zimmers. Wir trinken unseren Tee, als der erste Anruf kommt – das Telefon scheint wieder zu funktionieren. »Schade«, sagt Ghassemulu, »es war so schön ruhig in den letzten Stunden«, und geht hinaus.

Als er wiederkommt, fragt er: »Sie waren bei den Barsanis, was halten Sie von ihnen?« Icherzähle, er verzieht angewidert das Gesicht. »Wieso reden die dann so freundlich über Sie?« will ich wissen. »Sie sind des Lobes voll über Sie und die Demokratische Partei.« – »Wahrscheinlich, weil wir sie unterstützt haben, bevor bei uns der Krieg losging. Sie haben schließlich viele Flüchtlinge. Aber während des

Krieges haben wir gemerkt, daß sie unverbesserlich sind. Für die Barsanis zählten nur Geld und Waffen. Sie glauben nicht an den Erfolg eines Volkskampfes. Sie haben uns ziemlich geschadet während des Krieges, sie haben Pesch-Merga von uns erschossen. Vor einem Monat hat sich auch die Demokratische Partei der Türkei von ihnen losgesagt. Sie sollen gefälligst nach Hause gehen und dort kämpfen.«

»Sie sagen, daß sie im Irak kämpfen und behaupten auch, daß sie im Frühjahr wieder zurückgehen würden.« Ghassemli schüttelt nur den Kopf, er hat seine Zweifel.

»Und was hat sich inzwischen hier getan?«

»Wir erwarten nichts mehr von Teheran. Aber wenn die Kämpfe jetzt wieder losgehen, wäre das das Ende der Chomeini-Regierung. Wollen wir das? Chomeini ist immer noch besser, als es irgendwelche rechten Generäle wären, die wieder von den USA Unterstützung bekämen. Wir wollen keine Militärdiktatur. Uns ist im Augenblick der Friede lieber. Da können wir in Ruhe unsere Selbstverwaltungsorgane aufbauen, regionale Wahlen vorbereiten, auch in vorwiegend türkischen Städten wie Orumijeh. Die Demokratische Partei wird immer mehr vom Volk unterstützt. Vor einem Jahr waren wir ein paar hundert Leute im Untergrund, jetzt sind über 10 000 Leute in der Partei.«

»Dann werden sich ja allmählich Ihre Feinde Gedanken darüber machen, wie sie Sie am besten liquidieren können«, denke ich laut vor mich hin. »Ja«, sagt Ghassemli und lächelt. »Heute habe ich die Nachricht bekommen, daß meine Mörder schon auf dem Weg sind.« – »Von woher auf dem Weg?« – »Von Teheran her.« Ich schaue zu einem der vergitterten Fenster hinaus, sehe aber nur frierende Truthähne im Schnee herumstehen. Ich empfinde keine Angst wie gestern bei den Hunden, es ist eher ein Gefühl von Spannung, ob wohl von irgendwoher ein unbekanntes Geräusch kommt. Ghassemli scheint das Ganze kaum zu berühren. Es ist ein seltsames Durcheinander von Gefühlen, die sich überlagern, aber Angst ist es nicht. »Wollen Sie nicht doch lieber nach Hause?« fragt Ghassemli und sieht mich besorgt an. »Danke«, sage ich, »ich bleibe.« – »Schön«, meint er, »die Pesch-Merga sind nämlich gerade mit der Vorbereitung des Essens fertig.«

Ahmed wird aus seinem Zimmer geholt. »Nach dem Essen fahren wir zurück«, bestimmt er. »Nein«, sage ich ruhig, »ich bleibe.« – »Dann warte ich auf dich.« – »Wenn es dir Spaß macht.« Die Pesch-Merga tragen »Huhn komplett« auf: Suppe, gebratenes Fleisch, Innereien. Heiteres kurdisches Geplauder, nur Ahmed sagt nicht viel, er zieht sich auch gleich wieder zurück. »Schade, daß Sie mit ihm zurückfahren müssen«, bemerkt der Gastgeber, »sonst hätten wir noch ein bißchen plaudern können.« – »Ich muß überhaupt nichts.« Ich fühle mich schon wieder in meiner Freiheit beengt, »ich kann mich schließlich nicht nach allen Männern richten, die sich in mich verlie-



*Oben links: Aziz Schaffii, der Vorsitzende der Komala in Mahabad.  
Oben rechts: Jellal Talabani (Mitte), Generalsekretär der PUK im Irak.  
Unten: Dr. Mahmud Osman (2. von links) im Sommercamp.*



*Oben:* Abdul Rahman Ghassemlu (2. v. links), der Generalsekretär der Demokratischen Partei. *Unten:* Pesch-Merga im Hochland.

ben.« – »Ist er denn in Sie verliebt?« erkundigt sich Ghassemlu neugierig. Ich zucke mit den Schultern.

Ahmed sitzt in Ghassemlus Zimmer, springt auf und strahlt. »Nein«, erkläre ich, »ich fahre noch nicht mit, Ahmed. Ich möchte noch mit Ghassemlu sprechen.« – »Ich habe Zeit«, gibt er nach, »ich schreibe sowieso gerade ein Gedicht.« Ich muß tief Luft holen: »Es macht mich nervös, wenn ich weiß, daß du wartest. Dann kann ich mich nicht konzentrieren.«

Wortlos greift Ahmed zu seiner schwarzen Plastikjacke, zwingt sich hinein, bekommt den Knopf über dem Bauch kaum zu. »Madame liebt das nicht so sehr«, spottet Ghassemlu und tippt auf Ahmeds Bauch. Ahmed klemmt seine Tasche mit den wichtigen Schriftstücken unter den Arm und geht, ohne uns überhaupt anzuschauen. Er tut mir leid, aber schlechtes Gewissen habe ich keines.

Khalid, Ghassemlus Leibwächter, bringt die Fruchtschale mit Tellern, Besteck und Salz. Dann reden Ghassemlu und ich, immer wieder unterbrochen von Telefongesprächen und Leuten, die kurz etwas wissen wollen, über Gott und die Welt, über Allah und die Politik, über Nationalismus und Sozialismus, über Liebe und Triebe, über Patriarchat und Emanzipation, über Geld und Leben, über Orient und Okzident. »Seien Sie froh, daß Sie mich nicht näher kennen«, sagt Ghassemlu zum Abschluß, »ich bin, glaube ich, ziemlich kompliziert.«

Wo denn die »heißen Informationen« blieben, die er mir zum Ende der Woche versprochen hatte, erinnere ich Ghassemlu, während ich mit meinem lauwarmen, weichen Frühstücksei kämpfe, das auf dem Teller umherrollt. Eierbecher sind hier wohl nicht sehr beliebt. »Sie sind noch nicht eingetroffen«, sagt der Generalsekretär. »Aber so schnell fahren Sie ja noch nicht nach Hause.« – »Ich weiß nicht, das hängt nicht von mir ab. Aber es kann sehr plötzlich sein.« – »Wir sehen uns auf jeden Fall noch«, verabschiedet er sich überzeugt. Er wußte nicht wie bald.

Ahmed hatte mich gestern schon zum Abendessen beim einäugigen Mullah Ismail, der zur Parteispitze der Demokraten in Mahabad gehört, eingeladen. Am Stadtrand halten wir vor einem unauffälligen, einstöckigen, bräunlichen Steinhaus. »Das hat vorher einem Savak-Agenten gehört, der nach der Revolution getürmt ist. Daraufhin hat es Mullah Ismail besetzt«, klärt mich Ahmed auf. Das Erdgeschoß sah aus wie kurz nach einem Bombenangriff, war aber wahrscheinlich einfach noch nicht fertig gebaut. Die Treppe zum ersten Stock hatte kein Geländer, statt Glasscheiben flatterten Plastikplanen vor den Fenstern. Als ich in den länglichen Empfangsraum komme, stocken alle Gespräche; mit mir hatten sie offensichtlich nicht gerechnet. »Willkommen, Madame«, ruft Ghassemlu und rückt

zur Seite. Er sitzt an der Stirnseite des Raumes, mit dem Rücken vor den zugigen Fenstern. »Setz dich doch zu mir.« Rani Bulurian macht neben sich Platz, er hat die Wand im Rücken, was mir entschieden mehr zusagt. Ghassemli ist schon wieder zurückgerückt, als sich Ahmed in den Freiraum zwingt. Die Bar des Mullahs scheint gut bestückt zu sein, lauter harte Getränke. Ghassemli hebt sein Glas, die anderen folgen: »Auf unsere Rose in der Wüste!« – »Auf unsere Pesch-Merga«, kontere ich und proste Khalid zu, Ghassemli persönlich Pesch-Merga, der bei uns sitzt. »Spas«, sage ich über Ahmeds Kopf hinweg zu Ghassemli, »danke für das Kompliment.« Er neigt den Kopf, schüttelt ihn, schaut mich von unten her forschend an: »Es ist kein Kompliment«, stellt er fest. Plötzlich verstummen alle. Ein junger Kurde hatte sich erhoben und angefangen zu deklamieren, eigene Gedichte und Sketches. Eine beachtliche kabarettistische Begabung, noch nicht von der Blässe der Gedanken angekränkt, genausowenig wie sein Publikum, das ihn mit Beifall und Gelächter zu noch waghalsigeren Szenen anstachelt. Dann steht Mohammed Mamle auf, der bekannteste kurdische Sänger im Iran, dessen Kassetten jeder bewußte Kurde im Auto liegen hat. Mamle ist wie Hemn in der Demokratischen Partei, und ohne den Dichter und den Sänger findet keine größere Veranstaltung der Partei statt. Dies ist zwar keine, trotzdem sind natürlich nur Demokraten eingeladen. Mamle ist Mitte fünfzig, groß, hat ein kluges, ebenmäßiges Gesicht, darin eine altmodische Brille. Mit optimistisch nach oben gerichtetem Kopf singt er seine bekanntesten Lieder, beim Refrain singen die anderen mit. Er hat eine ganz erstaunliche Modulationsbreite, manchmal singt er mit Kopfstimme. Rhythmus und Tonart wechseln häufig. Mamle animiert die anderen mitzuklatschen. Unsere Volks- und Kunstlieder kommen mir daneben beinahe etwas dürrtig vor. Mamle hat Musiker mitgebracht, einen mit einer Trommel, den anderen mit einer Art Hackbrett, die in der Ecke neben der Tür musizieren. Sie müssen so etwas wie ein Tanzlied spielen, denn ein junger Mann gibt mir zu verstehen, daß er mit mir tanzen will. Wir tanzen dann auch, natürlich einzeln, jeder auf seinem Quadratmeter Teppich am Rande des Wachstumstuchs, auf dem die Reste des Hors d'œuvres stehen. »Sie können sogar tanzen«, klatscht mir Ghassemli zu, was ich als kleinere Unverschämtheit empfinde. »Ich tanze am liebsten Walzer, aber das können die hier nicht spielen«, sagt er. Auf einmal sitzt ein junges Mädchen neben Ghassemli, das er in den Arm nimmt, küßt, streichelt und dessen Bein er umschlingt. »Meine Verlobte«, stellt er vor, »gefällt sie Ihnen?« Sie dürfte vierzehn Jahre alt sein, hat rechts und links brave Zöpfe herunterhängen und ein klares Jungmädchengesicht. Ich schaue Rani neben mir an. »Das ist Mamles Tochter«, flüstert er mir zu, »und verlobt sind sie auch nicht.« Ich lächle dem Teenager zu, sie mir auch. Das dürften die letzten

Jahre sein, in denen sie in einer größeren Gesellschaft von Männern sitzen darf und vom Ehrengast verwöhnt wird.

Dann kursieren eine Menge Bücher, Raubdrucke von Ghassemius *Kurdistan and the Kurds*. Er und Rani müssen signieren.

Ich halte ihm mein eigenes Heft hin, er schaut mich kurz erstaunt an, schreibt einen Satz von Aragon hinein. Ich schreibe selbst etwas darunter, das Heft kursiert zwischen uns. Es ist wie in der Schule, wenn man mit der Freundin oder später mit dem Freund Geheimkorrespondenzen führte. Die Freunde drumherum sehen uns bereits kopfschüttelnd zu, als ich den Spruch zugeschoben bekomme: »Es gibt Worte, von denen man lebt. Am wichtigsten ist das Wort ›Liebe‹.« Der Meinung bin ich ja eigentlich auch, bloß was er damit wieder meint? Ich komme nicht mehr zum Fragen, der Kurdenführer hat sich erhoben, alle anderen folgen ihm. »Bis bald«, drückt er mir die Hand, »Sie bleiben ja noch«, und leise: »Bitte«. – »Aber nur, wenn es ›heiße Informationen‹ gibt und genausoviel Komplimente wie bisher.« – »Wenn Sie unbedingt Komplimente wollen, halten Sie sich lieber an Ahmed«, sagt er und geht hinaus. Ahmed hatte ich völlig vergessen! »Mullah Ismail möchte noch gern mit dir reden, was soll ich ihm sagen?« sagt er. »Wenn du übersetzt«, erwidere ich. Mullah Ismail Hadji ist zweiunddreißig und Mitglied des Zentralkomitees. Sein Vater, ein Bauer, hat viele seiner Tiere verkauft, um seinem Sohn die Pilgerfahrt nach Mekka zu ermöglichen. Er ist – wie Hadji Ahmadi – gerade damit beschäftigt, in den Dörfern die Selbstverwaltung zu organisieren. Außerdem ist er militärischer Inspektor der Pesch-Merga der Demokratischen Partei, von denen es 3500 Hauptberufliche geben soll.

»Sind Sie eigentlich sehr religiös, Mullah Ismail?«

»Nein, ich glaube an keine Religion mehr. Ich bin Materialist und glaube an die marxistisch-leninistische Theorie, mit deren Hilfe wir ein sozialistisches Kurdistan aufbauen wollen. Einerseits halte ich nichts von der Diktatur des Proletariats, andererseits nichts von Demokratismus, der sich in Formeln erschöpft.«

»Gehen die Verhandlungen irgendwann weiter?«

»Ja, morgen soll die Verhandlungsdelegation mit Darius Foruhar eintreffen sagt man. Wir werden sehen.«

## Die Frauen sind nie dabei

Ich habe mich bereit erklärt, für die Frauenzeitung der Demokratischen Partei einen Artikel über die Situation der kurdischen Frau zu verfassen. Geschrieben wird er wieder im Hauptquartier, wo sich die wichtigsten Parteikader treffen, um offensichtlich über den Fortgang der Verhandlungen zu beraten. Ich liege im Gastzimmer auf dem

Bett, weil der einzige Tisch im Verhältnis zum einzigen Stuhl entschieden zu niedrig ist, rechts und links hängen mir die Köpfe der Pesch-Merga über die Schulter. Mit geradezu beängstigendem Beharrungsvermögen verfolgen sie, wie ich nach und nach die Seiten fülle. Dafür bringen sie mir zwischendurch Tee und Obst, klopfen mir ermunternd auf den Rücken, bekunden ungeniert ihre Sympathie.

Ich schrieb also, daß ich während der Wochen – auch den Sommer miteingerechnet –, die ich hier in Kurdistan lebte, nur sehr selten länger mit Frauen gesprochen hatte, weil die Sprachschwierigkeiten zu groß waren. Ich habe sie dafür gesehen: im Gang am Boden sitzend, Tee trinkend, sich in endlosen Formeln begrüßend, um wieder in Schweigen zu verfallen. Hie und da seufzte dann eine, wenn der Schatten der Langeweile zu lastend wurde. Dann habe ich sie gesehen, wie sie auf den Feldern Erbsen zupften, draußen im Vorhof das Essen für die Gäste vorbereiteten, stundenlang im Schnee das Geschirr abspülten – für Außenstehende recht malerische Szenen. Bei der Begrüßung habe ich aber dann ihre rauhen eiskalten Hände gespürt, was mit Romantik nichts mehr zu tun hatte.

Nicht gesehen habe ich dagegen kurdische Frauen beim gemeinsamen Essen, beim Spazierengehen, beim Jagen, beim Spielen, beim Trinken von Alkohol oder beim gemeinsamen Diskutieren. Bei allem, was Spaß macht, sind sie nicht dabei.

Warum muß das Leben der meisten kurdischen Frauen so hart, so eintönig, so unerbittlich, so humor- und hoffnungslos sein? Warum muß das Leben vom Augenblick der Hochzeit an sich in eine Zwangsjacke verwandeln, aus der die Frau praktisch nicht mehr herauskommt? Welche Möglichkeiten bleiben ihr, sich frei zu entscheiden?

Viele haben das Los als Sklavin des Mannes, wie es der Koran vorschreibt, bereits so verinnerlicht, daß sie sich subjektiv überhaupt nicht unfrei fühlen. Andere geben zu, unzufrieden zu sein, sehen aber keine Chance, allein etwas zu verändern. »Wir werden eine neue Gesellschaft schaffen«, sagen manche Junge, wissen aber, daß sie bald verheiratet werden und nichts dagegen unternehmen können. Wo – fahre ich fort – können wir Frauen anfangen, uns das zu nehmen, was uns zusteht?

Es gibt nur eine Möglichkeit: Früh anfangen und niemals aufhören, zu lernen, zu denken, zu analysieren, zu argumentieren und zu kritisieren, auch Respektspersonen wie den Vater, den älteren Bruder, den Mann. Wenn eine Frau dann selbstbewußt genug ist, sollte sie versuchen, über den eigenen Familienkreis hinaus, sozial zu denken. Für die, denen es noch dreckiger geht. Und nach praktischen Lösungen suchen: wie zum Beispiel jedes Haus im Dorf an eine Wasserleitung angeschlossen werden kann, wie die Zufahrtswege gemeinsam planiert und geschottert, wie Plastik und Konservenbüch-

sen aus dem trockenen Flußbett herausbefördert werden können. Sie kann sich überlegen, wie die Analphabetenrate in ihrem Dorf gesenkt, wie in den Freilufttoiletten ein Mindestmaß an Hygiene gewahrt werden kann und so weiter. Es gibt nämlich keine Aufgaben, die speziell männlich wären, und die bisher als speziell weiblich bezeichneten sind die, die Männer freiwillig auf keinen Fall machen würden.

Unsere Kraft und unsere Möglichkeiten sind viel größer, als es die meisten Männer wahrhaben wollen.

Wir Frauen brauchen einen eigenen Beruf, eigenes Geld, das wir nicht mehr von »ihm« bekommen, eine Möglichkeit, uns frei zu bewegen und die freie Verfügungsgewalt über unseren Körper.

»Freiheit, Unabhängigkeit sind wie eine Münze mit zwei Seiten. Freiheit wovon? Von den Fesseln der Tradition, von der Verurteilung zur Passivität im öffentlichen Leben, von der völligen materiellen und psychologischen Abhängigkeit vom Mann und der Familie. Und Freiheit wozu? Zu einem aktiven Leben in Würde, mit denselben Rechten und Pflichten wie die Männer. Zu der Möglichkeit, jeden Beruf ergreifen zu können, nicht nur den einer Krankenschwester oder Lehrerin, und dafür dasselbe Geld wie Männer zu bekommen, was auch bei uns in Deutschland noch keineswegs verwirklicht ist. Zur Möglichkeit, auch Dinge zu tun, die Vergnügen machen, ohne daß die Frau dabei ein schlechtes Gewissen hätte. Zur Freiheit, keine Befehle mehr ausführen zu müssen, aber nicht gleichzeitig gezwungen zu sein, welche zu erteilen. Wir wollen schließlich das herrschende Patriarchat nicht mit umgekehrten, weiblichen Vorzeichen weiterführen, wie es in der Vergangenheit schon existierte und in der Gegenwart noch besteht.

Zuerst müssen die Frauen ihre Forderungen gemeinsam und öffentlich vertreten, dann brauchen sie die Hilfe aufgeschlossener Männer, erst dann kann sich in der kurdischen Gesellschaft langsam etwas ändern. Es ist falsch, wie es viele tun, dieses Problem bis zur Erreichung der Autonomie zu verschieben. Warum nicht heute beginnen, gleich jetzt, wenn Sie diesen Artikel gelesen oder gehört haben? Warum eigentlich nicht?« schließe ich.

»Uff«, stöhnt Ahmed, »das ist aber teilweise ziemlich schwer, deinen Artikel ins Kurdische zu übersetzen.« Ich bin überzeugt, daß er viele Begriffe umschreibt oder wegläßt, um den Text mit eigener Poesie zu verbrämen. Je nun, wenn die Ideen nur überhaupt über die Rampe kommen!

Nach Mahabad zurück werden wir von einem Gentleman mit Pepita-Schildmütze, die flott seine Halbglätze verdeckt, gefahren. Fatah ist sein Name, der Eroberer, und er ist wie Ahmed Englischlehrer an einem Gymnasium. Ob wir zum Essen zu ihm nach Hause kommen wollten, es gäbe Fisch. Einen von den Fischen, die ich bisher

nur auf dem Trottoir liegen sah, nun auf den Teller zu bekommen, reißt mich zwar nicht vom Sitz, dennoch nehme ich die Einladung an. Während ich über eine Stunde lang mit den Frauen in der Küche das eßbare Gras auseinanderfiesele, brutzeln die Fische in der randvoll mit Öl angefüllten Pfanne die ganze Zeit schon vor sich hin. Sie sind dann auch am Rande des Ungenießbaren, was aber von der nach rein gar nichts schmeckenden Gemüsesuppe noch übertroffen wird. Danach bringe ich das Thema »Gleichberechtigung« zur Sprache, stoße aber nur auf mitleidiges Unverständnis: Sie seien doch froh, Frauen zu sein. Männer seien doch viel stärker. Fatah kommt aus dem Nachbarhaus vom Telefonieren und richtet aus, Mohammed Mamle, der Sänger, erwarte mich.

Mamle sitzt mit übergeschlagenen Beinen, aufrecht und stolz mir gegenüber, während ich nacheinander sämtliche Bodensitzvarianten ausprobiere. Die schwarzen Fransen seines dunkelgrundigen Blümchen-Turbans schaukeln ihm seitwärts ins Gesicht, seine Augen blitzen hinter seiner unmodischen Brille hervor, jeder Zoll ein Ehrenmann.

»Stammst du aus Mahabad, Mohammed?«

»Ja, ich bin vor vierundfünfzig Jahren im Armenierviertel von Mahabad geboren. Damals gab es noch viele armenische Familien hier, jetzt nur noch einzelne. Mein Vater war Analphabet und hatte ein kleines Wollgeschäft im Bazar. Wir waren sechs Söhne und eine Tochter. Geld hatten wir sehr wenig. Wenn wir uns Reis leisten konnten, war das ein Fest.«

»Und wer hat dir das Singen beigebracht?«

»Mein Vater. Unsere Familie ist überhaupt eine Familie von Sängern. Mein Vater hat viele der Lieder, die ich auch singe, selber getextet und komponiert. Instrument konnte er keines spielen, dafür hatte er seine Musiker. Er sang am liebsten religiöse und Liebeslieder.«

»Was war der Inhalt der Liebeslieder?«

»Fast alle unsere Liebeslieder handeln von einem schönen, jungen Mädchen, das der junge Mann nicht bekommen kann.«

»Wie wird denn die Schönheit des kurdischen Mädchens besungen?«

»Jeder Teil ihres Körpers, ausgenommen das Geschlecht, wird in Bildern besungen. Die Augen sind Sterne, die Lippen goldene Kästchen – einen großen Mund mag man hier nicht so –, die Zähne sind Perlen, die Farbe des Nackens vergleichen wir mit frisch gefallenem Gebirgsschnee, die Haare mit Winternächten, dunkel und lang, die Wangen mit wilden, roten Bergblumen, die Brust mit einem schönen Garten, in dem wir gerne Limonen pflücken würden. In einer Strophe heißt es zum Beispiel: ›O bitte, töte mich nicht/entferne deine Haare/daß die Morgensterne langsam/aus tiefer Nacht erwachen.« Frauen werden in unseren Liedern meist als ›zärtliches Geschlecht‹ apostrophiert.«

»Wird auch die Schönheit der Männer besungen?«

»Eigentlich nicht. Ihr Mut, ihre Waffen, ihre Kleidung werden beschrieben, aber von Schönheit und Zärtlichkeit wird nichts gesagt.«

»Sind das dann Frauen, die die Männer besingen, oder besingen die sich selber?«

»Es gibt auch Frauen, die Gedichte und Lieder über Männer machen, aber sie getrauen sich nicht, das in der Öffentlichkeit zu tun. Es gibt Dörfer in der Umgebung, da gibt es Szenen wie diese: Ein junger Mann geht allein die Dorfstraße hinunter, ihm entgegen kommt ein junges Mädchen, ebenfalls allein. Sie beginnt, ihn anzusingen und zeigt ihm damit, daß er ihr gefällt. Oder beim Stamm der Mangur, da ist, nicht nur vor der Hochzeit, die freie Liebe erlaubt. Deshalb sind sie auch so schön, stark und groß.«

»Gibt es demnach auch Lieder, in denen eine Frau besungen wird, die nicht nur schön und zärtlich ist?«

»Ja, zum Beispiel das Lied über Aischee Schesad, die während der großen Hungersnot vor fünfundsiebzehn Jahren, bei der die Hälfte der Bevölkerung in Mahabad starb, für die Armen Essen im Bazar erbettelte. So hat sie sie zwei Wintermonate lang ernährt, bis der Schnee schmolz und die Leute in den Bergen wieder Eßbares finden konnten.«

»Und wie war es, als du jung und verliebt warst?«

»Bei uns war es damals so: Wir strichen immer wieder um das Haus herum, in dem das Mädchen wohnte. Manchmal dauerte es ein halbes Jahr, bis wir zum erstenmal ihr Gesicht sehen durften. Wenn sie uns dann auch mochte, ließ sie uns ein Geschenk zukommen. Meist war es ein roter Apfel, mit Nelken gespickt.«

»Wann hast du deinen ersten roten Apfel bekommen?«

»So mit zwanzig, einundzwanzig Jahren.«

Mamles Frau, die die ganze Zeit dabei sitzt und aufmerksam zuhört, verzieht ihr Gesicht mit den vielen Lachfalten: »Acht wirst du gewesen sein, wie ich dich kenne!« frotzelt sie, er lacht geschmeichelt. »Später bekam ich nur deshalb so viele Äpfel, weil ich da schon öffentlich sang. Manchmal bekam ich sogar einen Kuß, dann war ich stolz wie ein König.«

»Und was habt ihr den Mädchen geschenkt?«

»Meist Seifen, Parfüm oder einen Spiegel.«

»Wieso einen Spiegel?«

»Das Licht und der Spiegel sind für uns das Symbol des Guten, Reinen, Göttlichen. Deshalb wird bei einer Hochzeit der Braut auch ein Spiegel vorgehalten. Manchmal streut die Familie ihr noch Mehl auf den Scheitel, als Symbol für Fruchtbarkeit und Gedeihen.«

»Bei der Hochzeit in Badam haben sie Bonbons und Geld über die Braut geworfen.«

»Ja, das bedeutet, sie soll so süß wie Zucker sein, und mit dem Geld will die Familie sagen, daß sie keine Kosten und Mühen für das Mädchen scheuen wird. Hast du gesehen, daß sie ihr einen Hahn über den Kopf geworfen haben?«

»Ich kann mich nicht erinnern.«

»Das hätte den Wunsch ausgedrückt, daß das erste Kind ein Junge sein sollte. Schau mich jetzt nicht so an, das hat eigentlich nichts mit Religion zu tun. Es ist, weil die harten Aufgaben im Dorf besser von Männern gemacht werden, und weil wir Kurden Männer brauchen für den Befreiungskampf.«

Da fällt mir eine Szene ein, die ich vor einem halben Jahr in Mahabad bei der Familie eines Bruder von Mohammed Mamle erlebt hatte: In Anwesenheit seiner Frau und seiner Söhne kniete der Mann auf dem Teppich und flehte Allah an, seine Söhne doch als Opfer für Kurdistan anzunehmen. Und niemand legte Einspruch ein, im Gegenteil. Frau und Söhne fühlten sich geehrt.

»Aber ich habe meine Töchter viel lieber als meine Söhne«, bekennt Mamle offen und streicht seinem Teenager über die Haare. »Gibt es irgendein typisch kurdisches Spiel, das ihr damals in Mahabad gespielt habt?«

»Ja, das Mir-Mirän-Spiel, ein sehr politisches Spiel.«

»Ein politisches Spiel?«

»Ein Spiel, das immer wieder von der Zentralregierung verboten wurde, und das bei uns zum letztenmal nach dem Zweiten Weltkrieg gespielt wurde. »Mir« heißt Gouverneur. Es gab einen echten Gouverneur für Kurdistan, aber der Spiel-»Mir« wurde aus unseren Reihen gewählt. Er suchte sich seinen Hofstaat aus, hatte Minister und Clowns, und alle versuchten, ihn zum Lachen zu bringen. Hätte der Mir gelacht, wäre das Spiel zu Ende gewesen. Ich habe nie einen Mir lachen sehen. Der letzte Mir, Sadiq Siasari, wohnt in meiner Straße, ein paar Häuser weiter, und er hat seither immer noch nicht gelacht. Mir Mirän ist kein Kinderspiel, es wird von ganzen Dörfern gespielt und dauert tage- und nächtelang. Meist beginnt es, wenn ein Kurde ins Gefängnis kommt. Es ist ein Protest, so etwas wie die Aufstellung einer Gegenregierung gegen die Zentralgewalt von Teheran. Unser Mir aus dem Spiel hat den echten Mir, der ohne Gesetze und mit nackter Gewalt in Mahabad herrschte, dazu gebracht, politische Gefangene freizulassen. Da kam eine Delegation des Spiel-Mir zum echten Mir mit einem Eselsattel und sagte: »Du mußt entweder diesen Sattel tragen oder die Gefangenen freilassen«, da hat er das Letztere vorgezogen. Während der Zeit des Mir-Mirän-Spiels waren alle Geschäfte geschlossen, es wurde überall gegessen und getrunken, getanzt und Hochzeiten gefeiert. Im ganzen Dorf wurden die Witze weitererzählt, mit denen der Hofstaat versucht hatte, den Mir zum Lachen zu bringen. Da waren schon recht säuische darunter.« Mamle

lehnt sich zurück, lacht, will aber partout keinen dieser Witze erzählen.

»Für die Reichen war es eine Ehre, während der Zeit des Festes Geld oder Eßwaren stiften zu können. Taten sie es nicht freiwillig, schickte der Spiel-Mir seine Soldaten, die dann das Geld eintrieben, das anschließend an die Armen verteilt wurde. Du siehst, wir haben mit dem Spiel versucht, unsere eigene Regierung, unsere eigene Gerechtigkeit, unsere eigene Verwaltung vorwegzunehmen und zu üben, aber so, daß es Spaß macht. Deshalb war die Angst der Schah-Regierung von diesem Mir-Mirän-Spiel durchaus berechtigt.

»Vielleicht ist jetzt gerade eine Zeit, wo ihr mal wieder anfangen solltet, Mir Mirän zu spielen.«

»Du hast recht, vielleicht sollten wir mal wieder . . .«, sinniert er vor sich hin.

»Gibt es eigentlich schon neue kurdische Lieder, die vom letzten Krieg handeln?«

»Ich kenne noch keine Gedichte darüber. Wenn mir Hemn eines schreiben würde, könnte ich es sofort vertonen. Wenn du das nächste Mal kommst, gibt es sicher schon viele.«

Trotz drei Paar Socken hat mich der Luftzug vom Fenster her völlig durchgekühlt. Ich stehe auf, die Gastgeber auch, mein eleganter Übersetzer Fatah ist hoch erfreut, daß seine Aufgabe beendet scheint, er hatte schon nach anderthalb Stunden die ersten Ermüdungserscheinungen von sich gegeben, es dann aber doch noch zwei Stunden länger ausgehalten. »Dort unten«, Mamle deutet auf die Straße, »haben unsere Pesch-Merga zwei Panzer in die Luft gejagt. Dabei gingen unsere ganzen Fenster kaputt.«

»Warst du denn während des Krieges nicht in den Bergen?«

»Ich war hier«, sagt er.

»Und an was denkst du, wenn du dich daran erinnerst?«

»An etwas Seltsames. An heißgelaufene Telefone. In jeder Familie saß einer vor dem Telefon, und wenn er bemerkte, daß von irgendwoher Panzer oder Hubschrauber ankamen, informierte er seine Freunde, und sie berieten, was zu tun sei. In Mahabad selbst hat es keine Toten gegeben. Ich meine, keine kurdischen Toten.«

Wieder bei »meiner« Familie frage ich Salim, was es Neues über die Verhandlungen gäbe. »Heute nachmittag sollen sie sich getroffen haben, Genaueres weiß man nicht, nur daß der Teheraner Delegation ein neuer Ayatollah zugefügt wurde« – »was die Chancen für eine Lösung nicht unbedingt steigen läßt«, füge ich hinzu und nehme mir gleichzeitig vor, morgen einen der Teheraner Unterhändler zu sprechen.

Wider Erwarten war es ziemlich einfach, herauszubekommen, wo sich die Teheraner Verhandlungsdelegation befand: in einem kalten,

häßlichen Gästehaus oberhalb Mahabads, neben der Ali-Ghazi-Schule auf dem Weg zum Staudamm. Nur, dort waren sie nicht mehr, als ich eintraf. Ohne größere Umstände brachte mich ein Landrover zum Haus von Scheikh Esodin, vor dem schon mehrere Autos standen und das vielleicht dreißig Pesch-Merga von außen sicherten. Ich bat um ein Gespräch mit Foruhar. Lange tat sich nichts, ich stand frierend im Schneewind vor der Tür, eingekreist von einer Menge neugieriger Pesch-Merga, die darauf bedacht waren, mich nie ohne Zigarette zu lassen. Kaum hatte ich eine ausgedrückt, wurde mir schon die nächste mit einem gewinnenden Lächeln vor die Nase gehalten, so daß ich kaum ablehnen konnte.

Die Herren aus Teheran ließen mir mitteilen, daß sie kein Interview geben würden. »Wieso?« fragte ich verwundert. »Weil sie keine Journalisten mögen«, berichtete der Vermittler. Offensichtlich haben sie nichts zu sagen oder sind unsicher. Bedauernde Rufe der Pesch-Merga folgen mir: Ich solle es nicht tragisch nehmen, die seien sowieso blöd. Im nächsten Kramlädchen um die Ecke gelingt es mir zum erstenmal, seit ich in Kurdistan bin, selber Zigaretten zu kaufen. Bisher war mir beides konsequent verwehrt worden, ein Gast hat kein Geld auszugeben. Aber schon tippt mir jemand auf die Schulter und will gerade seinen Geldbeutel ziehen, was ich jedoch ablehne: Abdullah Marduck, der europäisch elegant gewandete, leicht schiele Fernsehdirektor von Mahabad mit seiner unwervenden Freundlichkeit. Er bittet mich in den Landrover neben seine hübsche, junge Frau und fährt erst mal ein paar Runden. Um vielleicht Freunde zu treffen, auf alle Fälle aber, um gesehen zu werden. Mit zwei europäisch angezogenen Mädchen neben sich ist er im Verkehrsgewühl der Provinzhauptstadt praktisch konkurrenzlos.

Da fällt ihm ein, daß seine Partei, die Komala, gerade irgendwo eine Fotoausstellung macht. In einem schuppenähnlichen Gebäude an der Steilseite des Hügels steht links vom Eingang der Informationstisch mit Kassetten, Broschüren, Postern – letztere meist von Scheikh Esodin: redend, lauschend, mit Pesch-Merga in den Bergen wandernd, nie aber in der Moschee betend. Im großen, kahlen, nicht geheizten Riesenraum rechts hängen die Fotos an windschiefen Stellwänden: poetisch wirkende Szenen vom kurdischen Landleben neben Nahaufnahmen von Kurden, die von der Savak gefoltert und denen das halbe Gehirn heraushängt. Dann immer wieder heroisch dreinblickende Pesch-Merga-Formationen, einer neben dem anderen, in langer Reihe posierend. Damit hatte ich beim Fotografieren meine Schwierigkeiten. Nicht daß sich die Kurden beiderlei Geschlechts nicht gern fotografieren ließen, im Gegenteil, sie sind echte Fotofans – nur bestimmt der zuständige Mann, Vater, Bruder einer Frau, ob sie abgelichtet werden darf oder nicht. Es gilt auch offensichtlich als unsozial, nur einen Menschen oder gar nur ein

Gesicht auf die Platte zu bannen. Schon von weitem kommen die gelaufen, die auch mit aufs Gruppenbild wollen – um etwas anderes kann es sich ja nicht handeln. Und dann stellen sie sich alle nebeneinander, eine Gruppe bilden sie jedenfalls freiwillig nicht. Sie setzen ihre todernst-verwegene Fotomiene auf, wie es schon Vater und Großvater getan haben, deren inzwischen bräunlich vergilbte Fotos im Wechselrahmen daheim auf dem Fernseher stehen. Man müßte im Besitz eines Weitwinkelobjektivs sein, um derartige Reihen fotografierwilliger, ja -wütiger Pesch-Merga aufnehmen zu können, was dann rührend altmodisch, aber eben doch immer ziemlich ähnlich aussieht. Dahinter steckt wahrscheinlich die uralte Überzeugung: jeder Kurde ein König, ganz will er aufs Bild und nicht etwa halb verdeckt. Ich schiebe sie einfach von den Seiten nach innen, sie kichern, finden es lustig, daß ich sie anfasse, bewegen sich nur schwerfällig. Dann sollte man abdrücken, auf alle Fälle, bevor sie es erwarten, oder nachher, wenn ihre Gesichter wieder entspannt und menschlich geworden sind. In einer Ecke der Fotoausstellung fällt das Ganzfoto eines Gehenkten ins Auge. Den kenne ich doch! Ist das nicht Ghazi Mohammed? Er ist es. Schnell verabschiede ich mich von den beiden Marducks, die händchenhaltend gemeinsam die Texte zu den Fotos studieren, gehe hinaus an die eisige Schneeluft.

## Das Geschenk des Kurdenführers

»Komm mich doch mal in meiner Klasse besuchen«, hatte mich Ahmed neulich aufgefordert. Dazu hatte ich jetzt Lust, ich fragte mich zur »Honarestan Sanati« durch und wurde gleich ins Lehrerzimmer geführt. Es war gerade Pause vor der letzten Stunde, die Lehrer – Lehrerinnen gibt es hier nicht – saßen auf zerbeulten Blechstühlen an den Wänden des engen Raumes entlang und tranken Tee. Ahmed sprang auf, ob ich ihn in die Abiturientenklasse zur Englischstunde begleiten würde. »Gern, aber vorher«, druckste ich herum. »Gleich über den Schulhof, hinten links«, sagt er. Aber ich verzichte dann doch lieber, weil der Zustand der Örtlichkeit die schlimmsten Erwartungen übertraf. Wie sollen die Kinder eigentlich Hygiene lernen, wenn schon die Schultoiletten so aussehen! Und dann die Blechbänke und -tische, in die sich die achtzehn- bis achtundzwanzigjährigen Abiturienten (mache Jungen vom Lande haben erst später angefangen, manche zwischendurch mal aufgehört) quetschen müssen – eine unglaubliche orthopädische Fehlkonstruktion. Neugierig starren mir dreizehn schwarze und zwei graublaue Augenpaare entgegen, ich setze mich in die letzte Bank, Ahmed stellt mich vor. »Bacherhati«, sagen sie ernst, »willkommen«. Ahmed liest ihnen noch einmal die letzte Lektion über die Frauen vor, die von erstaunlichen Generalisie-

rungen nur so wimmelt. Amerikanerinnen, heißt es da, sehen zum Beispiel ihre höchste Erfüllung darin, sich für andere aufopfern zu dürfen. Also, ich weiß nicht ganz.

Die Jungen lesen die Sätze auch laut vor. Lehrer Ahmed gibt sich aber keine Mühe, ihre Aussprache besonders zu verbessern. Das Ganze hat den Charakter einer Paukübung, eines Dressuraktes, auch wenn Ahmed die Stunde recht ruhig und unautoritär über die Bühne bringt. Das Geschrei, das entsteht, wenn einer den anderen beim Lesen verbessert, ist Ausdruck ihres Lerneifers, der vielleicht durch den ausländischen Gast noch ein bißchen Aufwind bekommen hat. Heimlich schauen sie sich immer wieder nach mir um. Ich kann nur mühsam das Erstaunen verbergen, als ich die Spärlichkeit ihres Wortschatzes mit der Schwierigkeit des Textes vergleiche. Ich frage Ahmed, ob man nicht doch ein bißchen mit ihnen sprechen könnte. Wir fangen ganz unten an mit »What is your name?« und »How old are you?«

Ich darf an die rissige, grüne Tafel, die nicht einmal zum Klappen, geschweige denn zum Ziehen geeignet ist, die Kreide staubt entsetzlich, vor allem, wenn die Tafel mit einem trockenen Lappen abgewischt wird. »Willst du morgen mal unterrichten?« fragt Ahmed. Ich zögere keinen Moment, sage zu. Die Jungen sind begeistert. Also morgen zur gleichen Zeit! »Bye-bye, Miss«, verabschieden sie sich fröhlich und rennen nach Hause zum Mittagessen. Sie lernen jetzt im siebten Jahr Englisch, überlege ich mir, aber schießen können sie sicher besser.

Die Mittagspause verbringen Ahmed und ich im Rektorat, wo wir das Essen serviert bekommen: in Fladenbrot eingewickeltes Kebabfleisch, einen Teller Reis und eine Flasche Sinalco. Die anderen Lehrer sind nach Hause gegangen, wir übersetzen den zweiten Teil des Frauenartikels. »Kennst du denn nicht jemanden von der Verhandlungsdelegation? Du hast doch vor Monaten die Verhandlungen mit in die Wege geleitet«, frage ich Ahmed. Er würde sich darum kümmern, verspricht er, er habe gute Kontakte zu Foruhar. Als um 2 Uhr nachmittags nicht etwa eine simple Klingel, sondern ein mächtig dröhnender Lautsprecher die Schüler zum Nachmittagsunterricht zitiert, verlasse ich die Schule. Vor seinem Haus treffe ich Ali Ghazi und seine Leute. Sie machen sich fertig für die Jagd. Ich erzähle, daß ich morgen Englisch unterrichten werden. »Dann bleiben wir doch gleich da«, sagt er, »meiner Familie wäre es sowieso lieber, wenn ich nicht mehr nach Deutschland zurückgehen würde, und du hast eine Lebensaufgabe gefunden.« Als Lebensaufgabe hatte ich das eigentlich nicht betrachtet. Ali gerät ins Schwärmen, was er hier mit seinen in Deutschland gewonnenen organisatorischen Kenntnissen politisch alles anders machen würde, vor allem von den vielen Leuten, die er fähig wäre, um sich zu scharen. Ich habe den Eindruck, Ali fiebert

geradezu danach, hier kurz die Unabhängigkeit auszurufen, um dann nach Teheran zu ziehen und die Ayatollahs zu stürzen. Aber so ganz ohne die Zustimmung der Demokratischen Partei ist das wohl doch nicht zu machen.

Bei Babanzades stürzt sich gleich die Nachbarin, eine dralle, resolute Person, auf mich: Ich solle doch einmal ihr geschwollenes Handgelenk anschauen, vielleicht wüßte ich etwas dagegen, ich sei doch schließlich *Duttur*. Schon, gebe ich zu, aber nicht in Medizin, ob sie nicht lieber im Hospital vorbeischaun wolle. »Nein«, sagt sie kategorisch, »da bringen mich keine zehn Pferde hin.« – »Und wieso?« – »Weil die Ärzte nicht gut sind«, behauptet sie einfach. Ich nehme in mein Programm noch den Punkt »Hospitalbesuch« auf. Ihr Handgelenk ist hart geschwollen und sicher nicht mehr mit Hausmitteln zu kurieren.

»Telefon«, kommt Miriam, die Nachbarstochter, gestürzt. Sie hat eine Kesse, an den Seiten hochgebürstete Kurzhaarfrisur und hängt, wie viele der jungen Mädchen mit dieser oder einer ähnlichen westlichen Haartracht, noch heimlich am Schah. Weil sie, bekennt sie naiv, einfach auch gern das Leben eines westlichen Mädchens führen würde. In der jetzigen Situation haben die »höheren kurdischen Töchter«, die hier das Gymnasium besuchen, nur eine Chance, fremden Männern zu begegnen. Und zwar einmal am Tag, wenn die Schule aus ist, um 4 oder 5 Uhr. Dann stehen dort, dichtgedrängt Männer jeden Alters. Die europäisch gewandeten Mädchen, in Zweier- bis Fünfer-Grüppchen, absolvieren äußerlich desinteressiert ihren Spießrutenlauf, der aber eher einer Laufstegparade gleicht. Sie sind darauf bedacht, hübsch, kokett und lächelnd zu erscheinen. Dabei sieht jeder die schnellen Blicke, die sie aus den Augenwinkeln auf die Verehrer werfen. Manchmal faßt sich ein junger Mann auch ein Herz und ruft der Gruppe seiner Angebeteten ein Scherzwort zu. Die Antwort besteht in Kichern und Sich-noch-fester-Unterhaken der Mädchen. Während dieser Zeit kommt der Verkehr in den Straßen fast vollständig zum Erliegen. Aber kein Autofahrer murrte, im Gegenteil, er genießt es, rechts und links am Auto Scharen junger Mädchen vorbeiziehen zu sehen. Diese Zeit, frei von Familienzwängen, hat nur einen Haken: Sie ist zu kurz. Zu Hause wartet bereits die Mutter mit dem Essen, und eine größere Verspätung würde unangenehm auffallen.

»Foruhar läßt dir sagen, er habe keine Zeit«, richtet mir Ahmed am Telefon aus. »Glaubst du das denn?« frage ich zurück. Er windet sich, fängt sich aber schnell wieder: »Darf ich dich zum Abendessen abholen?« »Wenn ich jetzt kein Interview mit den Unterhändlern bekomme, bin ich frei.« Daß es kein intimes tête-à-tête in einem Restaurant sein wird, ist mir klar, nur bei welcher Familie es stattfindet und wer sonst noch kommt, ist immer das große Rätsel in

Kurdistan. Nachzufragen bin ich dann auch zu stolz. Diese orientalische Gelassenheit hat ihr Positives: Nicht immer vollständig über alles informiert zu sein, pflastert den Weg mit Überraschungen. Ahmed läutet, Omar, der Sohn des Hauses, will ihn hereinführen, Ahmed weigert sich. Ich gehe zur Tür, frage, was los sei, warum er denn nicht kurz mal reinkäme. »Weil wir keine Zeit haben, die anderen warten schon auf uns«, sagt er. Wer »die anderen« sind, frage ich bewußt nicht, aber diese Hektik paßt mir gar nicht. »Fünf Minuten wirst du wohl Zeit haben.« – »Eigentlich schon«, murmelt er, und ich gehe mal wieder voraus ins Warme. Wer nicht kommt, ist Ahmed. Was denn mit ihm los sei, fragen die Marufis erstaunt. Ich erhebe mich noch mal, um nachzusehen. Ahmed steht noch immer außen vor der Tür, Omar innen, die Tür selber ist offen. »Was ist denn los mit dir«, frage ich Ahmed ein bißchen ungehalten. »Ich kenne sie doch nicht«, entgegnet er, beinahe gehemmt, »sie sind doch nicht von meiner Familie.« Das war es also! Innerhalb der Familie ist alles geregelt, da existiert eine klare Hierarchie, die dann, wenn auch lässig, befolgt wird. Außerhalb der Familie ist Feindesland, kann man offensichtlich nicht mißtrauisch genug sein.

Ich ziehe den sich Sträubenden dann doch noch ins Haus. Große Förmlichkeit bricht auf beiden Seiten aus, sie wetteifern geradezu in Wohlerzogenheit. Ich muß mühsam ein Lächeln unterdrücken. Und dann, endlich, fällt der erlösende Satz: Der Bruder der Mutter von Abdullah und Ismail Marufi stammten aus der Ghazi-Familie. Welch ein Segen, man ist plötzlich verwandt. Wie befreit von einer Zwangsjacke entsteht ein heiteres, vertrautes Gespräch, so als würde man sich schon jahrelang kennen. Er könne leider erst nach dem Beten Alkohol trinken, erklärt uns Ismail seine höchst persönliche Sicht des Islam, worauf sein Bruder ihm zuprostet, bevor er sich in dem hinteren Teil des Zimmers auf einem blaugrundigen, über und über mit Blüten besäten Bijarteppeich niederläßt. Die anderen denken nicht daran, ihre Lautstärke zu drosseln, nur weil einer unbedingt beten will.

Die fünf Minuten leicht sechsfach überzogen, fahren wir mit Ahmeds rachitischem Gefährt zum Haus von Kakh Kalla Scheikh Agai, das von außen genauso kalt und phantasielos aussieht wie alle kurdischen Stadthäuser, innen aber Wärme, Geräumigkeit und eine Polsterlandschaft bietet. Das Zentralkomitee der Demokratischen Partei hat, wie ich mit schnellem Blick feststelle, gar keinen so schlechten Geschmack, was die Wahl der abendlichen Gastgeber angeht. »Sie sind auch da«, begrüße ich den Generalsekretär, »das wußte ich gar nicht.« – »Wären Sie dann vielleicht nicht gekommen?« spielt er den Entsetzten. »Möglich«, kokettiere ich.

Der Gastgeber bringt mir einen Stuhl, ich sitze zwischen Ahmed und Ghassemli. »Rücken Sie nicht zu nahe her«, blitzt er mich mit

schwarzen Augen und glänzenden Zähnen an. »das ist heute zu gefährlich.« Rani Bulurian sitzt neben Ahmed, lächelt mir zu. »Rani«, flüstere ich ihm zu, »ich muß dir eine Liebeserklärung machen. Ich habe keine Geschwister, willst du mein Bruder sein? So einen Bruder wollte ich schon immer.« Rani nickt belustigt, hat auf einmal Lachfältchen in seinem sonst so ernstern Gesicht. Ghassemli: »Was habt ihr beiden da für Geheimnisse?« – »Ich habe ihm eben eine Liebeserklärung gemacht.« Er, demonstrativ empört: »Und wer macht mir eine?« – »Wollen Sie etwa auch mein Bruder sein?« Er winkt lachend ab. »Wer will denn schon ihr Bruder sein«, stellt Ahmed mit leicht bitterem Unterton fest und setzt sich weg.

Dann wird es wieder kurdisch, ich verstehe kein Wort, merke nur, daß Ghassemli und Ahmed sich kabbeln. Die anderen kichern belustigt dazwischen. »Merkst du es«, kommentiert Bruder Rani, »die beiden kämpfen rhetorisch gerade um dich. Beide lieben dich.« »Nein«, wirft Ahmed dazwischen, »ich liebe nur den Generalsekretär.« Der zwinkert mir zu: »Ich glaube, Ahmed liebt jemand anderen. Jemanden, der sich in dem Raum befindet.« Alle drehen wir uns um und suchen diesen ominösen »jemanden« – es macht mir Spaß, mit den Kurden spontanes Theater zu spielen. »Rani«, stichle ich, »glaubst du denn, daß euer Generalsekretär überhaupt fähig ist zu lieben? Theoretisch sicher, er liest ja gern Bücher, aber meinst du wirklich, daß er von der Praxis auch nur die geringste Ahnung hat?« Rani stellt die Frage der Runde zur Diskussion, er erntet lautes Gelächter, Ghassemli lacht mit. »Wer spielt denn jetzt Verstecken?« will er wissen. Die Antwort wird mir erlassen, weil das Abendessen im anderen Zimmer vorbereitet ist und ich, wie immer, vorauszugehen habe. »Was ist denn nur los mit dir heute, du blühst ja auf wie eine Blume«, fragt mich Ahmed kritisch während des üppigsten Essens, das ich je in Kurdistan genießen sollte, auf das ich mich aber nicht so stark konzentrieren kann, weil ich schäkern muß. »Blume«, murmle ich unbefriedigt, »Wüstenrose heißt das.« – »Madame gefallen anscheinend die Gäste, die ich heute für sie eingeladen habe«, korrigiert Ghassemli die Realität. Eigentlich sollte heute abend woanders eine geheime Sitzung des Zentralkomitees stattfinden. Aber wie's denn so geht, wurde vorher noch dies Essen eingeschoben. »Sie verlassen uns doch noch nicht so schnell?« gibt sich Ghassemli besorgt. »Nein«, werde ich plötzlich sachlich, »ich muß morgen schließlich Englisch unterrichten. Er, erleichtert: »Dann kann ich Ihnen ja noch ein Geschenk besorgen.« Ich, verdattert: »Wieso Geschenk?« Er, listig: »Damit Ihr Buch noch besser wird.« – »Bestechung!« empöre ich mich laut. »Pscht!« besänftigt er mich, »das bleibt unser Geheimnis. Ich denke an einen Ring, einen der schöner ist als die, die Sie tragen.« – »Ich will keinen Ring«, sträube ich mich, »ich will nichts Wertvolles; vielleicht eine kurdische Wintermütze.« –

»Lassen Sie sich überraschen«, sagt Ghassemli, erhebt sich und gibt damit das Signal zum Beginn der Sitzung im Nebenzimmer. »Vergiß nicht deine Englischstunde«, erinnert mich Ahmed, »morgen ab 12 Uhr. Und wenn du Lust hast, komm schon um elf. Dann kannst du mit unserem Turnlehrer noch Tischtennis spielen.«

Der Turnlehrer sieht aus wie ein Gallier: stämmig, mit heller Haut, vielen Sommersprossen darauf, rotem, gelocktem Haar und blau-grünen Augen, ein Obelix-Typ. Wir spielen in der Eingangshalle. Die Platte ist zwar rissig und geneigt, aus den Schlägern hängen Schaumgummifetzen heraus, Platz ist auch nicht genug, weil die Schüler und Lehrer, die drumherumstehen, eine undurchdringliche Mauer bilden, aber sonst gefällt es mir ganz gut, obwohl der kurdische Obelix besser spielt als ich. Er hat diese tückischen gedrehten Bälle, von denen ich nicht jeden erwische. Ob eine Frau sonst hier Tischtennis spielen darf, frage ich mich. In der Öffentlichkeit sicher nicht. Tischtennisspiele sind in Kurdistan nur in Schulen und in reichen Familien vorhanden. Sonstige Sportarten – abgesehen vom Schwimmen im Stausee – gibt es nicht. Skifahren, Eislaufen oder Eisstockschießen sind unbekannt. Die Kinder bauen sich ihre Rutschbahnen, von denen sie ausgiebig Gebrauch machen. Reiten und Wandern werden nicht als Sport betrachtet, sondern sind einfach lebensnotwendig. Der Direktor, sagt Ahmed, hätte für die nächste Stunde eine Lehrersitzung anberaumt. Ob ich die Englischstunde verschieben oder sie allein halten wolle, er könne nicht übersetzen. Ich schwanke, entscheide mich, es allein zu versuchen. Als ich ins Klassenzimmer komme, sind doppelt soviel Abiturienten da wie gestern. Gespannt warten sie darauf, daß ich ihren Begrüßungsanspruch an der Tafel würdige: »Miss Hella, well cam«. Ich bedanke mich, muß es aber trotzdem verbessern. Dann frage ich, was sie nach sechs Monaten machen wollten, wenn sie das Abitur bestanden hätten. »Arbeiten, wenn ich Arbeit finde«, sagen manche, »studieren«, andere, »heiraten«, bekennt einer. »Wen?« »Meine Kusine, das ist schon abgesprochen.« Aber viel wichtiger sei ihnen allen die Autonomie für Kurdistan. Was sie sich darunter vorstellen, frage ich. Und so wird es plötzlich eine ganz politische Englischstunde über Föderalismus und Zentralismus, Religion und Politik, über Opposition und freie Wahlen, Sozialismus, Diktatur und Demokratie. Ungefähr ein Drittel der Schüler war fähig, Fragen, wenn auch nicht immer richtig, so immerhin verständlich zu beantworten, das zweite Drittel verstand zwar hie und da, worum es ging, wollte sich auch dazu äußern, aber es ging einfach nicht. Beim letzten Drittel war's zapfenduster, da war außer dem guten Willen überhaupt nichts vorhanden. Wenn ich dableibe, dann würden sie mir versprechen, fleißig Englisch zu lernen. Das sei ja richtig spannend. Wenn ich aber trotzdem gehen müßte, würden sie mir al. schreiben und mich

besuchen kommen. Sie waren richtig in Fahrt, als die Klingel ohrenbetäubend schrillte. Der Lautsprecher wird also nur zum Ende der Mittagspause benutzt.

Nach einigen Versuchen von beiden Seiten gelingt es Rahman Ghassemlu, mich gegen Abend bei den Nachbarn zu erreichen: »Guten Abend, meine Dame«, sagte er auf deutsch. »haben Sie Probleme?« Ich denke angestrengt nach. »Ich habe noch immer kein Geschenk für Sie«, tönt es vom anderen Ende der Leitung. »jemand hat heute eine Stunde lang auf dem Bazar gesucht. Es ist schwierig, für Sie etwas zu finden. Sie sind so anders.« Ich finde ihn ja auch »anders«, eine seltsame Mischung von europäischem Intellekt und orientalischer, damit leider aber auch patriarchalischer Gefühlswelt. »Wie war Ihre Englischstunde?« examiniert er mich. »Sie hatten hoffentlich keine Zeit, an mich zu denken.« – »Während der Stunde nicht, nein, nachher«, plaudere ich. – »Und was haben Sie gedacht?« erkundigt er sich interessiert. »Daß ich Ihre Art von Leben meinem schlimmsten Feind nicht wünschen würde. Nie allein sein zu können, kein Privatleben zu haben, ständig unter Morddrohungen zu stehen, also ich weiß nicht.« – »Einer muß es wohl machen. Mir bleibt nichts anderes, als mit meinen Wünschen und Träumen zu schlafen. Das können Sie wahrscheinlich nicht verstehen.« Ich verstehe es nicht ganz, sage aber ironisch: »Frauen verstehen, wie Sie wissen, im allgemeinen kaum etwas. Apropos Frauen, ich habe da einen Artikel geschrieben für die Zeitung der Frauenorganisation Ihrer Partei.« – »Da werde ich doch wohl noch die letzte Kontrolle darüber ausüben müssen«, stellt er fest. »Das geht Sie überhaupt nichts an«, widerspreche ich. »das ist von Frauen für Frauen.« – »Sie werden mir allmählich zu einer Gefahr für ganz Kurdistan«, lacht er, hört auf, senkt die Stimme: »Mich eingeschlossen. Heute abend sind viele Leute hier«, sagt er, »wir haben eine Sitzung. Also dann bis morgen.« – »Bis morgen«, hänge ich den Hörer ein.

»Wenn es nur mal wieder richtig schneien würde«, wünscht sich Ahmed, »sonst liegt der Schnee Mitte Januar hier meterhoch.«

Ahmeds Wunsch war auch prompt erfüllt worden, die ganze Nacht hatte ein Schneesturm getobt. Mahabad scheint eingeschneit, einige Telefonleitungen funktionieren nicht mehr. Die vom Hauptquartier zu den Babanzades ist kaputt, die umgekehrte Richtung klappt. »Man hat mir gesagt, daß die Straße zwischen Mahabad und uns hier zugeschnitten ist und keine Autos mehr fahren«, freut sich der Kurdenführer. »Dann kann ich heute den ganzen Tag arbeiten. Ich habe noch Reden und Artikel zu schreiben. Was haben Sie heute vor?«

Ich hatte eigentlich noch nichts vor, aber jetzt wollte ich auf einmal herausbekommen, ob die Straße tatsächlich zu war. Und wenn nicht, bei Ghassemlu eine Stippvisite machen. Die 35 Kilometer lassen sich

wohl per Autostop machen, überlege ich mir. Zu Ghassemu sage ich: »Vielleicht komme ich nachher auf einen Sprung einmal vorbei.« Verdutztes Schweigen. »Wie wollen Sie denn das machen?« – »Ich habe da meine Verbindungen«, gebe ich an. – »Das würden Sie für mich tun?« Zweifel schwingen mit. – »Was heißt ›für Sie‹? Für mich auch. Ich könnte mir vorstellen, daß mir das Vergnügen macht.« – »Mal sehen«, sagt er leichthin. »sonst bis morgen«. – »Bis später«, schließe ich und werfe mir die wärmsten Kleider über.

Ob ich bei diesem Schneesturm tatsächlich nach draußen wolle, Oma Babanzade schüttelt den Kopf mit ihrem paillettenbesetzten, rot-schwarzen Käppchen. »Ich muß schnell mal auf dem Bazar vorbeischauen, mein Kamerariemen ist gerissen.« Das versteht die Oma, will aber noch wissen, ob ich zum Essen da sei. »*Nazanem*«, zucke ich die Schultern, ich weiß wirklich nicht, wo ich zu der Zeit stecken werde. Auch gut, ich darf gehen. Der Sturm reißt einem den Atem vor der Nase weg, aber ich könnte jubeln. Es ist dasselbe Gefühl wie damals, als ich mich in Tübingen an die Straße stellte, um nach Afrika zu trampeln, obwohl ich kaum Geld hatte und obwohl es jeder für unmöglich hielt. Aber ich kam nach Afrika, und ich kam auch wieder zurück. Es ist so etwas Unkontrollierbares wie der Zugvogeltrieb oder das Gefühl des Zigeuners im Vorfrühling.

Diesmal ist es freilich nur ein kleiner Winterausflug. »Ißt du mit uns?« erkundigt sich Ahmed, den ich unterwegs treffe. »Heute nicht, danke«, sage ich. »Wo bist du dann?« Er legt den Kopf schräg und schaut mich mißtrauisch von unten an. »Ich weiß noch nicht«, gebe ich wahrheitsgemäß Auskunft. »Du willst es mir nur nicht sagen«, stellt er fest. »Nein«, nicke ich, »ich will nicht.« Er dreht sich auf dem Absatz herum und geht. Die Sattler im Bazar reparieren meinen Kamerariemen, ich fotografiere sie im hüfthohen Schnee vor ihrem Geschäft. Sie würden mich gern zum Essen einladen, machen sie mir begreiflich. »Ein andermal«, vertröste ich sie. Ich gehe über die quirilige Kreuzung am Bazar, den Verkehr regelt kein Gendarm, sondern ein wild dreinblickender Pesch-Merga in Kurdenkostüm, dem ich schon öfter aus Autos zugewinkt hatte. Er begrüßt mich. Heute solle ich doch endlich in seinem Haus essen, seine Frau könne sehr gut kochen, teilt er mir mit. »Jeden anderen Tag«, verspreche ich ihm, nur heute ginge es nicht. Er entläßt mich, winkt mir nach, und erst als ich das rettende Trottoir erreicht habe, gibt er den Verkehr wieder frei. Knietief ist der Schnee in den engen Gassen des Bazar, und Ausweichmöglichkeiten bestehen auch keine, wenn die Schneeladungen von den Flachdächern herabgeschoben werden. Endlich stehe ich wieder vor dem Haus der armenischen Familie mit ihrem Alkohol-Schwarz-Verkauf. Weil ich zum erstenmal allein bin, werde ich auch gleich freundlich hereingebeten. Der Vater mit den welligen grauen Haaren läßt Kaffee bereiten.

Bevor ich gehe, bekomme ich die verlangte Flasche Whisky. »400 Toman«, sagt er. »Freundschaftspreis«. Ich weiß zwar, daß es nicht stimmt, aber inzwischen handle ich auch nicht mehr. »Nein«, schlägt er vor, »ich weiß etwas Besseres. Sie gehen erst nach dem Essen, meine Frau kocht gut.« – »Morgen«, flehe ich, »morgen oder übermorgen. Heute habe ich eine feste Verabredung«, und weiß gleichwohl, daß es so nicht stimmt. »Schade, also bis dann«, begleiten sie mich zur Tür.

Auf dem größten Platz Mahabads, in dessen Mittelpunkt zwischen Bäumen und Büschen Tierplastiken von Rehen und Adlern herumstehen, die jetzt, zugeschnitten, etwas Possierliches haben, verkaufen Bauern riesige, handgemachte Teppiche in grellen Farben, BASF-Farben. Dort treffe ich eine Gruppe von Lehrern aus »meiner« Schule. Der feist-freundliche Direktor begrüßt mich, ist aber besorgt, was ich um diese Zeit auf der Straße mache. »Sie geht sicher zu Ahmed«, meint einer. »Ja«, lüge ich erleichtert. »Sollen wir Sie begleiten?« – »Danke, nein, das ist ja gleich um die Ecke.« Erleichtert vernehmen sie meine Entscheidung. Eine Kurdin hat sich nicht allein auf der Straße aufzuhalten. Vor allem nicht zur Mittagszeit. Gegenüber von dem scheußlichen Siloblock drehe ich mich das erstmal um: Durch das Schneegestöber erkenne ich drei Autos, die langsam auf mich zufahren. Als sie dicht vor mir sind, getraue ich mich plötzlich nicht mehr zu winken. Obwohl es hier gang und gäbe ist, zu trampeln. Dafür zwingt sie mich, das nächste Auto, ein kleineres Fiat-Modell, anzuhalten. Zwei Männer sitzen drin, möchten wissen, wohin ich wolle und was ich dort vorhätte. Ich sage, ich wüßte den Namen des Dorfes nicht mehr, auch nicht den der Familie, aber das Haus würde ich wiedererkennen, ich würde ihnen schon sagen, wo sie halten müßten. Das reicht ihnen aber noch nicht. »Ja, zum Essen bin ich dort eingeladen, zum Essen:« – »Ah, ah«, alles klar, sie starten. Ich weiß nicht, was so ein Fiat besonders Winterfestes hat, auf der Straße standen rechts und links andere Autos, auch Jeeps und Landrover darunter, steckengeblieben in den Schneewehen. Langsam schob sich unser Gefährt an ihnen vorbei, und nach einer Stunde rief ich dann auch: »Halt!« Wir waren da oder doch zumindest in der Nähe. Den Rest wollte ich zu Fuß gehen. Kopfschüttelnd sahen sie mir nach, wie ich mich in zugeschnittenen Jeepspuren mit eingezogenem Kopf vorwärtskämpfte. Es gab keine einzige Kontrolle. Hinter einer Birke lugte funkelnden Auges einer dieser asiatischen Wolfshunde hervor. Ich tat so, als würde ich ihn nicht beachten, ihm schien wohl auch der Schnee zu hoch für eine Attacke.

Im Hauptquartier begrüßten mich die Pesch-Merga mit fröhlichen Schreien, ich schüttelte den Schnee ab, Khalid begleitete mich in Ghassemulus Zimmer, wo er am Schreibtisch saß und offensichtlich etwas redigierte. Er schaute auf, Erstaunen malte sich auf seinem

Gesicht. »Hallo«, sagte ich und warf meinen Anorak auf einen Stuhl. »da wäre ich also.« – »Wie sind Sie denn hergekommen?« fragte er. »Getrampt, wie ich versprochen hatte.« Alle brechen in Lachen aus. »Sie brauchen jetzt sicher einen Tee«, stellt Ghassemu fest, und seine Leute ziehen sich zurück. »aber ich muß den Artikel noch fertig machen.« – »Machen Sie ruhig«, entgegne ich, »ich habe auch was zum Schreiben dabei.« Er setzt sich wieder, will arbeiten, kann nicht, steht auf, rennt im Zimmer herum, sieht mich an, setzt sich wieder, springt auf. »Ich kann nicht«, beklagt er sich, »ich kann mich Ihnen nicht widmen, solange ich den Artikel nicht fertig habe. Und solange Sie da so sitzen, kann ich auch nicht schreiben.« – »Ich bleibe nicht lange«, versuche ich ihn zu beruhigen, »ich bin auch nur auf einen kurzen Besuch hergekommen. Das machen wir bei uns so.« Er schaut mich zweifelnd an. »Ja, Herrgott, hatten Sie es denn noch nie mit einer emanzipierten Frau zu tun?« entfährt es mir. »Wo sollte ich die denn herhaben?« fragt er zurück und weiß ganz offensichtlich überhaupt nicht, wie er sich mir gegenüber verhalten soll, was mich dann wieder verunsichert. »Ich habe Ihnen einen Whisky mitgebracht«, flüchte ich mich ins Konkrete, »es gehört sich nicht, Gefangene ohne Geschenk zu besuchen.« – »Sie sind verrückt«, sagt er. – »Bitte?« Ich bin nahe daran, gekränkt zu sein, da fährt er mit seiner dunklen, weichen Stimme fort: »Aber ich liebe diese Art von Verrücktheit.« Da soll ein Mensch wissen, wie er dran ist! Ich strecke ihm die Flasche entgegen. Genießerisch schnalzt er mit der Zunge: »Something special, aha, den heben wir uns für eine bessere Gelegenheit auf.« Für eine noch bessere Gelegenheit? Na, bitte. Er stellt ihn in den Schrank. Ob ich einen Schluck Cognac wolle. Den, meine ich, hätte ich mir schon verdient. Ich müsse aber warten, bis Khalid den Tee bringe, den könnten wir dann ausleeren und Cognac hineinschütten, das sähe genauso aus. So geschieht es dann auch, die obligaten dreimal. »Oh«, springt er plötzlich auf, »mein Freund hat das Geschenk für Sie gebracht«, und drückt mir eine durchsichtige Plastiktüte mit lila Inhalt in die Hand. Das sieht ja weder nach Ring noch nach kurdischer Wintermütze aus. Ich ziehe es heraus, länger und länger quillt es mir über den Arm. Es ist eines dieser synthetischen Damengewänder, fliederfarben mit aufgestickten roten, gelben, türkis- und ockerfarbenen Blumen. »Können Sie sich mich darin vorstellen?« frage ich vorsichtig. »Wunderschön werden Sie darin aussehen«, versichert er. Ich schaue mir das Gebilde noch einmal an: Es ist wirklich so häßlich, ein echter Schmachtfetzen, daß es schon beinahe wieder schön ist. Ich gebe mir Mühe, Rührung zu mimen. »Zu Hause würde ich Sie jetzt umarmen«, gestehe ich, »aber davor haben Sie ja Angst.« – »Ich bin nicht rasiert«, warnt er mich schüchtern, kommt aber trotzdem langsam auf mich zu, beugt sich zu mir. Ganz formell gebe ich ihm drei unschuldige Küsse, nach denen er sich schnell

wieder in seinen sicheren Sessel zurückzieht. Von dort aus deklamiert er frech: »Ich liebe dich, ein wenig, zum Zeitvertreib, fast gar nicht«, und macht dabei eine Bewegung, als würde er Blütenblätter abzupfen. Ich unterdrücke die Frage, was denn nun wohl zuträfe, ich schaue ihn nur an. »Diese verräterischen Augen«, behauptet er, »man sieht Ihnen ganz genau an, was Sie fühlen.« Ich hüte mich zu fragen, was wohl. »Ich finde es toll, daß Sie allein gekommen sind, Sie sind eine außergewöhnliche Frau«, fährt er fort und erhebt sich. »Das muß belohnt werden«. Er kommt zu mir, sieht sich um, ob nicht gerade wieder jemand ins Zimmer kommt und gibt mir einen Kuß, um gleich wieder wegzurennen. Orient, Orient, jetzt bin ich es, die fassungslos ist. Um ihm dieses Schauspiel nicht zu gönnen, stehe ich auf, verabschiede mich, sage, ich wolle noch bei Tageslicht zurück. »Wer von den Pesch-Merga soll Sie zur Straße bringen?« fragt er chevaleresk. Aber das haben die Pesch-Merga schon unter sich ausgeknobelt. Ein Junge reißt mir die Plastiktüte aus der Hand und rennt voraus in Richtung Kreuzung. Unterwegs fliegt ein Vogel im Schrägflug über unsere Köpfe, prallt an einen Baum, liegt im Schnee. Der Pesch-Merga läuft zu ihm hin, hebt ihn auf, schenkt ihn mir. Da hatte ich also plötzlich einen einäugigen Spatzen zu betreuen! Ich nehme ihn zwischen die Handschuhe, wärme ihn. Er ist schon ziemlich schwach. Im vollgestopften Minibus zurück nach Mahabad ernte ich erstaunte Blicke. Was, einen Spatzen in der Hand! Die abgrundtiefe Symbolik schiebe ich von vornherein zur Seite, denke an die vergangenen Stunden. Ein Nest hat er sich in seiner Askese eingerichtet, finde ich. Und dann dieses Spielchen, deren Hauptregel der eigene Stolz ist. Fremdartig, aber aufregend. Ich streiche dem Spatz über das zitternde Köpfchen.

Ob das Tier nicht vielleicht etwas fressen wolle, fragen mich die Marufis, bei denen ich abends esse. Ein bißchen Wasser trinkt es auch, aber schon nach dem zweiten Reiskorn gibt es vor zu ersticken. Ich habe zu Hause schon viele Vögel aufgezogen, von Spatzen über Drosseln bis zu einem Gockel, aber der hier sieht mir schon stark lebensmüde aus. Ich mache ihm ein Nest aus Papiertüchern in meiner Handtasche, was die Familie belustigt verfolgt. Sentimentale Tierliebe gibt es auch bei uns auf dem Land nicht, um wieviel weniger in Kurdistan.

Ob mir das Essen geschmeckt habe, fragt mich Vater Marufi. Ich nicke, und er setzt aufmüßig hinzu: Wenn die Frauen nicht stundenlang dafür gearbeitet hätten, ginge es uns nicht so gut. Er versucht, mich zu reizen, und ich steige gleich voll darauf ein. Wir hätten das Essen gut auch zusammen machen, es zusammen essen und dann zusammen abspülen können, gebe ich zurück. So wie es bei uns daheim geschieht. »Holt doch die Frauen wenigstens jetzt her«, schlage ich vor. Wir sitzen im Salon. »Das muß schon du machen«,

sagen sie. »Aber nur, wenn ihr mitkommt.« Ismail Marufi steht auf, begleitet mich hinaus in den Raum, wo die Frauen sitzen. Ismet, seine Frau, die mir meine Weste und meine Handschuhe gestrickt hat und mir dabei erzählte, wie wütend es sie oft macht, den ganzen Tag zu Hause zu sitzen und Tee kochen zu müssen, schaut erstaunt, ebenso die anderen, Schwägerin, Mutter, Tanten, Töchter. »Kommt doch rüber zu uns, dann können wir miteinander reden«, bitte ich. Ismet steht auf, wird aber von ihrer Schwägerin Fatme wieder auf den Boden gezogen. »*Haram, haram*«, kreischt sie. Aber ich könne mich natürlich gern zu ihnen setzen. Dazu hatte ich nun wirklich nicht die geringste Lust. »Ismail, jetzt bist du dran«, stachle ich ihn an. Er sagt etwas zu seiner Frau, was ich nicht verstehe, was aber dem Ton nach so klingt wie: »Wenn du unbedingt willst, kannst du auch zu uns kommen.« Natürlich lehnt sie ab. Unverrichteterdinge ziehen wir wieder ab, werden im Salon vom befriedigten Gemurmel der Männer empfangen. An dem Abend wußte ich noch nicht, daß die Frauen noch oft darüber reden sollten, und daß sie mir meinen Versuch nicht vergaßen.

Irgendwann, ziemlich spät in der Nacht, komme ich zurück in mein Zimmer bei Babanzades. Er riecht etwas rauchig, aber ich kümmere mich nicht besonders darum. Stunden später wache ich auf, mir ist speiübel, ich reiße das Fenster auf. Das sieht nach Rauchvergiftung aus. Ich habe sie überstanden, aber das Vögelchen liegt morgens kalt und steif in meiner Handtasche.

Ein Tag wie gemalt! Adrett verzuckert liegt Mahabad in glänzender Wintersonne da, die Bergriesen sind zum Greifen nahe. Ich wäre gern irgendwo draußen, am Staudamm oder an einem Bergbach, würde gern durch den Schnee wandern, Fotos machen. Ich versuche, Ahmed dafür zu begeistern. Es ist einfacher, als ich dachte. Er müsse nur noch zwei Filme kaufen, sagt er, er hätte heute zum Filmen Lust. Dann vergehen jedoch Stunden, bis der einzige, der einen Schlüssel zu einem Fotogeschäft besitzt, gefunden ist. In diesem Geschäft gibt es aber keine Tonfilme. Daher wird einer ausgeschiedt, um sie woanders zu organisieren. Er taucht aber erst nach dem Mittagessen bei Ahmed auf und bringt zwei ganz normale 8-mm-Filme. Wir ziehen los, uns von einem Verwandten ein Auto zu leihen. Soweit kommt es aber gar nicht erst, weil wir unterwegs ständig zum Tee hereingebeten werden. Es war uns nicht gelungen, einen Fuß aus Mahabad herauszusetzen, als ich Ahmed Ghazi im Schein der untergehenden Sonne höchst unoriginell vor seinem Supermarkt filme. Ahmed hat einen Supermarkt, ich wollte es zuerst gar nicht glauben. Außer bemalten Holzkämmen und handgemachten Schuhbürsten ist das meiste aus Plastik: Werkzeuge, Kleidung, Schmuck. In der Kühltruhe treffe ich auf etwas Erstaunliches:

»Bayernbutter« gibt es da. Normalerweise ist die kurdische Butter weiß, durchsichtig und spröde.

Ein kleines Mädchen kommt, will ein Huhn haben. Einer von Ahmeds Angestellten schlachtet es vor der Tür, steckt es kopfkopfüber in einen Blechtrichter, bis die Beine oben zu zucken aufhören, das Blut unten in die Rinne ausgelaufen ist – die islamische Variante des »koscheren« Schlachtens, das der Prophet Mohammed von den Juden der arabischen Halbinsel übernommen hatte. Bei Babanzades hält Generalsekretär Ghassemli im Herrentrakt gerade einen Empfang ab. »Wir sind gleich fertig«, ruft er mir zu. »dann fahren wir gemeinsam essen. Sie können ja den Pesch-Merga einstweilen etwas Englisch beibringen.« Im ungeheizten Nebenzimmer sitze ich mit acht Pesch-Merga auf dem Boden und frage sie Zahlen ab.

»In dieser Straße«, erzählt Ghassemli mir im Landrover, der uns durch das mondbeschienene Mahabad kutschiert, »habe ich mich vor einem Jahr versteckt. Als ich mich heimlich im Dunkeln durchschlich, konnte ich mir nicht vorstellen, daß ich mich einmal so frei wie jetzt bewegen würde.« – »Das nennen Sie frei?« melde ich meine Bedenken an. »Ja«, sagt er einfach. »für den Führer einer verbotenen kurdischen Partei schon.«

Wir halten vor einem unmauerten Steinhaus am Rande der Stadt, unterhalb des einen Bergrückens, auf dem iranische Panzer und Soldaten stationiert sind. Mindestens zwanzig Landrover stehen davor. »Genau das, worauf ich Lust habe«, stelle ich fest. »ein nettes, intimes Abendessen«. Er scheint verärgert. »Sie hatten mir versprochen, daß nur ganz wenige da sein werden.« Es sind dann schließlich zwischen hundert und hundertfünfzig Gäste, die in zwei ineinandergehenden Räumen an den Wänden herumsitzen. Ghassemli scheint sich nicht wohl zu fühlen, ist nervös. Khalid steht ganz nahe bei ihm, bereit, ihn mit seinem Körper abzudecken. Von außen quellen immer neue Menschenmassen herein. Einer zieht seinen Fotoapparat heraus, Ghassemli untersagt ihm, Aufnahmen zu machen. Erst als die Türen zu und die Neugierigen abgedrängt sind, beginnt sich die allgemeine Unruhe zu legen. Kichererbsensuppe mit Fleisch wird als Vorspeise aufgetragen, das traditionelle Gericht für Jungverheiratete – in diesem Haus hat gerade eine Hochzeit stattgefunden. Bald danach wird spontan ein kurdisches Folkloreprogramm inszeniert: Mamle singt, Hemn rezitiert, Witze werden gemacht und Lieder gemeinsam gesungen. Ein Sänger fällt mir durch seine Lebendigkeit, zu der zweifellos der Wodka beigetragen hatte, besonders auf: Rasul Nadri. »Als er zwanzig war«, erzählt mir Ghassemli, »hat er sich in die siebzehnjährige Tochter eines Reichen verliebt. Schirin hieß sie. Sie hat ihn auch geliebt, aber sie hatten natürlich keine Chance, sich zu bekommen. Darüber singt er jetzt sein Lied *Hawar ba malem*, das heißt so etwa wie »Zu Hilfe!«

Nachdem Rasul Nadri fertig ist, frage ich ihn, ob das stimmt, was die anderen erzählten, daß er aus dem Stegreif Gedichte und Lieder machen würde. »Ja«, sagt er, »manchmal. Ich dichte neue Texte zu alten Liedern. Sie müssen wissen, ich bin Analphabet und stamme aus einem Dorf bei Mahabad. Mein Vater war Jäger und bei der Herrschaft sehr beliebt. Nur durch deren Wohltätigkeit konnten wir acht Geschwister überleben. Mit siebzehn habe ich angefangen, eigene Lieder zu singen.«

»Sind Sie Mitglied der Demokratischen Partei?«

»Ja, dafür war ich auch drei Jahre in Orumijeh im Gefängnis. Sie wollten etwas wissen über die Struktur der Partei, und ich behauptete gar nicht zu wissen, was eine Partei ist.« Er setzt ein Schalkgesicht auf. »Dann wurde ich an den Händen gefesselt und mußte auf einem Bein stehen. Als mich ein Mullah, den sie zu mir in die Zelle sperren, so sah, fing er an zu weinen. Dafür sollte er dann genauso behandelt werden wie ich. Sie fanden aber keine Handschellen mehr. Deshalb nahmen sie meine und legten sie dem Mullah an. Da mußte ich weinen.«

»Lassen Sie sich von der Jugend nicht auffressen«, ruft Ghassemlu mir zu, nachdem der Kreis junger, hübscher Kurden um mich herum immer enger geworden ist. »Wissen Sie, was der Alte eben singt?« Ich schüttle den Kopf, sehe mir das hagere Gesicht mit dem störrischen Schnurrbart unter dem kühn geschlungenen Turban noch einmal an und beobachte, wie er mit aller Kraft, mit aller Begeisterung und letztem Atem ein Lied vorträgt. »Es ist die Legende von der Entstehung des kurdischen Volkes, vom Kampf des Schmiedes Kaua gegen den bösen König Zaehak im Land Scherizor. Davon gibt es zwei Versionen. Dem schrecklichen König Zaehak wuchsen Schlangen aus den Schultern, die, damit sie ihn nicht selber auffraßen, jeden Tag das Gehirn eines Jünglings brauchten. Es gab aber einen schlauen Koch am Hof des Königs, der kam auf die Idee, die Gehirne der Jünglinge mit denen von Lämmern zu mischen, so wurde die Hälfte der jungen Männer vor den Schlangen gerettet. Sie gingen in die Berge, und das sollen, so will es die Überlieferung, die ersten Kurden gewesen sein. In der zweiten Version heißt es: Der Schmied Kaua, dessen Söhne bis auf einen bereits für die Schlangen geopfert worden waren, will nicht mit ansehen, daß sie ihm auch den letzten wegführen. Er ruft zur Revolution auf, tötet den König Zaehak eigenhändig mit dem Schmiedehammer und übernimmt mit den siegreichen Kurden die Herrschaft. Das haben Sie eben gesungen bekommen«, schließt Ghassemlu.

## Der Ursprung liegt im dunkeln

Kampf ist der zentrale Begriff, der das kurdische Schicksal schon immer bestimmte: Kampf gegen die rauhe Natur der kurdischen Berge und Kampf gegen angreifende Feinde.

Die Wissenschaft hält die Kurden für eines der ältesten Völker des Mittleren Ostens, älter vielleicht sogar noch als die Sumerer. Die vom sumerischen Gilgamesch-Epos abgeleitete biblische Sintflutsage läßt Noah auf dem Gebirge Ararat landen. Nach einer kurdischen Überlieferung soll die von Noah ausgeschickte Taube dort auf Kurden gestoßen sein, die die große Flut überlebt hatten. Kurdistan – die erste Zufluchtstätte der Menschheit nach der Sintflut. Der arabische Historiker Masudi überlieferte eine Legende, nach der die Kurden Abkömmlinge weiblicher Sklaven König Salomons und des Teufels wären. Als »Söhne des Teufels« werden die Kurden bis in neuerer Zeit gern diffamiert. Auch Chomeini bedient sich dieser Polemik. Die Kurden selber erzählen die Geschichte vom bösen König Zaehak und vom Schmied Kaua, die uns eben vorgesungen worden war.

Als ihre Vorläufer oder als die frühest bekannten Kurden gelten Bergstämme im westiranischen Zagrosgebiet – wo die Kurden heute noch leben –, die von ihren südlichen Nachbarn, den Sumerern, Babyloniern und Akkadern als »Guti« oder »Qurti« bezeichnet wurden. Um 2050 v. Chr. drangen diese Gutäer aus dem Zagrosgebirge in die Ebene von Euphrat und Tigris vor, eroberten das akkadische Weltreich und herrschten hundert Jahre lang über das Zweistromland. In einer sumerischen Inschrift wird davon berichtet, daß »die Drachen des Gebirges, die dem Gatten die Gattin, den Eltern die Kinder geraubt, das Königtum von Sumer in die Berge geschleppt haben«. Auf dem Stein »Keli Schin«, aus dem Jahr 2000 v. Chr., der zwischen Uschnu und Rowanduz steht, findet sich die Bezeichnung »Kardaka«. Woher die Kurden genau stammen, weiß niemand zu sagen. Manche Wissenschaftler verfechten die These, die Kurden stammten von den Medern ab, die am Ende des 7. Jahrhunderts, nach dem Tod des assyrischen Königs Assurbanipal das Reich eroberten und die Urartu-Zivilisation mit dem Zentrum im türkisch-kurdischen Van zerstörten. 550 v. Chr. vom Perserkönig Kyros besiegt, haben sich die Meder anschließend mit den Persern vermischt.

Einer anderen These nach sollen die Kurden vom nomadisierenden Reitervolk der Skythen abstammen, die im 7. Jahrhundert aus Südrußland eingedrungen sind.

Herodot erwähnt um 450 v. Chr. die »Carduks« oder »Carkukhoi«. Der griechische Historiker und Feldherr Xenophon spricht in seiner »Anabasis«, dem Zug der 10 000, von den wilden Bergstämmen der »Carduci« oder »Karduken«. Das griechische Söldnerheer hatte

beschlossen, sich nach der verlorenen Schlacht von Kunaxa in Babylonien, 401 v. Chr., unter Führung von Xenophon nach Hause durchzuschlagen. Der kürzeste Weg führte dabei durch das unwegsame Gebiet der Karduken, das sie schließlich in sieben Tagen unter größeren Verlusten durchquerten. Die frühen Charakterisierungen dieser Bergstämme ähneln sich: Sie seien keinem Großkönig untertan, seien gefährliche Räuber und weigerten sich, Steuern abzuführen.

Ersten Kontakt mit dem Westen bekamen diese kurdischen Bergstämme durch Alexander den Großen, der sie unterwarf. Ihm folgten um 100 v. Chr. die Parther, danach um 225 n. Chr. die Sassaniden mit ihrem zarathustrischen Sonnenkult, der sich bis heute in bestimmten armenischen und kurdischen Stämmen erhalten hat.

Seit dem 7. Jahrhundert und der Islamisierung durch den Kalifen Omar II. wissen wir mehr über die kurdische Geschichte. Die Kurdenstämme der Mukri, der Babani und der Barsani werden bereits genannt. Zwischen 637 und 1020 lehnen sich die Kurden immer wieder gegen die Islamisierung auf, bis sich die meisten von ihnen endgültig für den Sunnismus entscheiden, die offizielle Staatsreligion des späteren Osmanischen Reiches. Ihre Nachbarn, die Perser, hatten sich leichter bekehren lassen und sich für den Schiismus entschieden. Trotzdem halfen Kurden im Jahre 750 den Persern, das (sunnitische) Omajaden-Kalifat in Damaskus zu stürzen und das (schiitische) Abbasidenkalifat in Bagdad zu errichten. Doch derartige Bündnisse endeten schnell.

Als die Perser 980 den Aufstand der Hakkari-Kurden niedergeschlagen hatten, kreuzigten sie Hunderte an der Straße von Malattia (heute Türkei) nach Mossul (heute Irak).

Im 10. Jahrhundert kamen aus dem Osten turkmenische Reitervölker, die das Seldschukenreich errichteten, gegen das sich die armenischen und kurdischen Völker Anatoliens erbittert zur Wehr setzten. Das vom Osten durch die neuen Eroberer bedrängte Byzanz hatte gleichzeitig im Westen Schwierigkeiten mit der Papstkirche, die zu dieser Zeit zur Befreiung des Heiligen Landes aufrief. Die Horden beute- und mordgieriger fränkischer Kreuzritter zogen durch Kleinasien und wurden dabei von den christlichen Armeniern unterstützt. Die Kurden kämpften auf seiten der Araber gegen die Kreuzzugheere. Der kurdische Sultan Saladin war der überlegene Gegenspieler von Richard Löwenherz und Friedrich Barbarossa, er hatte 1187 das arabische Reich vor dem Untergang gerettet. Allerdings war er in erster Linie Moslem, dann erst Kurde, sonst wäre die kurdische Geschichte wahrscheinlich anders verlaufen. Im 13. Jahrhundert fallen die Mongolen ein, zerschlagen das Seldschukenreich, plündern die armenischen Siedlungen und metzeln alle Kurden nieder, deren sie habhaft werden. Die Christen verbünden sich mit den Mongolen

gegen die Moslems. Aus der Sippe der Oghus-Türken, die in jenem Jahrhundert aus Zentralasien gekommen waren und sich an der Grenze zu Byzanz angesiedelt hatten, entsteht die Osmanendynastie. 1514 besiegen diese Türken mit Hilfe der Kurden die Perser. In den folgenden Jahrhunderten sollte sich das gleiche Spiel öfter wiederholen: Die sunnitischen Emirate in Kurdistan unterstützen das Osmanische Reich, die schiitischen die Perser. Sowohl Türken als auch Perser wollen die Kurden in ihren Staat integrieren, stoßen aber auf ihren hartnäckigen Widerstand. Die ihnen vor den jeweiligen Kämpfen gemachten Versprechungen werden nachher nicht gehalten. Die Kurden sind gezwungen, ihre Unabhängigkeit zu verteidigen.

Im 16. Jahrhundert wird die Geschichte der Kurden vom Herrscher des Fürstentums von Bitlis, Scheref El Din, in dem Epos »Scheref-Nameh« niedergeschrieben. Dieses Jahrhundert war in bezug auf Architektur, Literatur und Musik eine Blütezeit der kurdischen Kultur.

1639 schließen die Türkei und Persien einen Vertrag, in dem sie Kurdistan unter sich aufteilen. Die Grenze ist weitgehend mit der heutigen zwischen Türkei und Iran identisch. Die Kurden, die geglaubt hatten, die beiden Großmächte gegeneinander ausspielen zu können, waren ins Hintertreffen geraten.

Dreißig Jahre lang besteht das Reich, das der Kurdenführer Kerim Khan, der Herrscher von Zand, 1758 geschaffen hatte – eine der wenigen längeren, friedlichen Perioden in der kurdischen Geschichte. Wann immer die Kurden sich die Voraussetzungen dafür erkämpft hatten, einen Teil ihres Gebietes selber zu regieren, waren es friedliche, von Toleranz gegenüber Andersgläubigen oder Andersdenkenden geprägte Zeiten, in denen die Kurden auch ihre eigene Kultur entwickelten. Solche Phasen sind in der neueren Geschichte selten und in der neuesten Geschichte überhaupt nicht mehr vorhanden gewesen, wenn ich die augenblickliche Situation in Iranisch-Kurdistan einmal ausklammere.

Seit dem 19. Jahrhundert entsteht auch in Kurdistan ein Nationalbewußtsein. Man erkennt, daß die Aufstände der letzten Jahrhunderte deshalb zum Scheitern verurteilt waren, weil die mächtigen Feudalen, die Scheikhs, Khans, Beys und Agas, die die Kämpfe anführten, kein überzeugendes religiöses, ökonomisches oder politisches Konzept besaßen. Deshalb konnten sie von ihren Nachbarn auch so leicht gegeneinander ausgespielt werden. Neben die nationale Frage tritt gleichberechtigt die soziale.

1909 helfen Kurden und Armenier den Jungtürken, Sultan Hamid zu stürzen, honoriert wird ihnen das allerdings nicht. Ihre Autonomiebestrebungen scheitern an der pan-türkischen und pan-islamischen Ideologie. 1913–1915 werden mehr als 100 000 Kurden in den Westen umgesiedelt, in ihre Dörfer ziehen türkische Bauern.

1915–1918 findet das Massaker an den Armeniern statt, an dessen Ende von zwei Millionen Armeniern noch 200 000 übrig sind.

Im Oktober 1918 kapituliert die Türkei. Die Grenzen werden im Interesse der siegreichen Alliierten neu gezogen. Kurdistan liegt nicht wie bisher in zwei Ländern, sondern in vier: Die neugeschaffenen Staaten Syrien und Irak sind mit von der Partie.

Am nationalen Befreiungskampf Atatürks beteiligen sich viele Kurden. Aber auch diesmal werden die ihnen gemachten Versprechungen nicht gehalten. Atatürk annulliert das »Diktat« von Sèvres, in dem die Kurden als »befreiungswürdiges Volk« bezeichnet werden, denen die Autonomie zustehe, und die sogar nach einem Jahr eine völlige Loslösung vom türkischen Staat fordern könnten.

Atatürk verbietet kurz nach dem Vertrag von Lausanne 1923 das Kurdische als Amtssprache, türkisiert neunzig Prozent der kurdischen Dorfnamen, verhängt eine Nachrichtensperre über die Vorgänge in Ostanatolien. Jegliche soziale und ökonomische Entwicklung im türkischen Kurdengebiet wird systematisch verhindert. Assimilierung oder Ausrottung ist die Devise.

Darin sind sich alle Staaten, bei deren Grenzziehung nach dem Ersten Weltkrieg keinerlei Rücksicht auf kurdische Religions- oder Stammesgemeinschaften genommen wurde, einig. Ihre antikurdischen Maßnahmen unterscheiden sich nur in den Details.

Kurdische Provinzen sind die Armenhäuser der jeweiligen Länder, auch wenn es auf ihrem Gebiet Rohstoffe und Bodenschätze gibt. Sie werden entweder nicht abgebaut, in anderen Teilen des Landes zum Aufbau einer Industrie verwendet oder ins Ausland exportiert – in keinem Fall kommen die Kurden in den Genuß des ihnen zustehenden Anteils. Zumal, wenn es offiziell gar keine Kurden gibt, wie in der Türkei, wo man nur von »dreieckigen Nomaden mit oder ohne Vaterlandsgefühl« spricht. Die Entwicklung der Infrastruktur wird bewußt vernachlässigt; von 1200 Dörfern in Ostanatolien haben nur zwei elektrisches Licht, es gibt kaum Schulen, kaum Krankenhäuser, eine hohe Arbeitslosigkeit, weil die Zentralregierung es vorzieht, Fabriken und Handwerksbetriebe im Westen zu errichten. Das Pro-Kopf-Einkommen beträgt im türkischen Kurdistan umgerechnet 200 Mark jährlich, die durchschnittliche Lebenserwartung 45 Jahre. 75 Prozent der Bevölkerung sind Analphabeten. Zur wirtschaftlichen Ausbeutung – man rechnet damit, daß im Winter jährlich 10 000 Kurden verhungern – kommt die rassistische Hetze, die besonders intensiv von Alparslan Türkes betrieben und von den Banden der »Grauen Wölfe« in die Tat umgesetzt wird. Sie besitzen überall in der Türkei eigene, private Gefängnisse, in denen sie ihre Opfer, linke Studenten, junge Lehrer, Kommunisten und Kurden, ungestraft foltern und abschlachten können. Ein Land, in dem größtenteils das Kriegsrecht herrscht, ist das ideale Feld für persönliche und politisch-verbrämte

Rachefeldzüge gegen »die anderen«. Bei einer Demonstration im Dezember 1978 im Karamanmaras metzelten die »Grauen Wölfe« zahlreiche friedliche kurdische Teilnehmer nieder. Die Polizei sah gleichgültig zu. Angeblich um »Waffen zu suchen«, dringen die türkischen Polizisten immer wieder in kurdische Dörfer ein, nehmen Leute gefangen, foltern sie brutal oder erschießen sie – für Kurden gelten die Menschenrechte nicht.

Es scheint den Regierenden auch durchaus ins Konzept zu passen, wenn Naturkatastrophen wie die Erdbeben in Lice 1975 (4000 Tote) und Van 1976 (10 000 Tote, 100 000 Obdachlose) die kurdische Bevölkerung dezimieren. Hilfe kommt, wenn überhaupt, nur zögernd oder zu spät. In Van erreichten nur zwei Prozent der Hilfsgüter den Katastrophenort. Soldaten rauben und plündern, statt den Opfern zu helfen. Geldspenden bleiben beim Roten Halbmond oder den Verteilern hängen. Das türkische Kurdistan ist die ärmste Kolonie innerhalb eines Staatsgebildes, das sich inzwischen nur noch auf ausländische Finanzhilfe und die Militärs stützen kann.

In Syrien wurde die anfängliche Liberalisierung seit 1963 wieder gestoppt. Die kurdische Sprache wurde verboten, die Kurden zwangsumgesiedelt, das Recht auf Arbeit und Wahl ihnen aberkannt, genauso wie in vielen Fällen die Staatsbürgerschaft. Man erklärte sie zu Ausländern, die – ausgerechnet – mit den Türken sympathisierten. Zu ihren Oberhäuptern wurden arabische Mullahs ernannt.

Irakisch-Kurdistan war bis 1975 das Zentrum des kurdischen Kampfes. Die wechselnden irakischen Regierungen bekämpften die Kurden zunächst gemeinsam mit den Engländern, dann allein, dann ausgebildet und ausgerüstet von den Sowjets, ab 1975 dann gemeinsam mit dem Schah. 1974 erklärten drei Beobachter der Internationalen Liga für Menschenrechte, daß die irakischen Angriffe in Kurdistan (mit Dynamit und Napalm auf die Grenzdörfer) Verbrechen des Völkermordes gleichkämen. Im selben Jahr publizierte Amnesty International, daß 1974 im Irak mehr politische Gegner hingerichtet wurden als in jedem anderen Staat der Erde.

Im iranischen Kurdistan hatte in den letzten Jahrzehnten eine Friedhofsruhe geherrscht – sowohl die Kadjaren wie die nachfolgenden Pahlawis waren sich in der Unterdrückungspolitik den Kurden gegenüber einig gewesen. Geheimdienstchef Zahedi stellte 1965 ein Projekt zur Assimilierung der Kurden vor, in dem die Verpflanzung ganzer kurdischer Stämme von den Bergen in die Ebene gefordert wurde. Anstelle der Stammesoberhäupter sollten Beauftragte des Ackerbauministeriums treten. In persischen Gebieten sollten Teppichfabriken für kurdische Arbeiter errichtet werden, an kurdischen Schulen nur ständig wechselnde persische Lehrer unterrichten. Wer immer sich als Kurde engagierte, wurde festgenommen und in den Savak-Gefängnissen gefoltert.

Seit 1976 haben die Organisationen der kurdischen Befreiungsbewegungen eine neue politische Dimension erhalten: Sie sind anti-imperialistisch und antifeudalistisch geworden. Dabei sind sie ihrem alten Verteidigungskampf, als Guerilla in den Bergen, treu geblieben und lehnen nach wie vor den Terrorismus nach Art der Palästinenser ab.

Die einstigen Partisanen Titos, Maos, Castros, Arafats sind inzwischen von der Weltmeinung als Befreiungsbewegungen anerkannt. Die Kurden nicht. Erdöl ist für die Staaten der Welt offensichtlich wichtiger als Menschenrechte.

Die Verabredung, die Hadji und ich mit dem Volkssänger Rasul Nadri um 9 Uhr hatten, ist leider ins Wasser gefallen, weil Hadji erst drei Stunden später antanzte, dann aber der Sänger nicht mehr zu Hause war. »Die Kurden sind ein faules Volk«, hatte Ghassemu gestern zugegeben, »werfen Sie es ihnen nicht vor, aber beziehen Sie es immer mit ein.« Das hatte ich vergessen.

Wir fahren gerade am rötlichen Hospital von Mahabad »Schiru Choschid« (»Sonne und Löwe«, Symbol für das iranische Rote Kreuz) vorbei, als ich Hadji bitte, anzuhalten. Im Hof des Krankenhauses kommt uns ein junger Mann schreiend entgegengelaufen, dreht sich kurz vor uns wieder um, wirft sich in einem ebenerdigen, kahlen Raum des Krankenhauses auf den Boden, trommelt mit den Fäusten. Die anderen Männer neben ihm weinen auch. Beim Waffenkauf hatte ein Kurde ein Gewehr ausprobiert und dabei den zehnjährigen Bruder des jungen Mannes tödlich getroffen.

Der Gang vor der Ambulanz ist vollgestopft mit Leuten, nur wenige Sitzmöglichkeiten sind vorhanden. Auf dem Boden vermischt sich Papier und Schmutz, das Wasserbecken an der Wand ist verdreckt und verstopft. In der Fortsetzung des Ganges hängt die noch keineswegs blütenweiße Wäsche zum Trocknen, von seitwärts bekommt man den lauwarmen Strahl eines Gebläses – die Trockenmaschine? – ins Gesicht. Auch in den Krankenzimmern herrscht Gedränge, ganze Familien kommen zu Besuch, die Ärzte winden sich mühsam hindurch. Wir sitzen dem Verwaltungsdirektor Dr. Jussef Charazi gegenüber.

»Wir haben fünf Ärzte am Krankenhaus, achtundzwanzig Schwestern und fünfzig Betten«, beginnt er. »Das ist natürlich viel zu wenig für ein Einzugsgebiet von einer halben Million Menschen. Die meisten Patienten kommen zur Ambulanz. Die ist, wie Sie gesehen haben, so überfüllt, daß wir auch bei größtem Einsatz für einen Patienten nicht mehr als drei Minuten aufwenden können.«

»Man wirft Ihnen vor, Sie würden nichts anderes tun, als Rezepte zu schreiben.«

»Da ist etwas Wahres daran. Wir haben zur Untersuchung ja nur

das Stethoskop und das Blutdruck-Meßgerät. Im Laboratorium können wir außer Blut- und Urinuntersuchungen nichts machen. Das EKG-Gerät ist kaputt. Deshalb gehen natürlich Leute mit Geld zu privaten Ärzten, da kostet aber eine Konsultation 50 Toman. Die Armen bekommen bei uns die Rezepte umsonst, die anderen müssen 5 Toman pro Medikament zahlen.«

»Haben Sie wenigstens genug Medikamente?«

»Zur Zeit ja. Einige stellen wir selber her im Laboratorium, die anderen bekommen wir aus Teheran. Aber nicht automatisch und nicht auf Bestellung, wir müssen eben selber hinfahren. Und auch dann bekommen wir nicht genug. Das war aber schon unter dem Schah so. Nur jetzt sagen sie, Amerika und Europa würden nicht genug liefern. Das Problem der medizinischen Versorgung ist seit dem Sturz des Schahs größer geworden. Es wollen keine Ärzte nach Kurdistan kommen, weil es hier gefährlich sei. Wir brauchen Orthopäden, Augenärzte, Anästhesisten, Radiologen, Allgemeinmediziner. Wir brauchen mehr Schwestern und wir brauchen mehr Platz, von Instrumenten und Medikamenten ganz zu schweigen. Wir alle wären bereit, mehr zu arbeiten.«

»Ist nicht in Mahabad eine neue Klinik im Bau?«

»Im Prinzip, ja. Nur wird seit einem Jahr nicht mehr weitergebaut, weil die Verantwortlichen aus Teheran sagen: ›In Kurdistan ist es zur Zeit nicht sicher.‹ Wir hätten diese neue Klinik so nötig, aber wir bekommen keine Zuschüsse mehr.«

»Wie sah es während des Krieges im Krankenhaus aus?«

»Wir waren Tag und Nacht im Einsatz, weil die Privatärzte in die Berge geflüchtet waren. Wir hatten ungefähr zweihundert Verwundete zu versorgen, die überall in den Gängen lagen. Direkt vor dem Krankenhaus tobten Kämpfe zwischen Pasdar und Pesch-Merga. Sehen Sie dort, wo der Garten anfängt. Ich bin hinausgegangen und habe gesagt, ob sie nicht woanders kämpfen könnten, wir brauchten Ruhe im Krankenhaus. Da sind sie aber nicht darauf eingegangen.«

»Kamen auch Pasdar und iranische Soldaten zu Ihnen?«

»Nein, sie vertrauten uns nicht. Sie glaubten der Hetzpropaganda, daß wir ihnen die Kehle durchschneiden würden. Ich wäre sogar bereit gewesen, sie in ihrer Kaserne zu operieren, aber sie zogen es vor, sich nach Orumijeh oder Teheran ausfliegen zu lassen.«

»Mit welchen Krankheiten haben Sie es hier am meisten zu tun?«

»Wir haben viele chirurgische Eingriffe durchzuführen, weil dauernd Unfallverletzte eingeliefert werden. Im Sommer kommen zu den üblichen Krankheiten Diarrhöe, Gastritis und andere Bakterieninfektionen, weil die Lebensmittel oft verdorben sind. Malaria und Cholera haben in den letzten Jahren stark abgenommen, genauso wie Glaukom oder Grüner Star und Trachom, eine Augeninfektion, die ohne Behandlung zur Blindheit führt. Im

Winter haben wir es meistens mit Grippe, Bronchitis und Lungenkrankheiten zu tun.«

»Gibt es keine Sanitätsstellen auf dem Land?«

»Im Sommer gehen vom Gesundheitsamt Equipen von Ärzten und Schwestern in die Dörfer, um nach den Kranken zu sehen. Wer als Sanitäter ausgebildet werden will, kann einen zweijährigen Kurs absolvieren und dann in den Dörfern arbeiten. Aber Sie haben recht, da liegt es bei uns noch im argen.«

Er steht auf, fragt: »Wollen Sie vielleicht die Patienten besuchen?« Ganz allein in einem Zimmer liegt ein junger Mann, der uns verzweifelt ansieht. »Querschnittsgelähmt«, sagt der Doktor, »hoffnungslos. Ein Pesch-Merga. Wir haben ihn schon mit dem Krankenwagen nach Teheran gefahren, sie haben ihn uns aber wieder mitgegeben. Da könnten sie auch nichts tun. Und Geld für einen Rollstuhl haben wir nicht.« – »Und so etwas wie eine Krankenversicherung gibt es nicht?« – »Theoretisch schon«, meint er, »aber das hat hier noch nie funktioniert und wird mit dieser Regierung wohl auch nicht funktionieren.«

Die Kranken freuen sich über den Besuch, zeigen bereitwillig ihre Wunden, haben Fragen an den Arzt. Mit einer bei uns unüblichen kameradschaftlichen Art reden Arzt und Patient miteinander. Kein Gedanke an die »Götter in Weiß«. Dr. Jussef stellt mir seine Kollegen vor, darunter drei indische Ärzte und ein Perser, Dr. Akbar Tawasuli, der freiwillig, ohne Geld zu bekommen, in seinem Urlaub nach Kurdistan gefahren ist, um in den Krankenhäusern auszuhelfen. »Was verdienen Sie denn?« will ich wissen. »20 000 Toman«, heißt es, »aber ein privater Arzt verdient das Fünffache.« Neid kann ich keinen heraushören, eher etwas Verachtung.

Im Laboratorium übernimmt Hassan Bulurian, ein Neffe von Rani, die Führung. Stolz zeigt er Blutkonserven, fragt, ob ich Blut spenden will. »Welche Blutgruppe hast du denn?« Ich weiß es nicht. Also wird meine Blutgruppe festgestellt. »Schade«, sagt er, »brauchen wir gerade nicht. Aber halte dich bereit fürs nächste Mal.« Er schließt einen Blechkasten auf, zeigt mir eine Bakterienkultur und fragt gleichzeitig, ob ich mit ihnen essen wolle. Die Bakterienkultur wird wieder abgeschlossen, ein Tisch davorgestellt, Hühnerteile in Plastikschüsseln serviert. Ich lehne an dem Schrank mit den Blutkonserven und dem Blutplasma und mache mir Gedanken über Hygiene und Sterilität, Dinge, die hier nicht den wichtigsten Platz einzunehmen scheinen.

---

## 8. Kurdenführer aus dem Irak

Montag, 21. Januar: »Können Sie mir«, rufe ich Ghassemu an, »an diesem kalten Tag wenigstens ein paar heiße Informationen liefern?« Er fängt an, von frisch gefallenem Schnee, von Jungfräulichkeit und Fernsicht zu schwärmen. Ich warte ab. »Ach ja«, fällt ihm dann ein, »heute will Dr. Mahmud Osman nach Mahabad kommen. Sie waren doch in seinem Sommercamp, erinnern Sie sich?« Natürlich erinnerte ich mich. Das war im Niemandsland zwischen Iran und Irak. »Aber Sie wollten mich damals nicht hinlassen«, beschwerte ich mich. »Es hätte gefährlich werden können, und ich wollte Sie wiedersehen«, verteidigt er sich. »Sobald ich Genaueres weiß, rufe ich zurück. Wo sind Sie denn?« – »Weiß ich noch nicht, aber sicher in Mahabad.« – »Ich werde Sie finden, wo immer Sie sich verstecken sollten«, verspricht er.

Als ich am 20. Juli 1979 mein erstes Interview mit Dr. Mahmud gemacht hatte, in seinem offenen Kommandozelt im wilden, bewachsenen Berggelände, zwei Stunden vom letzten iranischen Dorf und eine Viertelstunde von der irakischen Grenze entfernt, wußte ich über die Situation der Kurden im Irak kaum etwas und von der Rolle, die Dr. Mahmud bei Barsani gespielt hatte, überhaupt nichts. »Ein befreundeter Kurdenführer aus dem Irak«, hatten mir die Leute der Demokratischen Partei in Mahabad gesagt, bevor sie mich mit Fahrer und einem Pesch-Merga, dem zähen Alten mit der krummen Nase, die bis über die Lippen reichte, zu einem Landrover brachten.

Wir waren die 140 Kilometer nach Serdascht nicht auf der normalen Straße gefahren, sondern hatten den sicheren Umweg über die Berge genommen, der gleich hinter dem Staudamm von Mahabad steil nach oben führt. Die ockerfarbene Hochgebirgslandschaft war gigantisch zerklüftet, bot eine unendlich weite Sicht. Die Schneekuppen der Berge tauchten hie und da aus dem Schönwetterdunst auf. Ein paar Blütenbäume und dunkelblaue, riesige Kugelkopfdisteln oder dunkelrote und lila Distelarten mit gleichfarbigen Stielen waren die einzigen Repräsentanten der kurdischen Flora in diesem kargen Gebiet. Je näher wir Serdascht kamen, desto üppiger wurde die Landschaft, desto grüner die Täler an den gletscherfarbigen Bächen, die sich bald zu einem Fluß vereinigten, der in den Tigris mündet. Die Berge strahlten in Gelb und Rostfarben, genauso wie die an die Hänge geklebten Dörfer, hie und da streiften uns Wolken fremdländischer Blütendüfte. Da hatten wir schon die Straße verlassen, waren

einen krummen Bergpfad hinaufgefahren, hatten Bäche durchquert, Eichenwälder durchfahren, bis wir die Baumgrenze hinter uns ließen und auf einem weiten Hochplateau landeten, das auf drei Seiten von Gebirgszügen eingerahmt war. Wir hielten in einem Zeltdorf aus schwarzen Nomaden- und khakifarbenen Armeezelten, in dem an die tausend irakisch-kurdischer Flüchtlinge vor den Bombenangriffen der irakischen Luftwaffe auf ihre Dörfer im Grenzgebiet Zuflucht gesucht hatten. Sie hatten die Flucht der Ausweisung aus ihrem Dorf und der Einweisung in eines dieser militärisch abgesicherten »Musterdörfer«, in Wirklichkeit eher Konzentrationslager, vorgezogen.

Dort blieb unser Landrover stehen, und ehe ich wußte, wie mir geschah, hatte der langnasige Pesch-Merga meine Tasche ergriffen und war wie ein Wiesel davongerannt, die Geröllseite eines steilen Bergrückens hinauf. Trotz des frischen Bergwindes rann uns schon bald das Wasser den Rücken herunter. Vom Paß aus konnten wir in den Irak sehen, grün und saftig, friedlich sah es von hier aus, wie eine Ferienlandschaft in unseren Bergen. Zwei Stunden später hatten wir das Sommercamp erreicht, in dem seit zwei Monaten Dr. Mahmud mit seinen ungefähr tausend Pesch-Merga und einigen Familien lebte, und, wie es hieß, von hier aus mit gezielten Guerilla-Aktionen die irakische Armee angriff.

## Mahmud Osmans Kämpfe und Verhandlungen

Mahmud Osman ist zweiundvierzig Jahre alt, klein und blaß, er hatte schon als Kind Malaria bekommen. Eigentlich ist er Arzt und seit dem Zusammenbruch von 1975 dabei, den Kampf der Kurden gegen die Baath-Regierung in Bagdad neu zu organisieren. Dabei beansprucht er den Namen »Demokratische Partei Kurdistans im Irak« genauso wie die beiden Barsani-Söhne. Um die beiden auseinanderzukennen, trägt Mahmuds Organisation den Zusatz »Vorläufiges Komitee«, die der Barsani-Söhne »Provisorische Direktion« oder »Giadeh Mowagat«. Die dritte »Demokratische Partei Kurdistans im Irak« wird in Bagdad von der Regierung finanziert und besteht, sagen die Leute hier, nur aus Verrätern.

Dr. Mahmud wurde jedenfalls 1954 Mitglied der Demokratischen Partei Kurdistans im Irak, die seit 1946 bestand und deren Präsident Mulla Mustafa Barsani war, der erst 1957 aus seinem russischen Exil in den Irak zurückkehrte. Die zunächst sehr engen Bindungen zwischen Demokratischer Partei und Kommunistischer Partei des Irak beendete Barsani im Jahr 1959 während des 4. Parteikongresses. Auch aus der eigenen Partei drängte er die »Linken« heraus. Dieser Säuberungsaktion fiel Dr. Mahmud zum Opfer, damals war Jellal Talabani Mitglied des Zentralkomitees. Die politische und persönli-

che Rivalität dieser beiden irakisch-kurdischen Politiker und Guerillaführer wirkt bis heute nach und beeinflusst auch die Politik der kurdischen Parteien des Irans. Sie ist ein Hinderungsgrund für die Einigung der kurdischen Parteien des Iraks. 1960 vertrieb der irakische Regierungschef Kassem die iranischen Kurdenführer aus dem Irak – zu ihnen gehörte auch Abdul Rahman Ghassemlu. Barsani erhob keinen Einspruch dagegen. Anfang der sechziger Jahre häuften sich die Schwierigkeiten zwischen der Demokratischen Partei und Barsani. In seiner Abwesenheit wird im April 1964 von den Mitgliedern des Zentralkomitees eine Konferenz einberufen und Barsani als die »größte Gefahr für die kurdische Revolution« angegriffen. Da holt er zum Gegenschlag aus: Drei Monate später lädt er zu einem Kongreß ein, auf dem der Begriff »marxistisch-leninistisch« aus dem Programm gestrichen und das größte Gewicht auf die nationale Komponente des kurdischen Kampfes gelegt wird. Barsani schließt die Mitglieder des Zentralkomitees aus, ernennt ein neues Politbüro, dem Dr. Mahmud wieder angehört. Talabani geht daraufhin nach Teheran, verhandelt mit dem Schah über das Schicksal seiner Leute, kommt im nächsten Jahr wieder in den Irak zurück, verhandelt mit der dortigen Regierung und bekämpft – ein dunkles Kapitel in seiner politischen Laufbahn – im Solde Bagdads mit 2000 Pesch-Merga Barsani und seine Leute im eigenen Land. Dr. Mahmud bleibt jedenfalls im Prinzip – selbst über die jüngste Geschichte Kurdistans gibt es nur selten verlässliche Quellen, außer man ist so naiv, die Aussagen der Politiker über sich selber oder ihre politischen Gegner ernst zu nehmen – Barsani bis zum bitteren Ende 1975 treu. Er war mitverantwortlich für die Entscheidung, Geld vom CIA anzunehmen – was er im Gegensatz zu den Barsani-Söhnen heute verurteilt. Auf dem Höhepunkt seiner politischen Karriere befand er sich zweifellos Anfang der siebziger Jahre, wo er als Gesundheits- und Außenminister der Regierung Barsani fungierte, an der zeitweilig auch Dr. Ghassemlu beteiligt war.

Im Sommer 1979 jedenfalls, als ich Dr. Mahmud in seinem Kommandozelt gegenüber saß, in dem eine leichte Brise die lastende Hitze erträglich machte, sah die Situation der kämpfenden Kurden im Irak so aus: Dr. Mahmud hatte sein »Vorläufiges Komitee der Demokratischen Partei Kurdistans im Irak« mit der »Sozialistischen Bewegung Kurdistans« unter einem gemeinsamen politischen und militärischen Oberkommando vereinigt. Daneben existierte, auch räumlich sehr nahe, nur zweieinhalb Stunden Fußmarsch entfernt, Talabanis PUK, die Patriotische Union Kurdistans, ebenfalls in ihrem Sommercamp im Niemandsland. Hie und da gab es gemeinsame Aktionen. Von den Barsanis distanzieren sich beide. Mein Gesprächspartner gab die Zahl der Pesch-Merga, die ihm und Talabani gemeinsam zur Verfügung stehen würden, mit 2000 an,

60 Prozent würden ihm unterstehen, 40 Prozent Talabani. Ich war damals schon davon überzeugt, daß mir Talabani genau das Gegenteil erzählt hätte. Man muß bei kurdischen Zahlen immer ein wenig vorsichtig sein. Daß mich die Demokratische Partei des Irans zur Schwesterpartei des Iraks geschickt hatte, fand ich ganz selbstverständlich. Daß sie Talabani als »Maoisten« bezeichnet hatten, verstand ich überhaupt nicht. Erst allmählich und erst durch ständige Fragen kristallisierten sich die Verbindungen der Kurden untereinander heraus, nachdem ich dann auch Ende Januar 1980 mit Talabani gesprochen hatte.

Im heißen Juli 1979 informiert mich Dr. Mahmud über die perfide »Kurden-Befriedungspolitik« durch die jeweiligen Machthaber des Iraks: Todeszone, Umsiedlungsprogramm, Arbeits- und Konzentrationslager, Bombardements. »4000 kurdische Dörfer wurden in den letzten vier Jahren zerstört, zum Teil mit Dynamit, zum Teil mit Napalm – Sie können morgen einige von ihnen sehen, wenn Sie keine Angst haben vor einem neunstündigen Fußmarsch. 5000 Kurden sitzen in irakischen Gefängnissen, werden gefoltert, umgebracht. 1000 zivile Kurden wurden in den letzten drei Jahren gehängt. Sie berufen sich dabei auch auf ein neues Gesetz vom Juli 1978: Jeder Kurde, der in der Todeszone, die dreimal so groß wie Syrien ist, angetroffen wird, kommt ins Gefängnis. Ist er Analphabet, hat er das Glück, nach zwanzig Jahren wieder herauszukommen. Kann er lesen und schreiben, wird er gleich gehängt. Das ist die Realität im Irak, und wahrscheinlich nicht das, was Ihre Medien über das ruhige Kurdistan berichten, in das die Regierung größere Summen Geldes pumpt. Was passiert mit dem Geld? Da legen sie Dörfer in der Ebene an, deren Straßen so breit sind, daß Panzer hindurchfahren können, und siedeln dorthin die Bewohner unangreifbarer Bergnester um. Von dem Geld bauen sie in Kurdistan Kasernen für ihre Soldaten, Wege für ihre Konvois und bezahlen damit Informanten. Vergleichen Sie die Infrastruktur in Kurdistan mit der im übrigen Irak und Sie sehen den Unterschied.«

»Und Sie glauben, mit Ihren Guerilla-Aktionen den irakischen Kurden zu ihrem Recht verhelfen zu können?«

»Wir tun, was wir können. Jeden Tag gibt es Zusammenstöße, vor einer Woche fand der letzte Kampf statt. Die irakische Armee setzt Hubschrauber ein, die einerseits bombardieren, andererseits Soldaten hertransportieren. Wir haben in den letzten drei Jahren über zwanzig Hubschrauber abgeschossen.«

»Und wie hoch waren Ihre Verluste?«

»Ungefähr 1000 tote und verwundete Pesch-Merga, aber über 3000 Zivilisten. Man sagt, daß wir über 10 000 irakische Soldaten getötet und verwundet haben. Natürlich reichen unsere Aktionen wie Überfälle auf Kasernen, Sprengung von Brücken und Elektrizitätswerken,

Erbeuten von Waffen nicht aus, um die Politik der Baath-Regierung, dieses rassistischen und chauvinistischen Regimes uns gegenüber zu ändern. Aber wir haben schon einen Erfolg: Die Armee ist verunsichert, und das macht wiederum die Regierung nervös. Es muß uns gelingen, eine Art Volksfront aller oppositionellen Parteien und Organisationen im Irak zu bilden, dazu gehören die Schiiten im Land, die Nationalisten und die Kommunisten. Gemeinsam können wir diese Regierung stürzen und durch eine demokratische ersetzen, die uns Kurden unsere Rechte garantiert.«

Als er geendet hatte, sprang plötzlich einer seiner vierzehn Militär-Befehlshaber auf und schüttelte sein Hosenbein: Ein Skorpion fiel heraus. »Ein Baby«, bemerkte Mahmud Osman geringschätzig und zerquetschte seinen Kopf. »aber sonst ist es hier recht friedlich: keine Wölfe, keine Schlangen. Als Mediziner habe ich hier gar nicht so viel zu tun, das Hospitalzelt ist leer.«

Es gab Tomatensuppe, Brot und Tee. »Ein- oder zweimal im Monat gibt's bei uns Fleisch«, konstatierte Mahmud Osman.

Die erste Nacht im Camp war ich Gast eines Pesch-Merga, der seine Familie bei sich hatte: Er mußte aber zuerst seine junge Frau aus dem Zelt jagen, was er mit lautem, fröhlichem Zischen und Rufen besorgte. Sie nahm ihr Bettzeug und huschte hinaus, kam aber gleich darauf mit dampfenden Teegläsern und einem Baby an der Brust wieder herein. Alle saßen im Halbkreis um mich herum, sahen mir neugierig beim Schreiben zu. Aber nach einer Stunde verließ sie die Geduld, sie brachen auf, in irgendein Nachbarzelt. Der Gastgeber schlief, das Gewehr neben sich, vor meinem Eingang, das Zelt selber teilte ich mit einem dicken, schwarzen Huhn.

Ab der zweiten Nacht schlief ich im Freien, direkt am Bach, unter blühenden Oleanderbüschen, durch deren Zweige ich ungewohnte Mengen leuchtend klarer Sterne blitzen sah. Eine Entscheidung war mir geblieben: Ließ ich die Arme draußen, stachen Mücken und Moskitos, versteckte ich sie unter die Decken – es wurde nachts ganz schön frisch –, kamen die Flöhe zum Zug. Das äußere Ergebnis blieb jedenfalls dasselbe. Als Gipfel des Komforts hatten mir die zehn Pesch-Merga, denen ich für den Ausflug zu den zerstörten Dörfern des Iraks am nächsten Tag zugeteilt worden war, eine Petroleumlampe in die Zweige gehängt, die bald zum Kommunikationszentrum der lokalen Insektenwelt wurde. Sogar Toilette und Bad hatten sich die findigen Pesch-Merga am Bach konstruiert: Hinter einem hüfthohen Brennesselwald und einem vom Wind ständig hochgewehten, löchrigen, aufgeschnittenen Sackstoff lagen zwei flache Steine im Bach. Derartige Konstruktionen existierten natürlich noch mehr bachaufwärts, deshalb wurde zwischen Bach- und Trinkwasser streng unterschieden. Das Trinkwasser wurde in einer Plastikröhre aus einem Nebenbach hergeleitet und diente auch zum Waschen in der

oben offenen und nur schulterhohen Waschzelle aus Zeltleinwandstücken am sandigen Ufer des Wildbaches.

Ab 5 Uhr früh beginnt so ein Sommercamp zu leben. Das Feuer in den offenen, von rundgeschliffenen Riesenkieseln umgebenen Feuerstellen wird angefacht, die Decken zusammengerollt und an den Rändern des Zeltplatzes aufgebaut. Die Eß-, Schlaf-, Lese-, Diskutier- und Empfangsstätte »meiner« zehn Pesch-Merga bestand aus einer Zeltplane als Dach, die von vier Eichenstämmen getragen wurde. Das war alles. Abdullah, der Gruppenleiter, besaß noch einen besonderen Schatz: eine Holztruhe, in der alles, was für ihn wertvoll war, eingeschlossen wurde. Hie und da vertrauten ihm auch die anderen etwas für die Truhe an, was mit einiger Zeremonie hineingegeben und herausgenommen wurde. Ansonsten trägt ein Pesch-Merga alles bei sich, was er besitzt. Das ist auch der Grund, weshalb die meisten aus unserer Gruppe, die sich um halb acht früh zum Abmarsch fertigmacht, unter den drei, meist synthetischen Pullovern noch mindestens drei Hemden tragen. Darüber natürlich die langärmelige Stoffjacke, die in die Pumphase gesteckt und mit einem bunten meterlangen Schal festgezurt wird. An dem Tag sollte es über 30 Grad werden, aber keiner dachte daran, auch nur eines der Kleidungsstücke auszuziehen. Dabei hatten sie nebenher noch ihre kiloschweren Gewehre, die quer über Brust und Rücken laufende Munition, die Pistole mit der dazugehörigen Munition im Bauchgurt und an der Seite eine Handgranate im Plastiknetz. Einer von ihnen nahm mir die Handtasche ab, schnürte mir aber dafür seine Pistole mit Munition um, damit ich nicht gar so zivil und fremdländisch aussähe. Jetzt erst sei ich Pesch-Merga, murmelten sie befriedigt.

Wir liefen das enge Tal hinunter, überquerten auf abenteuerlichen Brücken aus Ästen und Erde mehrmals den Bach, warfen Steine nach der ersten irakischen Grenzmarke, balancierten an kaum wahrnehmbaren Felsbändern entlang, stiegen steile Ziegenpfade hinab, meist im Schutz des Schattens von Bäumen und Büschen. Das sind die alten Trampelpfade, auf denen sich die Kurden schon immer bewegten, wenn sie Waren von einem Land ins andere transportierten. Wir begegneten einigen Kurden, die nach hüben oder drüben zogen, entweder zu Fuß oder auf ihren vollbepackten, mit Planen abgedeckten Pferden, Mulis oder Eseln reitend. Freundlich begrüßte man sich, blieb stehen, tauschte Neuigkeiten aus. »Was haben Sie denn da drunter?« fragte ich, wohl wissend, daß auch diese Art von Transportgeschäft saisonbedingt ist, abhängig von der politischen Großwetterlage im Mittleren Osten. »Gebrauchte Kleider«, murmelten sie und lachten diebisch. Später erfuhr ich, daß im Augenblick hauptsächlich Teppiche herüber, Alkohol hinüber gebracht wurden. Und wenn sich's denn ergab, brachte man auch Waffen von hüben nach drüben oder umgekehrt.

Die Stimmung ist so ausgelassen wie während eines Klassenausflugs. Ich werde von allen Seiten verwöhnt, bekomme junge Gurken, Tomaten, grüne Pflaumen, grüne Trauben und eine mir unbekannte Art von Baum-Brombeeren, deren holunderfarbiger Saft in den nächsten Stunden nicht von den Händen zu bekommen ist. Zum Mittagessen zieht einer aus seiner Bauchscharpe das Fladenbrot für alle, ein anderer den scharfen, bröckligen Käse, einer kommt mit frisch gepflückten Tomaten an, und Abdullah zieht Kekse heraus. Dazu trinken wir eiskaltes, frisches Flußwasser.

Die ganze Zeit hatte ich die Frage verdrängt, ob die Pesch-Merga vorhatten, irgendwo eine Aktion durchzuführen, als Abdullah aufspringt und nach Süden zeigt: »Siehst du, das ist die Kaserne, die wir früh morgens schon öfter angegriffen haben. Da sind 500 irakische Soldaten verbarrikiert.« Luftlinie vielleicht 8 bis 10 Kilometer entfernt, mache ich ein Gebäude auf dem gegenüberliegenden Bergkamm aus. »Dann gibt es also heute keinen Kampf?« frage ich tastend. Wir sind weitergegangen, lassen den Fluß mit den fetten, glitzernden Forellen rechts liegen und haben einen absolut kahlen Abhang vor uns, den wir offensichtlich überqueren müssen. Abdullah teilt die Männer in Gruppen von zwei bis drei Leuten ein, wir beiden sind die letzten. Die Sonne brennt unerbittlich auf die gelbe Fläche herab, über der in der flimmernden Luft die Kaserne mal näher, mal ferner auftaucht. Wir brechen auf, als die anderen gerade noch in Sicht- und Rufweite sind. »Wir greifen nicht an«, erklärt der achtundzwanzigjährige Abdullah leise, »aber es könnte ja sein, daß sie uns sehen, und ihre Hubschrauber schicken. Deshalb haben wir uns ja aufgeteilt; bei einer Gruppe von zehn Leuten würden sie prompt reagieren, das verspreche ich dir!« – »Und wenn sie trotzdem ihre Hubschrauber schicken?« – »Dann kämpfen wir!« sagt Abdullah. »Und was passiert mit mir?« »Du kämpfst mit uns«, sagt er. – »Aber ich kann doch nicht schießen«, bekenne ich. »Ach so, ja dann.« Er überlegt: »Dann versteckst du dich hinter dem nächsten Felsen.«

Ich lasse meine Augen schweifen und entdecke weit und breit nichts, was einem Felsen auch nur entfernt ähnlich sähe. Schweigend ergebe ich mich in mein Schicksal, das etwa eine Stunde dauern sollte. Eine Stunde verbrannte, flirrende Todeszone hin und eine zurück. Äußerlich schien ich entspannt, war nur nicht besonders redselig, innerlich war ich verkrampft und spürte, wie sich die widersprüchlichsten Gedanken jagten. »Das letztemal kamen sie vor vier Tagen«, bemerkt Abdullah vor sich hin. Ich bin nicht sicher, ob ich das als Trost auffassen soll oder nicht. Vor einem zerbombten Dorf warten die anderen auf uns. Suna heißt es und hat früher um 1000 Einwohner gehabt. »Das war die Schule«, zeigen die Pesch-Merga, »das die Krankenstation und das das *hamam*.« Nur noch einzelne Wände stehen, statt der Häuser metertiefe Bombentrichter – eine systema-

tisch durchgeführte Vernichtungsaktion, ein Glied in der Kette des Völkermordes an den Kurden, der von allen Regierungen, unter denen Kurden leben, mal mehr, mal weniger konsequent praktiziert wird. Prinzip: Wenn sie sich nicht ergeben, müssen sie vernichtet werden. »Woher wollt Ihr wissen, daß das Napalm ist?« frage ich naiv. Einer springt in den Bombenrichter hinunter, gräbt, fördert eine Art erdfarbener Masse mit scharfen Rändern zutage, zündet sie an. Es gibt eine Stichflamme, die wie ein Bunsenbrenner lange und intensiv vor sich hinbrennt. Wenn irgendeine Macht der Welt Napalm gegen die Zivilbevölkerung einsetzt, hat sie keine Argumente mehr. Ich denke an Vietnam, an Guinea-Bissao. Ein alter Mann kommt auf uns zu, schenkt mir einen Granatapfel, redet mit den Pesch-Merga. »Er ist der einzige Überlebende«, übersetzen sie mir, »er hat die ganze Familie beim Angriff verloren. Jetzt kommt er tagsüber her, um seine Felder zu bearbeiten, nachts schläft er bei den Leuten im nächsten Dorf.«

Mit jedem zerstörten Dorf mehr steigt mein Zorn gegen die Baath-Regierung, die sich nach außen hin gern als Wohltäter der Kurden aufspielt, innen aber mit der gleichen Grausamkeit wie eh und je die Kurden ausrottet, wenn sie sich nicht beugen. »Vergessen Sie eines nicht«, sagt mir Dr. Mahmud Osman abends, als wir mit letztem Atem und dreckverkrustet bei Sonnenuntergang in sein Zelt stolpern, »jeder von den Pesch-Merga in diesem Camp hat mindestens ein Mitglied der Familie, das inhaftiert, vergewaltigt oder umgebracht wurde.«

Dieser Dr. Mahmud Osman sollte also heute nach Mahabad kommen. Man munkelte allerdings, er hätte seinen Kampf eingestellt und Verhandlungen mit dem verhaßten Regime in Bagdad aufgenommen. Ob daran etwas Wahres sein sollte?

Am frühen Nachmittag gelingt es dem Generalsekretär der Demokraten tatsächlich, mich ausfindig zu machen, er gibt mir Dr. Mahmuds Telefonnummer durch. Diese beiden, Ghassemlu und Mahmud, scheinen sich jedenfalls politisch gut zu verstehen, eine Konstante im Dschungel kurdischer Rivalitäten und Koalitionen.

»Wie sieht es heute abend bei Ihnen aus?« fragt der irakische Kurdenführer. »Ab halb neun, ja«, sage ich, »ich treffe die Kollegen vom Funk vorher. Aber stimmt es wirklich, daß Sie mit Bagdad verhandelt haben?« – »Ja,« sagt er, »es stimmt, und ich werde versuchen, es Ihnen heute abend zu erklären. Wir kommen zu den Babanzades.«

Also habe ich noch ein paar Stunden Zeit, kann endlich Salahhadin Schams Borhan besuchen, den Führer der »Pesch-Merga-Gruppe der Werktätigen«, die mir von der wilden Piroti-Tochter so ans Herz gelegt worden waren. Salahhadin ist beinahe zwei Meter groß, Anfang dreißig, obwohl er älter aussieht, sehr freundlich, sehr offen,

sehr sympathisch, verheiratet mit einer Bayerin, die natürlich nicht hier ist. Er hat vierzehn Jahre in Europa studiert, und sein Benehmen und das der männlichen und weiblichen Pesch-Merga drumherum erinnert mich stark an die Atmosphäre an unseren Universitäten 1968: unorthodoxe Linke, idealistisch, radikal und antiautoritär, mit freundlichem, beinahe zärtlichem Umgangston. Salahhadins Gruppe ist klein, viele Mahabader kennen sie gar nicht, obwohl Stofftransparente am Parteibüro eindeutig von ihrer Präsenz künden. Die, die sie kennen, aber nicht zu ihr gehören, verurteilen sie als »linksradikal, maoistisch, unbedeutend«. An diese gegenseitigen politischen Abstempelungen von Partei zu Partei, von Führer zu Führer habe ich mich schon gewöhnt, die gibt es schließlich bei uns daheim auch. Es herrscht Diaspora-Stimmung. Diese politische Gruppe, die zum Bund Iranischer Kommunisten gehört, ist hier ziemlich isoliert, sie haben die 26-Punkte-Forderung nicht mit unterschrieben. Ihre Versuche, eine Art kurdischer Volksfront zu gründen, sind fehlgeschlagen. Denn die anderen Parteien, vor allem Ghassemlus Demokratische Partei, waren nicht bereit, die Tudeh als »konterrevolutionär« und die Sowjetunion als »sozialimperialistisch« zu verurteilen. Die Volksfedajin und die Komala, vor allem aber Scheikh Esodin, stehen ihnen am nächsten, »obwohl«, bemerkt Salahhadin, »der Bruder von Scheikh Esodin, Scheikh Jellal, Geld und Waffen vom Irak bekommt. Auch die Demokratische Partei hängt vom Irak ab, sie haben ihre guten Beziehungen noch aus der Zeit, als sie im Exil in Bagdad waren. Die iranischen Flüchtlinge im Irak sind unter ihrer Kontrolle, sie sind die einzigen, die Passierscheine ausstellen dürfen. Ein Teil der Führer der Demokratischen Partei sind für uns Agenten Rußlands.« – »Wer denn?« frage ich interessiert. Er nennt Namen. »Und Ghassemlu?« frage ich. – »Ein Mann der Mitte«, seufzt er, »aber mit engen Verbindungen zur Sowjetunion, fürchte ich.« – »Und zu wem habt ihr enge Verbindungen?« – »Wir werden nicht vom Ausland finanziert, wir sind für eine Revolution im Land, vor allem in den Dörfern.« – »Bist du selber vom Land?«

»Ja, ich bin der Enkel von Scheikh Borhan, der vom Stamm der Mangur als Heiliger verehrt wird. Als ich vor dem Krieg durch die Dörfer gelaufen bin, um Versammlungen zu machen und die Bauernbewegung zu unterstützen, wollten die einen mir die Hand küssen aus Respekt vor meinem Großvater, die anderen sagten: ›Was, der Enkel ein Kommunist, wir bringen ihn um!‹ Aber einen Scheikh-Enkel kann man in Kurdistan nicht so ohne weiteres umbringen. Ich habe Rückhalt in meiner Familie. Mein Großvater ist ganz arm aus der Türkei gekommen, und als er starb, gehörten ihm siebzehn Dörfer. Die hatte er geschenkt bekommen. Er war so eine Art Mediziner, Zauberer, Marabu, jedenfalls ein guter Psychologe, der für jede Situation einen weisen Spruch parat hatte,

auch wenn er nicht mehr ganz neu war. Großvater hatte vier Frauen, mein Vater hatte elf.«

»Du hast dich doch sicher auch im Ausland politisch betätigt, was ist der Unterschied zwischen dort und hier?«

»Als ich vor einem guten Jahr zurückkam, mußte ich mich erst wieder an die kurdische Mentalität gewöhnen. Hier darf man nicht alles so hart sagen, muß es blumig verpacken in die traditionellen Höflichkeitsfloskeln. Der politische Bewußtseinsgrad ist hier eben noch ziemlich gering.«

»Habt ihr euch an den Kämpfen beteiligt?«

Er, mit stolzem Blick: »Wir waren die einzigen, die hier in Mahabad geblieben sind, die nicht in die Berge geflüchtet sind.«

Ich, verständnislos: »Wieso, wieviel wart ihr denn?«

»Wir hatten dreißig Gewehre, natürlich viel zu wenig, und keine schweren Waffen. Jetzt haben wir über 300, und könnten leicht 30 000 gebrauchen.«

Ich halte das für leicht übertrieben, frage aber noch einmal nach der Situation im Krieg: »Und was konntet ihr, bitte, mit dreißig Gewehren anfangen?«

»Natürlich keine Panzer knacken, das nicht. Aber zwei Gendarmeposten haben wir in die Luft gejagt, mit unserern G 3 Hubschrauber abgeschossen, dreimal haben wir die Straße kontrolliert und Gefangene gemacht, die wir allerdings wieder freigelassen haben?«

»Meint ihr, das ist genug?«

»Oh, in Sakes haben wir fünf Großgrundbesitzer umgelegt und Land verteilt. Dort hatten wir auch Bauernvereinigungen, die in ihren Dörfern die politisch-ökonomisch-militärisch-kulturelle Macht ausüben und Dorfräte gründen sollten, die aus fünf bis sieben Mitgliedern bestehen sollten. Unsere Organisation war wirklich im Aufbau, dann kam der Krieg und machte alles kaputt.«

»Und nachher habt ihr den Anschluß verpaßt?«

»Nicht ganz. Wir haben mit allen verhandelt, nur wollten wir den Anspruch der Demokraten als stärkste Partei nicht ohne weiteres akzeptieren. Dann gelang es ihnen, uns, zumindest in Mahabad, ihrer Hochburg, zu isolieren. Ich fürchte, sie haben sogar vor, uns zu entwaffnen.«

»Wieviel und was für Mitglieder habt ihr denn?«

»Wir sind 700 Mitglieder, Sozialisten, Kommunisten, Religiöse, Revolutionäre, Demokraten. Wir sind nicht marxistisch-leninistisch, haben keine fixe Ideologie. Die Macht für die Werktätigen wollen wir und die Autonomie für Kurdistan.«

»Und welche Rolle spielen bei euch die Frauen?«

»Wir versuchen, sie gleichberechtigt zu organisieren. Wir denken daran, ein Frauenbataillon zu bilden, aber wir sind noch nicht so weit. Die Aufklärung der Frauen und Mädchen auf dem Land ist ziemlich

kompliziert. Schon wenn öfter gesehen wird, daß eine zu uns ins Büro kommt, heißt es, sie sei schlecht und unmoralisch.«

Neben mir sitzt eine junge Bäuerin vom Land. »Sie wird von ihren Nachbarn bedroht«, erklärt Salahhadin, »weil sie zu uns gehört. Sie ist gekommen, um sich eine Waffe zu holen.«

Wir sitzen zu acht dicht gedrängt in dem verqualmten zugigen Raum auf Blechstühlen. Salahhadin unterstützt aktiv die Winston-Verweigerungskampagne. Murrend und erst nach längeren Diskussionen lassen sich die anderen überzeugen, daß sie ihre Schachtel abliefern, um dafür vom Chef eine »Schiraz« zu bekommen.

30 Gewehre gegen 150 Panzer, Shiraz statt Winston, ob das die kurdische Autonomieforderungen ihrem Ziel entscheidend näher bringt? Trotzdem ist dieser Scheikh-Enkel eine erstaunliche Persönlichkeit, einer, der zwar persönlich nicht den bequemen Weg gewählt hat, aber politisch auch nicht den vernünftigen, der in der augenblicklichen Situation unbedingt in Richtung Einigkeit zu gehen hätte.

Der Salon der Familie Babanzade war voller schwarz-weißer Turbane, die sich erhoben, als ich hereinkam: die Pesch-Merga vom Sommercamp! Außerdem andere Gäste, die ich noch nicht gesehen hatte. »Palästinenser«, klärte mich Dr. Mahmud auf, »sie sind zum Tag der Republik nach Mahabad gekommen.«

Palästinenser, schoß es mir durch den Kopf, aber die arbeiten doch mit Chomeini zusammen. In den Straßen Teherans gab es riesige Poster zu kaufen, auf denen sich Chomeini und Arafat verbrüdernd. Oder sollten das die ersten Vermittlungsversuche sein, für die sich der Palästinenser-Führer angeboten hatte? Oder waren das wohl Palästinenser, aber nicht die von Jassir Arafat? Und was wollten die konkret hier?

»Keine Arafat-Leute«, sagt Mahmud Osman, »was die konkret wollen, weiß ich auch noch nicht. Kommen Sie, wir gehen ins Nebenzimmer, hier haben wir keine Ruhe.«

Wir setzen uns auf den Teppich einander gegenüber. Mahmud Osman sieht irgendwie blaß aus, müde und resigniert. Ich warte.

»Ja«, sagt er, »wir haben mit Bagdad verhandelt, weil sie uns gebeten haben zu kommen. Wir können schließlich nicht immer kämpfen. Unsere Partei, die Vereinte sozialistische Partei Kurdistans, hat als einzige mit ihnen verhandelt.«

Ich unterbreche erstaunt: »Aber vor einem halben Jahr gehörten Sie doch noch zu einer der demokratischen Parteien im Irak. Was ist denn passiert?«

»Kurz nachdem Sie uns verlassen hatten, seit Anfang August 1979, haben wir diese Parteiengruppierung ins Leben gerufen und uns dafür von Talabanis PUK getrennt.«

»Mit der Sie damals manchmal gemeinsame Aktionen machten?«

»Ja.«

»Wieso?« Mir fällt Ahmeds Ausspruch von den »zwei Königen in einem Raum« ein.

»Weil wir andere Auffassungen hatten«, antwortete er ausweichend, was meine These zu bestätigen scheint.

»Worüber haben Sie dann mit Bagdad verhandelt, und wieso hat Talabani nicht verhandelt?«

»Syrien, das ihn unterstützt, hat es nicht erlaubt. Wir verhandelten über zwei Hauptpunkte: Wir wollten Demokratie für den Irak mit freien Wahlen und die richtige Anwendung des Abkommens vom 11. März.«

Am 11. März 1970 hatten Saddam Hussein für die Baath und Mulla Mustafa Barsani für die irakischen Kurden ein Abkommen unterschrieben, das zum erstenmal seit fünfzig Jahren, seit dem Vertrag von Sèvres, den Kurden »Autonomie« versprach, den Gebrauch des Kurdischen als offizielle Verwaltungs- und Unterrichtssprache, die gleichberechtigte Einstellung von Kurden in Verwaltung und Armee, die entsprechende Beteiligung an der Legislative und den ihnen zustehenden Anteil am Staatseinkommen. Der Vizepräsident sollte sogar Kurde sein. Dieser Vertrag, der durch intensive Verhandlungen zustande gekommen war, hatte nur einen Haken: Seine Umsetzung in die Praxis war zeitlich nicht festgelegt, das Problem der Erdölprovinz Kirkuk nicht endgültig gelöst. Und so geschah, was mit kurdischen Autonomieversprechungen meist passiert: Sie werden nicht angewandt, einseitig angewandt, halbherzig angewandt, oder in ihr Gegenteil verkehrt, wenn sich die Zentralregierung wieder stark fühlt.

»Und was haben die Verhandlungen ergeben?« bohre ich weiter.

»Nichts«, antwortet er traurig, »absolut nichts. Sie sind die gleichen geblieben, rassistisch und diktatorisch. Sie haben nicht vor, das kurdische Problem friedlich zu lösen.«

»Dann werden Sie also mit dem Guerillakampf weitermachen?«

»Vor zwei Wochen, gleich nach den Verhandlungen, hatten wir bereits wieder eine militärische Auseinandersetzung mit der irakischen Armee, 40 Kilometer vor Erbil, in Smakutli. 140 irakische Soldaten, 6 Offiziere und 18 Söldner sind tot oder wurden verwundet, darüber hinaus haben wir viele Waffen erbeutet. Sie hatten uns angegriffen, und sie haben verloren. Das hat einen moralischen Effekt.«

»Wie viele Pesch-Merga haben Sie denn zur Zeit?«

»Ich glaube, wir sind zur Zeit die stärkste politische Gruppierung in Kurdistan. Wir haben 3000 Pesch-Merga, könnten aber leicht 40 000 haben, wenn wir sie bewaffnen könnten. Das ist immer so in Kurdistan: Hat man Waffen, finden sich sofort die Leute dazu.«

»Das habe ich vorhin auch gehört. Weshalb sind Sie denn eigentlich zur Zeit im Iran, in Mahabad?«

»Um mit den Leuten der Demokratischen Partei zu reden, deren

Parteiprogramm uns am nächsten ist. Wir halten die 26-Punkte-Plattform für eine gute Sache und wollen versuchen, dasselbe im Irak zu machen.«

»Mit Talabani oder gegen ihn?«

»Am liebsten natürlich mit ihm. Aber er will immer alles beherrschen. Dabei kann nur eine gemeinsame Front der Opposition das Baath-Regime stürzen, denen ich keinen Tag mehr an der Macht gönne.«

»Und was haben Sie speziell gegen Talabani?«

Da bricht es aus ihm heraus: »Jellal Talabani ist ein Intellektueller, geschickt und glatt. Er hat viele Hin- und Herwendungen in der Politik gemacht. Wir haben zusammen studiert, er ist fünf Jahre älter als ich, ich kenne ihn gut. 1962 war er, wie alle Mitarbeiter Barsanis, sogar die kommunistischen, dafür, Geld von Amerika via Iran anzunehmen. 1964 trennte er sich von Barsani und ging mit einigen Leuten in ein vom Schah gebautes Camp in Hamadan im Iran. 1965 kam er wieder zu Barsani zurück, arbeitete wieder mit ihm zusammen.«

»Da waren Sie im Politbüro?«

»Ja. Aber er blieb nur bis 1966, dann lief er auf die Seite des irakischen Regimes über und kämpfte gegen uns. Nach dem Abkommen vom 11. März löste er seine Partei auf und kam wieder zu Barsani, wo er bis 1975 zum Schluß blieb. Danach ging er nach Syrien und gründete 1976 mit deren Hilfe die PUK. Was ich an ihm nicht mag, sind seine illegalen Ambitionen und seine Lügen. Einmal ist er Stammesführer, dann Marxist, dann pro-chinesisch oder demokratisch, sozialistisch, nationalistisch. Er dreht sein Mäntelchen nach dem Wind, dafür wird er aber auch immer schwächer, die Leute glauben ihm nicht mehr. Talabani ist ein Hindernis für die Einheit der Kurden im Irak. Aber vielleicht kann Scheikh Esodin da vermitteln.«

»Würden Sie in ihre Oppositionsfront auch die Barsani-Söhne aufnehmen?«

»Ich habe sie seit 1975 nicht mehr gesehen. Die Zukunft wird zeigen, was mit ihnen los ist. Was sie auf keinen Fall können, ist, ihren Vater ersetzen. Sie haben seit dem Kollaps nicht im Irak gekämpft.«

»Das behaupten sie aber.«

»Dann lügen sie. Außer Flugblättern haben sie im Irak keine Aktivitäten entwickelt, dafür im Iran, wie Sie wissen, und in der Türkei. Dennoch haben sie noch ihre Gefolgsleute im Irak, wenn sie auch mehr und mehr isoliert werden. Ich würde sagen, zwischen uns und den Barsanis gibt es drei Möglichkeiten der Verständigung: entweder eine friedliche Koexistenz, die Pesch-Merga greifen sich gegenseitig nicht an; oder eine rein militärische Kooperation gegen das Baath-Regime oder aber das Aufgehen in einer gemeinsamen politischen Front.«

»Als ich die Barsanis neulich traf, haben sie mir etwas von einem amerikanischen Arzt erzählt, der ihrem Vater Krebszellen eingespritzt haben soll.«

»Das ist der reine Unfug. Ich war doch sein Leibarzt, ich war immer um ihn. Er hatte eine Rückgratkrankheit, die auf sein Bein überstrahlte. Dann bekam er Blutkrebs. Sie wollen sich nur wichtig machen mit solchen Märchen.«

»Werden Sie wieder in den Irak zurückkehren, wenn sie Ghassemlu und den Scheikh getroffen haben?«

»Nein, ich fahre zuerst nach Teheran und von dort aus nach Europa. Ich muß Vorträge halten, mich um die Unterstützung des Roten Kreuzes und anderer Hilfsorganisationen bemühen.«

Und vielleicht auch Geld und Waffen organisieren oder sich selber ein bißchen amüsieren – ich kann es ihm nicht verdenken. Der nächste Kampf kommt bestimmt.

Dienstag, 22. Januar: Tag der Republik in Mahabad! Klirrende Kälte, eisiger Wind, jeder ist auf den Beinen. Dichtgedrängt stehen um 10 Uhr Tausende am runden Ghazi-Mohammed-Platz unter den bereiften Bäumen, fein säuberlich nach Geschlechtern getrennt, und starren auf den Balkon des Rathauses, wo sich allmählich die Prominenz einfindet. Auf dem flachen Rathausdach prangt ein überlebensgroßes Bild des Präsidenten der Republik, drumherum und auf den Nachbardächern sichern Pesch-Merga die Veranstaltung. Irgend jemand schleust mich durch das Eisengitter vor dem Hintereingang des Rathauses, begleitet mich in den ersten Stock, stützt mich über die diversen Mikrophon- und Fernsehkabel auf den Balkon. Ghassemlu in seinem gelblichen, kurzen Mäntelchen mit braunem Teddyfutter über der Kurdentracht steht neben Scheikh Esodin vorn am Geländer. Im Gewühl erkenne ich noch Rani Bulurian und die übrigen Mitglieder des Zentralkomitees der Demokratischen Partei. Ich sehe meine Interviewpartner von der Komala und der Volksfedajin, die Palästinenser, die wahrscheinlich eine Grußadresse bringen werden. Fernsehdirektor Marduck und Supermarktbesitzer Ahmed Ghazi sind mit Filmkameras bewaffnet.

»Wie geht es Ihnen?« dreht sich Ghassemlu zu mir um. Ich erschrecke, er sieht schlecht aus, übermüdet und unruhig wie neulich abends, als so viele fremde Leute auftauchten. Das wäre ja auch wieder eine ideale Gelegenheit für Killer! Die ganzen Kurdenführer, fein säuberlich auf dem Balkon nebeneinander aufgereiht. »Ich glaube, ein bißchen besser als Ihnen«, antworte ich. »Wenn Sie wüßten, wie ich solche Situationen hasse!« flüstert er mir noch zu, und: »Bis heute nachmittag!« Dann beginnt das offizielle Programm. Reden, Proklamationen, Aufrufe. Die heisere Fistelstimme des Scheikh ist kaum zu hören, gegen Ende wird ein blinder Dichter,

weißhaarig und mit dunkler Sonnenbrille, vors Mikrofon geführt. Das Publikum unten ist interessiert und klatschbereit. Wenn Namen wie »Ghazi Mohammed«, »Scheikh Esodin« und »Hesbi Demokrat« (Demokratische Partei) fallen, wird automatisch kurz und begeistert geklatscht.

Ich verziehe mich zu den Pesch-Merga aufs Dach, treffe dort Ahmed. »Was ist denn heute nachmittag?« erkundige ich mich. »Eine kulturelle Veranstaltung der Partei, ab 4 Uhr im Cinema Arya. Das wird dich interessieren. Ich komme auch. Und morgen früh fahre ich nach Teheran zurück. Familiäre Verpflichtungen.« Auf einmal, denke ich, sage aber »schade, Ahmed«.

Pünktlich um 4 Uhr bringen mich Dr. Mahmuds Pesch-Merga vor das Kino. Hunderte von Jugendlichen warten laut lärmend darauf, daß die Türen aufgemacht werden. Man führt mich zum Hintereingang, dort stehen auch schon über hundert Leute Schlange. Ich werde nach vorn gezogen, stehe also direkt hinter der großen, eisernen Tür und warte zunächst einmal. Ich bin auch nicht beunruhigt, weil neben mir einer ein Tablett mit Gebäck auf dem Kopf jongliert, das offensichtlich für drinnen gedacht ist. Wir warten, trommeln an die Tür, warten wieder. Niemand weiß, was los ist. Ich bin eingekeilt, füge mich ins Schicksal. Allmählich entlädt sich die Volkswut in Raufen. Schneebälle werden geworfen, meinem Nebenmann das Tablett entrissen und die Kekse gegessen. Trotzdem geht die Tür nicht auf. Nach einer guten Stunde packt mich ein Pesch-Merga, zieht und schubst mich wieder zum Haupteingang – die Situation schien mir dieselbe wie vorher, nur diesmal wurde energisch insistiert, daß ich hineinmüsse. Halb erdrosselt – mein langer Schal hatte sich irgendwo verfangen – und abgekämpft taumle ich in den Kinovorraum. Die Jugendlichen hatten versucht, in meinem Kielwasser nachzudrängen. Nach erbittertem Ringen wurden sie von den Kinowächtern zurückgeschlagen. Die riesige Halle drinnen war zum Brechen voll und feuchtwarm. In langen Klappstuhlreihen saßen die Glücklichen, die Einlaß gefunden hatten. Es waren – natürlich kostenlose – Eintrittskarten gedruckt worden, aber augenscheinlich zu viele. So war die Wut der Ausgeschlossenen verständlich.

In der vordersten Reihe links sitzen die Damen der Ghazi-Familie, in der vordersten Reihe rechts die Parteiprominenz. Kekse und Wasser werden angeboten. Ghassemu ist gerade kurz vor dem Ende seiner Rede. Jetzt ist Hemn dran. Vergreift, vielleicht auch etwas beschwipst, steigt er die Treppen zur Bühne hoch, kramt umständlich seine altmodische Brille aus einer seiner tiefen Taschen, liest Gedichte aus seiner großen Zeit. Ich sehe mir das Riesenbild Ghazi Mohammeds an, vor dessen eindringlich-asketischem Blick sich die ganze Veranstaltung abspielt. Beifall, Hemn ist fertig, Mohammed Mamle, der Sänger, ist an der Reihe. Für ein besonders kriegerisches

Lied wird ihm eine Kalaschnikoff gereicht, die er mit beiden Händen waagrecht über dem Kopf hält. Beifall.

Plötzlich fällt der Strom aus. Mit einem Sprung stellt sich Khalid vor Ghassemlu. Kaum flammen die ersten Streichhölzer auf, ist auch das Licht wieder da. Die Veranstaltung geht weiter: Rasul Nadri, der Ad-hoc-Dichter, singt, weiß-glitzernde Jungfrauen tragen eigene, revolutionäre Gedichte vor, von einem blinden Musikanten auf der Flöte begleitet, ein Jungmännerchor intoniert kurdische Folklore, bis der Strom noch einmal ausfällt. Als endlich Petroleumlampen gebracht werden, die alles noch exotischer machen, bemerke ich, daß der Kurdenführer mitsamt Gefolge verschwunden ist. Ob er eine Ahnung hat, wann Ali fahren wolle, frage ich einen Ghazi-Verwandten. Ein Vetter aus dem russischen Aserbaidschan sei ins iranische gekommen, den wolle Ali noch treffen. Das würde noch ein paar Tage dauern. »Nach dem Abendessen gehe ich zum Scheikh«, sagt mein Begleiter. »da wird ein Film über den Marsch des Volkes nach Merivan gezeigt. Du weißt doch, den vom Juli, wo Tausende aus Sanandatsch nach Merivan gewandert sind, um die Forderung nach Ausweisung der Pasdar zu unterstützen.« – »Das interessiert mich. Meinst du . . .« – »Sicher«, tönt er, »sicher kann ich dich mitbringen.« Wir verabreden uns für später.

Salim, der Sohn des Hauses und Familienchef, ist wieder einmal aus Bukan da. Die ihm in der Familienhierarchie untergeordneten Männer sind zum Antrittsbesuch hergekommen. »Salim«, frage ich ihn. »du kennst doch sicher Salahhadin Schams Borhan. Er war auch jahrelang in Deutschland. Was hältst du politisch von ihm?« – »Nichts«, winkt er ab, »gar nichts. Der lügt wie gedruckt, und außerdem bekommt er Geld aus Albanien.« Damit ist für ihn das Thema erledigt. Er zieht es vor, von seinen europäischen Freundinnen zu erzählen und von den tollen Streichen, die er und Hadji zusammen in Europa ausgeheckt haben. Mich interessiert Salahhadin mit seinen inzwischen 300 Gewehren mehr, aber Salim will nicht mehr über ihn reden, vielleicht kann er auch seine Behauptungen nicht beweisen, vielleicht hat der andere ihm auch einmal ein Mädchen ausgespannt – man kann nie wissen. Und man erfährt eben im Orient nicht immer alles gleich oder gar gleich richtig. Auch die Wahrheit wird im Annäherungsverfahren umkreist.

»Was halten Sie, Scheikh, von der Organisation von Salahhadin Schams Borhan?« frage ich später den kurdischen Mullah. Ich sitze mit etwa zwanzig Leuten in seinem Haus. Wir haben eben den Schmalfilm über den Volksmarsch und einen anderen über eine antiimperialistische Demonstration in Teheran gesehen. »So viele Leute«, hatte sich der Scheikh gewundert, als die Demonstranten rennend und gestikulierend auf die Kamera zugelaufen kamen. Er streckt seinen mageren, langen Oberkörper im Sitzen in die Höhe und

antwortet ausweichend: »Ich habe nie etwas Schlechtes von diesen Leuten um Schams Borhan erfahren. Aber es stand für uns nie zur Diskussion, uns mit ihnen zusammenzuschließen. Sie sind«, er gestikuliert mit Spinnenfingern in der Luft herum, »... nicht wichtig genug. Es gibt viele Gruppen mit 30 Gewehren.« – »300«, korrigiere ich. Alle lachen gutmütig. Sie halten das wohl für eine Notlüge von Salahhadins Pesch-Merga-Organisation.

Diesmal habe ich einen blendenden Übersetzer, Mohammed heißt er und gehört zur Komala. Er ist weder sofort müde noch unwillig, noch übersetzt er nur die letzte Hälfte oder nimmt das Gespräch selber in die Hände; alles Dinge, die mir immer wieder mit meinen Übersetzern passiert sind. Wie er es zum Kurdenführer gebracht habe, bitte ich Mohammed, den Scheikh zu fragen. »Seit siebzehn Jahren bin ich politisch engagiert«, erzählt er leise, »jetzt bin ich 58. (Ich hatte ihn für 75 gehalten.) Die ganze Zeit während des Schah-Regimes habe ich getan, was ich konnte, um als Patriot die kurdischen Ideen zu verbreiten.« Und dann wollen ihm Übelmeinende unterstellen, er sei bei der Savak gewesen! »Zuerst war ich Mitglied in der ersten Komala, der Vorläuferin der Demokratischen Partei hier, dann trat ich 1964 in die Demokratische Partei ein, die ich aber inzwischen wieder verlassen habe. Ich gehöre keiner Partei mehr an, ich respektiere aber alle Parteien, die sich um das Wohl Kurdistans sorgen. Ich bin auf der Seite der Massen.«

»Warum haben Sie sich dann von den Demokraten getrennt?« will ich wissen.

»Mir gefällt die politische Einstellung einiger Mitglieder nicht«, windet er sich aus der Affäre und gibt zu verstehen, daß er darüber nichts mehr zu sagen wünsche. Wahrscheinlich ein Machtkampf, konstatiere ich und erinnere mich, daß ich von Demokraten gehört hatte, der Scheikh hätte immer mehr Macht verlangt, zum Schluß hätte er sogar die Richtlinien der Politik bestimmen wollen – das ging ihnen dann doch zu weit.

»Werden Sie Dr. Mahmud empfangen?« frage ich den Scheikh.

»Natürlich, wenn er zu mir kommt. Ich hoffe, sie machen dasselbe wie im Iran dann auch im Irak: ein gemeinsames Programm aller kurdischen Parteien. Dazu muß er eben mit Talabani sprechen.«

»Wie beurteilen Sie ihn?«

»Während des Krieges hatten wir Gelegenheit, öfter miteinander zu reden.« Dann war also entweder der Scheikh an die iranisch-irakische Grenze geflohen oder Talabani hatte mit seinen Leuten im Iran gekämpft. Der Scheikh will meine fragenden Blicke nicht zur Kenntnis nehmen. Er spricht lebhaft weiter: »Es gibt einfach Unterschiede zwischen uns, ich meine nicht persönliche, sondern politische.«

»Was ist eigentlich für Sie wichtiger, Religion oder Politik?«

»Beides ist mir gleich wichtig. Ich bin in einer religiösen Familie in Baneh geboren. Mein Vater war Mullah und ich lernte zuerst bei ihm. Dann beschäftigte ich mich weiter mit Theologie, bis ich während der Zeit der Republik nach Mahabad ging. Später lehrte ich dann die Heiligen Schriften. Zu mir kamen viele Studenten, weil ich immer gegen das Dogmatische, das Reaktionäre innerhalb des Islam war. Deshalb sagten die anderen Mullahs, ich sei gar kein richtiger Moslem. Das hat mich aber überhaupt nicht berührt, genauso wenig wie die Tatsache, daß ich sehr arm war. Ich habe gern gelesen, ging den Sachen gern auf den Grund, stellte sie gern in Frage. Schon als Kind war ich stark von nationalen, patriotischen Ideen beeinflusst. Das ist so geblieben.«

Das Telefon klingelt, wird dem Scheikh gereicht. Er spricht kurz und hastig, scheint es nicht glauben zu wollen, wirft den Hörer auf die Gabel, trommelt mit den Fingerspitzen auf den Teppich, scheint gereizt, zornig, kann nicht mehr weitersprechen. Später trägt man mir zwei verschiedene Versionen vor: Sein Bruder, Scheikh Jellal, hätte auf einen Pesch-Merga der Demokratischen Partei geschossen und sei von dem Demokraten festgenommen worden. Oder: Scheikh Jellal hätte gerade frische Waffen aus dem Irak bekommen, die ihm aber Pesch-Merga der Demokratischen Partei abgenommen hätten. Wie auch immer, es ging um Auseinandersetzungen zwischen dem Bruder des Scheikh und der Demokratischen Partei – was sicher nicht zur Verbesserung der gegenseitigen Beziehungen beitragen wird.

»Wenn du mehr über den Irak wissen willst«, informiert mich mein Übersetzer Mohammed, »dann frag doch einfach diese Pesch-Merga hier, das sind Talabani-Leute.«

Es ist kurz vor Mitternacht, der Scheikh gähnt schon öfter und öfter, ich würde mich ja gerne noch mit ihnen unterhalten, aber wo? Hier geht es nicht mehr. Bei »meiner« Familie um die Zeit auch nicht. Kneipen, Restaurants oder ähnliche Räume gibt es hier zwar, aber sie sind schon zu. Ich frage die Talabani-Leute, wo sie wohnen. »Im Hotel Pars«, sagen sie, sehen aber auch keine Möglichkeit, daß wir uns dort in Ruhe unterhalten können. Da packt uns der blauäugige Ghazi einfach in seinen Wagen und fährt uns in sein Haus, wirft Brüder und Freunde aus den Betten, kommandiert sie zum Teekochen ab, um sich erwartungsvoll in unserem Kreis niederzulassen. »Warum haben sich Dr. Mahmud und Talabani getrennt?« frage ich sie. »Mahmud hat die Regeln der PUK, der Patriotischen Union Kurdistans von Mamjellal . . .« – »Von wem?« – »Von Mamjellal Talabani, wir nennen ihn »Onkel, Mam, Mamjellal Talabani nicht respektiert. Kein Mitglied unserer Koalition hat das Recht, etwas gegen die PUK zu veröffentlichen, Mahmud Osman hat es getan. Außerdem darf kein Mitglied ohne Absprache Verhandlungen mit Bagdad aufnehmen, er hat es getan und ist ja offensichtlich gescheitert. Wir haben

uns im August von ihm getrennt. Unsere Oppositionsfront im Irak besteht seit drei Monaten aus vier wichtigen Parteien: Der Arabischen Sozialistischen Bewegung, dem linken Flügel der Baath-Partei, der Kommunistischen Partei des Irak, die vor einem Jahr noch an der Regierung beteiligt war, sich danach aber mit uns verbündete und unserer PUK. Wenn Sie Zeit haben, können Sie alle diese Parteien in unserem Wintercamp treffen. Mamjellal Talabani natürlich auch.«

»Wann geht ihr denn ins Camp zurück?«

»Morgen früh«, erwidern sie. – »Gut«, sage ich.

## In Talabanis Wintercamp

Mittwoch, 23. Januar: Ibrahim, einer von Talabanis Pesch-Merga, holte mich ab. Wir nahmen den Morgenbus über die Berge in den Süden, nach Serdascht. Ich durfte das Ticket nicht zahlen, ich war jetzt Gast der PUK. Der Weg war vereist, für die 130 Kilometer brauchte der Bus auch vier Stunden. Zwischendurch hatte mich die Müdigkeit übermannt, ich wachte auf, weil mich an meiner Hand fror. Sie war schneebedeckt, irgendwo mußte der Bus wohl nicht ganz dicht sein. Von Serdascht selber habe ich nicht viel gesehen, außer daß das iranisch-irakische Grenzstädtchen unsagbar verschlammt und trist wirkte, was die blendend weiße Bergkette auch nicht wettmachen konnte.

Nach dem Essen in einem winzigen, ebenerdigen »Restaurant«, wo es fettiges Kebab, Brot und Wasser gab und dreizehn kitschige Kacheln an der Wand mit dem süßlichen Bildnis des vierten Kalifen Ali, auf den sich die Schiiten berufen, sammelten wir die übrigen Weggenossen ein. Eine Gruppe von zehn abenteuerlich ver mummt und bewaffneten Gestalten, suchten wir im Schneematsch von Serdascht nach einer Fahrgelegenheit zum nächsten, eine halbe Stunde weit entfernten Dorf, von dem aus wir in einem fünfständigen Fußmarsch das Camp Talabanis erreichen sollten.

So wie die Wege aussahen, würde sogar ein Landrover steckenbleiben. Unser Lastwagen hatte denn auch alle Mühe, sich durch den Schlamm in das kleine Bergnest zu kämpfen, wo wir in einer Teestube unsere Zigaretten aufstockten. Ab jetzt sollte es wieder karg werden. »Du hast dir schlechtes Wetter ausgesucht«, bemerkte Ibrahim, »wahrscheinlich kommen wir heute nicht einmal bis zum Camp. Dann werden wir in einem der Dörfer vorher übernachten. Nur sind die ziemlich dreckig, es wimmelt von Ungeziefer.« – »Vielleicht schaffen wir es doch«, meinte ich hoffnungsvoll.

Die anderen hatten inzwischen einen alten Bauern mit seinem klapprigen Muli organisiert, auf den sie unser Gepäck schnallten. 100 Toman bekommt er dafür. Sowohl hier wie auf dem Markt in

Talabanis Wintercamp stehen genügend Pferde, Mulis, Esel samt Besitzern zur Verfügung, die bereit sind, Lasten oder Leute zu transportieren, wobei sie meist einen der Wege sowieso in eigenem Interesse machen. Der Markt im Camp ist nämlich ein riesiger Umschlagplatz, eine Art »duty-free-shop«, auf dem sich die kurdischen Händler von hüben und drüben, dem Irak und Iran, treffen, um ihre Waren auszutauschen. Die Pesch-Merga ziehen eine geringe Platzmiete ein. Böswillige nennen das Schmuggel, was in langer kurdischer Tradition nur ein Warenumschlag zwischen Verwandten und Freunden ist, der schon lange existierte, bevor nach dem Ersten Weltkrieg diese Grenzen gezogen wurden.

»Willst du reiten?« wurde ich gefragt. Aber ein Blick auf das magere, vollbepackte, zitternde Tier ohne Sattel machte mir die Entscheidung leicht. »Danke, ich laufe.«

Im Gänsemarsch, voran der Mulibesitzer mit seinem Tier am Strick, schlitterten wir den ersten steilen Hang hinauf. Unter der Schneedecke lag zentimeterhoch Morast. Selbst das Muli rutschte immer wieder aus, sein Herr mit. Es war nicht klar ersichtlich, wer wen mehr stützen mußte: die engen Pfade hinauf und hinunter, durch Bäche und Schneewehen. Hier kann selbst im Sommer kein Auto mehr fahren, dafür war trotz des naßkalten, schmierigen Wetters der Gegenverkehr stark. Ganze Kolonnen berittener Händler kamen uns entgegen, was das Muli sichtlich verstörte. Stocksteif blieb es quer in der Mitte des einzig begehbaren Pfades stehen, war weder durch gutes Zureden, noch durch Schieben von seiner einmal gefällten Entscheidung abzubringen, zwang dadurch die anderen Karawanen, in den hüfthohen Schnee an der Seite auszuweichen.

Auf einmal klarte es auf, blieb eine Stunde lang bis zum Sonnenuntergang schön. Eine weite Schneefläche vor uns, neben uns, hinter uns. Kleine Dörfer aus Steinhäusern in Pappelwäldern, an eiskalt-eiligen Bächen, an den Hang gelehnt mit ihren blau- oder türkisfarbenen Fensterrahmen. Wenn wir durchzogen, grüßten sich Dörfler und Pesch-Merga freundlich, hielten auch schon einmal auf einen Schwatz an. Mir schüttelten sie genauso herzlich die Hand. »Wer im Winter nach Kurdistan kommt«, ließen sie mir dolmetschen, »ist ein Freund der Kurden.«

Allmählich wurde es dunkel, wir sahen von weitem die Lichter eines Dorfes schimmern. »Wenn du willst«, sagen meine Begleiter, »können wir hier übernachten.« – »Was würdet ihr denn ohne mich tun?« frage ich zurück. Sie schauen sich an: »Weitergehen«, meinen sie. – »Also«, sage ich, »gehen wir«. – »Dann ist es aber besser, wenn du auf das Muli steigst«, schlagen sie mir vor, »der Weg wird ab hier gefährlich, wir müssen öfter einen Fluß durchqueren und der ist ganz schön tief.« Wie sie mit ihren Gummischuhen das wohl bewältigen wollen, frage ich mich. Beim Rückmarsch erst sehe ich, daß der

direkte Weg über einen steilen Berghang führt, den selbst ein Maultier nicht bewältigen könnte. Deshalb müssen die Tiere am Fluß entlang, und immer da, wo die Bergwände direkt ins Wasser fallen, auf die andere Seite ausweichen.

Es ist inzwischen stockfinster geworden, ich throne auf dem Muli, halte mich an einem Ring, den ich irgendwo hinten entdeckt habe, fest. Dort, wo wir die Beine an den Bauch des Reittiers drücken, war kein Platz, weil dort das Gepäck schaukelte. Also mußte ich die Beine nach vorn, am Hals des Mulis herunterbaumeln lassen. Ich empfand meine Lage als recht instabil und wurde durch die Gehweise des Tieres auch darin bestärkt: Ging es hinauf, rutschte es; ging es hinunter, schwankte es und knickte ein.

Dann kam die erste Flußüberquerung. Der Alte warf mir den Strick zu und verschwand im Dunkeln. Mißmutig machte sich der Klepper an die vertraute Überquerung, was ihn nicht hinderte, zwischendurch einmal im eisigen Wasser, das ungefähr einen halben Meter hoch war, stehenzubleiben. Auf »Hü!« und »Hott!« sprach er nicht an. Wohl achtmal waren wir schon durch den Fluß geritten, manchmal ging der Alte auch mit, das Wasser reichte ihm über die Knie, der Mantel schwamm in der starken Strömung hinter ihm her. Als ich die Pesch-Merga frage, wie lange es denn wohl noch bis zum Camp sei, bekomme ich »anderthalb Stunden« zur Antwort. Beinahe bereue ich meinen heroischen Entschluß, weil ich meine Füße schon nicht mehr spüre. Aber ein Zurück steht nicht zur Diskussion. Ein Absteigen und mit den Pesch-Merga Gehen auch nicht, weil ich den Weg nicht kenne und nicht die Steine, auf denen sie trockenen Fußes den Fluß überqueren können. Ich hätte sie aufgehalten, weil ich in der Dunkelheit nicht einmal den Weg sah, der sich selbst beim Rückweg in strahlender Sonne nur von geübten Augen ausmachen ließ. Ich sang vor mich hin, bekam von den Pesch-Merga immer eine brennende Zigarette zugesteckt, wenn sich Reit- und Fußpfad wieder einmal kreuzten. Dann zogen wir kurze Zeit gemeinsam, eine Kolonne rutschender Schatten, das enge Tal hinunter. Der Mond war eben aufgegangen, als ich die ersten Lichter entdeckte. Meine Begleiter schüttelten den Kopf, nein, das wären noch nicht die richtigen, noch eine Dreiviertelstunde. Dabei war ich überzeugt, schon mindestens drei Stunden auf dem Muli verbracht zu haben. Mein Gefühl für die Zeit und meine Beine war mir völlig abhanden gekommen, als wir links in ein Seitental einbogen, »Tal der Parteien« genannt, weil sich dort die Hauptquartiere der irakischen Oppositionsparteien befinden. An einem runden Platz aus gestampfter Erde halten wir. Ich werde vom Muli gehoben, knicke erst einmal um, brauche eine Zeit, bis das Blut wieder zirkuliert. Dafür kann ich mir das Wiercamp genauer ansehen.

Von drei Seiten gedeckt, kleben an den steilen Seitenwänden des

engen Tales Hunderte mehr als mannshoher Lehmhütten, deren Flachdächer schneebedeckt sind. Drumherum stehen viele einzelne verkrüppelte Hochgebirgseichen. »Unser Brennholz«, erzählt Ibrahim stolz, »wir dürfen aber nur einzelne Äste absägen, keine ganzen Bäume.« Verschiedene Bäche plätschern das Tal herunter, so daß jede Pesch-Merga-Unterkunft in allernächster Nähe ihr Wasser hat. »Wo müssen wir jetzt hin?« frage ich Ibrahim. Er deutet ganz nach oben, zum allerletzten Licht. »Dort ist das PUK-Hauptquartier.« Nach einer guten Viertelstunde Aufwärtsklettern auf schmalen, vereisten Pfaden kommen wir an. Wir bücken uns durch die niedere Tür, schieben den Sackleinvorhang zur Seite und befinden uns im einzigen Raum, der nicht mit Teppichen, sondern mit grauen Decken ausgelegt ist und unten von Plastikfolien isoliert wird. Dieselben Folien isolieren das Dach und das einzige, kleine Fenster notdürftig. An den Wänden sind schmale Bretter befestigt, auf denen Bücher stehen. Daneben hängen revolutionäre Poster. Im vorderen Teil des Raumes strömt ein funkensprühender Bullerofen Hitze aus, dessen Rohr direkt nach oben, durch das Dach ins Freie führt. Vier starke, zum Teil verzweigte Äste in den vier Ecken des Raumes stützen die Dachkonstruktion. Gipfel des Luxus ist eine kreisförmige Neonröhre, die in der Mitte des Raumes hängt und die Gesichter der zehn Pesch-Merga bläulich beleuchtet. »Elektrizität?« frage ich verwundert. »Ja«, erklären sie mir, »wir haben einen eigenen Generator, der von 5 Uhr nachmittags bis 11 Uhr läuft. Wir haben auch ein Telefon, aber das kannst du morgen sehen. Auch die Druckerei, den Sender und das Hospital, aber jetzt wirst du zuerst mal hungrig sein.« Dr. Kemal, der Organisationschef Talabani, läßt uns Bohnensuppe, Brot und Tee bringen. »Wenn wir gewußt hätten, daß Sie kommen, hätten wir etwas Besseres vorbereitet«, entschuldigt er sich, »dafür machen wir Ihnen für morgen ein gutes Programm. Ich werde dafür sorgen, daß Sie mit Mamjellal Talabani ein Interview machen können. Und daß Sie etwas Gutes zu essen bekommen.«

Dr. Kemal spricht Englisch, hat Landwirtschaft studiert und war, wie sein Chef Talabani, schon beim Kampf Barsanis dabei. Er hat, im Gegensatz zu den Pesch-Merga um ihn herum, ein sanftes, gütiges Gesicht und ist rührend um mich besorgt. Die anderen halten es offensichtlich für ganz normal, daß ich zu ihnen kam, obwohl im Winter ausländische Journalisten gewöhnlich nicht hierherkommen. »Die Pesch-Merga haben die Häuser hier vor drei Jahren selber gebaut«, erklärt Dr. Kemal lächelnd, »natürlich nicht nach den letzten architektonischen Erkenntnissen. Aber noch halten sie.«

»Wie weit ist denn das Sommercamp entfernt?« erkundige ich mich.

»Nicht weit«, sagt er, »vielleicht zehn Kilometer. Ganz in der Nähe von Dr. Mahmuds Sommercamp, wo Sie waren. Obwohl die irakische

Regierung inzwischen weiß, wo wir sind, getraut sie sich nicht, hier anzugreifen. Mit Flugzeugen können sie nicht bombardieren, weil wir direkt am Berg wohnen, und Hubschrauber setzen sie nicht ein, weil wir Abwehrwaffen haben. Die irakischen Soldaten würden im Schnee steckenbleiben, wenn sie einen Angriff von oben wagten. Wenn sie das Tal heraufkommen, wären wir eindeutig in der besseren Position und würden sie aufreiben. Aber«, unterbricht er sich, »Sie werden müde sein. Ich zeige Ihnen Ihr Haus.« Mein Haus? »Sie können es auch Gästezimmer nennen«, lacht er und nimmt eine Taschenlampe. Wir ziehen die Schuhe wieder an und gehen ein paar Minuten weiter. In »meinem« Haus, das aus einem Zimmer besteht, das so niedrig ist, daß man sich nur gebückt darin aufhalten kann, brennt und qualmt schon der Ofen, sind die beiden nackten Glühlampen schon angezündet. »Es ist ein wirkliches Privileg«, klärt mich Dr. Kemal auf, »ganz allein in einem Raum schlafen zu dürfen. Normalerweise sind die Pesch-Merga zu fünf, in manchen größeren Häusern sogar zu zehnt. Ruhen Sie sich aus, Ihnen kann gar nichts passieren, zwei Pesch-Merga bewachen das Haus. Nebenan wohnt Talabani mit seiner Frau.« Ich schaue ihn fragend an. »Ja«, sagt er, »sie ist Pesch-Merga, und ich glaube, es gefällt ihr ganz gut bei uns.« Beim Hinausgehen fällt ihm noch etwas ein: »Rechts ist das Bad«, er deutet auf einen Bach, der an dieser Stelle durch ein Plastikrohr geleitet und von Steinen eingefasst ist, auf denen eine Plastikschaale mit Seife steht. »Links die Toilette.« Ich erkenne einen niederen Rundbau mit windiger Tür aus Pappmaché. »Ihnen soll es bei uns an nichts fehlen«, versichert Dr. Kemal und lächelt hintersinnig. Im stillen bewundere ich diese kurdische Art des Understatements, des unterkühlten Zelebrierens der freiwillig auf sich genommenen Kargheit von Leuten, die durchaus westlichen oder östlichen Luxus kennengelernt hatten.

Die schräg gewellten Wände meines Raumes, aus denen Strohhalme herausstechen, sind rissig, dafür hat mein Fenster zwei an Bindfäden befestigte Vorhänge. Über einer Astgabel schaukelt die Petroleumlampe für die Zeit nach 11 Uhr. Auf einem Brett an der Wand liegt neben der Tinte Briefpapier. In einer Ecke des Raumes ist auf dem Boden mein Lager mit drei Decken gerichtet, die Pesch-Merga bekommen sonst höchstens zwei.

Plötzlich geht die Tür auf, ein großer, massiger Mann, gefolgt von einer hübschen, zierlichen Frau in Pesch-Merga-Kostüm, bückt sich herein, schüttelt mir die Hand. »Ich bin Talabani«, dröhnt er, »wenn Sie nicht zu müde sind, kommen Sie doch noch zu uns nach nebenan auf einen Nescafé.«

Das Talabani-Zimmer ist höher, sogar er kann darin aufrecht stehen, es hat tatsächlich Fensterscheiben und wird von Neonröhren erleuchtet. Auf dem Fußboden liegen neben den beiden kargen

Matratzen Zeitungen und Zeitschriften umher. Es tropft trotz der Folien von der Decke. Sie bringt heißes Wasser, Café, Zucker und Milch, er angelt von einem Bord schwere orientalische Süßigkeiten, bietet sie an. Wir reden über Gleichgültiges, taxieren uns im stillen. Der gräßliche Ausdruck »Vollblutpolitiker« drängt sich mir auf, intelligent, wendig, charmant – wenn's sein muß, auf jeden Fall entschlossen. »Seit sieben Monaten bin ich hier im Camp«, sagt seine stille Frau, »die Kinder sind in Syrien.« Sie zeigt Fotos.

»Dr. Mahmud ist ein Opportunist«, schäumt ihr Mann, »warum hat er sich bloß auf Verhandlungen eingelassen? Ich werde Ihnen morgen einiges über ihn erzählen.« Es ist 11 Uhr und der Strom war eben abgeschaltet worden.

Auf meinem Luxuslager schlafe ich sofort ein, trotz der unbekannt-ten Geräusche um mich herum. Eines wird von dem Pesch-Merga verursacht, der einen Meter über meinem Kopf auf dem Dach patrouilliert, das andere von einer Vielzahl entzückender Mäuschen, die auf der Plastikfolie unter der Decke über mir ihre nächtlichen Spiele treiben.

Das ist in allen Häusern so. Dr. Kemal hat mir am nächsten Tag seine selbergebaute, vierteilige Mausefalle gezeigt, in der als Köder in Öl getränktes Brot aufgespießt ist. Sehr erfolgreich, bekennt er, sei er aber bisher damit nicht gewesen.

Hussein wird mir als Dolmetscher zugeteilt. Er war jahrelang in Wien Englisch-Lehrer an einer Mittelschule für Mädchen und ist erst seit sechs Wochen zurück. Er redet etwas zuviel und zu laut und trägt ein dünnes Schnurrbärtchen, das er an den Enden ständig nach oben zwirbelt. Sonst unterscheidet er sich von den anderen durch eine europäische Pelzmütze und ein Paar österreichische Bergschuhe. Er kümmert sich um Talabanis Informationsdepartment, eines der besten, das ich bei kurdischen Parteien gesehen habe.

Bevor ich das besichtigen darf, werde ich den Berg hinaufbegleitet. Ein Morgen wie aus Samt und Seide, weiß-blau und schimmernd. Das Haus an der Bergkuppe gehört den Volksfedajin, direkt daneben, in einer Mulde, steht eine Hubschrauber-Abwehrwaffe. »Zwei davon haben wir hier«, erzählen sie stolz. »Und was soll der Draht hier bedeuten?« frage ich sie. »Komm mit«, ziehen sie mich ins Haus, »du wirst schon sehen.« Sie klappen eine Holzkiste auf und entnehmen ihr ein selber zusammengebautes Telefon, kurbeln und reichen mir den Hörer. »Hallo«, sagt jemand. »Hallo«, antworte ich, »können Sie mir sagen, wie zur Zeit das Wetter in München ist?« – »Nein«, sagt er, »sorry. Aber wenn Sie wollen, zitiere ich Ihnen mein Lieblingsgedicht.« Es ist eines von Shakespeares Liebesgedichten, an das sich Dr. Kemal erinnert. »Normalerweise«, sagen die anderen, »ist das Telefon dazu da, den Befehl zum Abschuß durchzugeben. Eine zweite Leitung führt zum Empfangszelt am Ausgang des Tales.« Sie sind

sichtlich stolz darauf. Einige schließen sich uns an, als wir zum »duty-free-market« hinuntergehen. Auf zwei runden, übereinander liegenden Plätzen stehen die Zelte der Händler, heute an die fünfzig Stück. Es gibt tatsächlich alles: von schweren, riesengroßen kurdischen Teppichen über Käbme, Schuhe, Kassetten zu Kleidung, Lebensmittel und Zigaretten. Alkohol sehe ich keinen. Er ist den Pesch-Merga auch untersagt. Im Camp trinken aus Solidarität auch die führenden Parteimitglieder nicht. Pferde und Mulis sind an die Eichen gebunden, ihre Köpfe im Futtersack versteckt.

In den Fußspuren unserer Vorgänger steigen wir wieder hinauf, biegen aber über eine Bergnase nach rechts ab und haben plötzlich eine weite Sicht in den Irak: bewachsene Täler und kahle, runde Höhen wechseln einander ab, eingerahmt von einer Kette zackiger Schneeberge. Ein Blick zurück zeigt, daß das Tal der Parteien gerade hüben und drüben des Grenzbaches liegt, in einer so wild-romantischen Gegend, daß wir plötzlich alle stehenbleiben und schauen. »Sordjoana«, sehr schön, sagen diese wilden Burschen ganz zärtlich und drehen sich mit ausgestrecktem Arm einmal um sich selber. »Das alles ist Kurdistan und noch viel mehr«, erklären sie, »und eines Tages werden wir unsere Rechte erkämpft haben.«

Wenn ihr sie dann bloß nicht wieder bei den Verhandlungen verliert, denke ich mir, will sie aber im Augenblick nicht deprimieren.

»Wer gehört denn jetzt alles zu eurer PUK?« will ich wissen.

»Die irakische Komala und die sozialistische Bewegung Kurdistans. Und wir, die PUK, natürlich.«

»Und wer unterstützt euch?«

»Die syrische Baath-Partei, der linke Flügel, der dort an der Macht ist und die Palästinenser. Alle ohne Bedingungen.«

»Und was macht ihr außer Guerilla?«

»Wir sind damit beschäftigt, eine geschlossene nationale Front der irakischen Opposition zu bilden. Dann arbeiten wir politisch, sogar in den sogenannten Konzentrationslagern. Wir haben gute Verbindungen zum Iran, wir stehen hinter den 26 Punkten und haben während des Krieges im Iran mitgekämpft.«

## Briefe aus der Todeszelle

Wir stehen vor einem langen, niederen Haus, vor dem grau-gelbe tolpatschige Hundebabies heruntollen. »Das Informationsministerium«, witzeln sie und zeigen auf die Druckmaschine. »Alle Parteien, die hier sind, können darauf ihre Flugblätter oder Poster drucken.« Sie zeigen mir einige. »Wir machen eine Informationspolitik für das In- und das Ausland. Im Inland geben wir Bulletins heraus, auf kurdisch »Der neue Weg« und auf arabisch »Der Funke«. Für Europa

auf englisch ›Spark‹, das heißt auch der ›Funke‹. Es erscheint monatlich in Schweden und berichtet über die neuesten politischen und militärischen Auseinandersetzungen, über zensierte Bücher, ›Umsiedlungen‹ – inzwischen über 300 000 –, Verhaftungen von Kurden und ihre Verurteilung. Da veröffentlichen wir auch die letzten Briefe aus den Todeszellen.«

Hussein öffnet eine Schublade, entnimmt ihr einen Stoß von Briefen aus den Jahren 1977 und 1978 und liest mir daraus vor. Da heißt es zum Beispiel: »Ich bin jetzt in der Todeszelle im Gefängnis von Mossul. Ich hoffe, das kurdische Volk vergibt mir, daß ich nicht weiterkämpfen kann, weil mein Leben bald beendet sein wird. Wir, meine Zellengenossen und ich, werden bis zum Augenblick, wo sie uns die Schlinge um den Hals legen werden, gegen dieses faschistische Baath-Regime kämpfen. Leben ist schön, aber für die Sache des Volkes sterben, ist noch schöner. *Kurdistan van neman*, Kurdistan oder der Tod! Euer Genosse ›Hewa‹, 20. 8. 77.«

Ein anderer kurdischer Märtyrer, Asis Abdullah Zohrab, schrieb, kurz bevor er am 28. Januar 1978 gehängt wurde:

»Nachdem sie uns gefangen genommen hatten, kamen wir zuerst in das Armee-Hauptquartier nach Kirkuk, bevor sie uns in das ›Spezial-Untersuchungsgefängnis‹ überstellten. Kaum waren wir angekommen, wurden wir schon geschlagen. Wir wurden in einen Hof gesperrt, in dem noch die Notdurft und die Schuhe unserer Vorgänger lagen und der von dreckigen, dicken Mauern umgeben war. Wir dachten, daß wir hier erschossen werden sollten, aber die Wächter stießen uns unter Beschimpfungen in eine andere Zelle, die sehr klein und vollgestopft mit Landsleuten war. Bei ihrem Anblick packte uns das Entsetzen: Sie hatten nichts Menschliches mehr, waren ausgemergelt, mit langem Bart und langen verfilzten Haaren, unfähig zu sprechen. Es gab nicht so viel Platz in der Zelle, daß wir vierzig gleichzeitig sitzen konnten, geschweige denn liegen. So wechselten wir uns ab: Die Hälfte stand oder kauerte, während die andere Hälfte schlief. Für einen ganzen Tag bekamen wir zusammen drei Krüge Wasser. In der Zelle war es so heiß, daß uns ständig der Schweiß herunterlief. Einmal am Tag durfte jeder zwei Minuten aufs Klo, weshalb viele ihre Notdurft in der Zelle verrichteten. Einige waren schon sechs Monate hier, andere waren verdurstet oder verhungert. Uns standen am Tag zwei Stück Brot und eine halbe Tasse Tee zu, die wir aber nicht immer bekamen.

Wer versuchte, gegen Hitze und Hunger zu protestieren, wurde von den Wächtern herausgezerrt, geschlagen, und bewußtlos wieder in die Zellen geworfen. Fünfundneunzig Leute hatten in drei Minuten mit dem Essen fertig zu sein, wenn es welches gab. Einen Monat lang bekamen wir überhaupt kein Wasser, um uns zu waschen. Viele wurden krank. Jeden Tag verloren wir einen oder

**zwei** von uns. In diesem »Untersuchungsgefängnis« hielt ich es **zwei** Monate lang durch.

Der Offizier, der die Verhöre leitete, hieß Ra'id. Wenn einer von uns zu ihm gebracht wurde, hat man ihm vorher die Augen verbunden und die Hände gefesselt. Schon unterwegs wurde er mit Stöcken und Gewehrkolben traktiert. Dann stellte man ihm irgendwelche zwei Fragen. Ohne die Antwort abzuwarten, wurde er in das Nebenzimmer, eine Folterkammer, geschleppt und zwei Stunden lang mit Stöcken und eisernen Kabeln vor allem auf die Fußsohlen geschlagen. Danach holten sie ihn wieder zum Verhör, stellten ihm wieder Fragen. Wenn er sagte, er wußte nichts, kam er wieder in den Folterraum und wurde wieder genauso behandelt. Zwanzig von uns sind an den Folgen dieser Folter gestorben. Darunter waren viele unschuldige Bauern, die politisch nie aktiv gewesen waren.

Wenn die Folterknechte auf diese Weise nichts aus den Gefangenen herausbrachten, gingen sie zu Elektroschocks über. Die Elektroden waren am Kopf des Gefangenen oder den Geschlechtsteilen befestigt. Wir hatten inzwischen überall am Körper offene Wunden.

Drei Monate lang hatte das spezielle Militärgericht in Kirkuk nicht getagt, so daß die Zahl der Gefangenen im »Untersuchungsgefängnis« auf dreihundert angewachsen war. Nach dieser Zeit wurden wir in Armeelastwagen verfrachtet und dorthin gebracht. Schon beim Aussteigen wurden wir von Spezialeinheiten mit Schlägen begrüßt. Wir mußten uns mit ausgestreckten Armen an einer Mauer aufstellen und wurden weiter mißhandelt. Dann holten sie uns einzeln in den Gerichtssaal. Nach ein paar Fragen wurde das bereits fertige Urteil vorgelesen. Es gab nur »lebenslänglich« oder die Todesstrafe. Eine Möglichkeit, uns zu verteidigen oder gar einen Anwalt gab es nicht. So haben sie in 45 Minuten zweihundert Leute abgeurteilt. Elf Kameraden und ich wurden zum Tod durch Erhängen verurteilt. (Es folgen die Namen).

Die Lebenslänglichen kamen ins Gefängnis Abu-Ghreib im Süden Bagdads. Bevor sie uns zwölf in eine Spezialzelle des »Untersuchungsgefängnisses« zurückbrachten, fotografierten sie uns noch mit einem Namensschild um den Hals. Sechs Tage später, in denen wir wieder ständig geschlagen wurden, brachten sie uns ins Gefängnis nach Mosul, in die Todeszellen. Unterwegs sangen wir revolutionäre Lieder.

In den Zellen warteten bereits andere zum Tode verurteilte Landsleute. Wir umarmten und küßten uns. Es gelang uns, unsere Familien von unserem Todesurteil zu informieren. Wenn sie uns besuchen können, gut, wenn nicht, auch gut.

Da sitzen wir jetzt und warten auf die Hinrichtung, von der aber niemand spricht. Normalerweise findet sie nach Mitternacht statt. Unsere Stimmung ist gut. Wir singen, tanzen, diskutieren und halten politische Seminare ab.

Jede Woche sind wir ein paar weniger. Unsere Zellenfenster gehen direkt auf die Hinrichtungsstätte hinaus. Wenn es soweit ist, gehen unsere Kameraden mit schweren Schritten, aber singend zum Galgen, die meisten verweigern die schwarze Kappe. Andere haben Schüsse im Bauch oder in den Beinen, haben die Hände gebrochen oder die Augen ausgestochen, dann schleppt man sie zum Galgen. Ihre Leichen kommen vier Tage lang ins Hospital, danach werden sie verbrannt. Nicht einmal die Angehörigen dürfen Zeuge der Verbrennung sein.«

»Bitte hör auf, Hussein«, sage ich. »Das ist ja der reine Völkermord.«

»Ja«, erwidert er, »und ihr wißt nichts davon. Genausowenig wie die meisten von euch etwas von den Schah-Gefängnissen und den Savak-Foltern gewußt haben. Aber hier ist noch ein anderer Bericht von einem, dem es am 7. September gelungen ist, aus dem Untersuchungsgefängnis in Kirkuk auszubrechen.

Er schreibt: »Dieses Untersuchungsgefängnis liegt in einer Militärbasis von Kirkuk, nahe den Ölquellen. Die Faschisten nennen es 'Sondergefängnis für die Kurden aus dem Norden und für die Helfershelfer der Partisanen'. Alle, die von irakischen Sicherheitskräften, dem Geheimdienst oder bei militärischen Auseinandersetzungen gefangen genommen wurden, kommen früher oder später dorthin. Sie bleiben dort unter ständigen Folterungen von einem Tag bis zu sechs Monaten. Es gibt keinen Kontakt zur Außenwelt.«

Die Beschreibung der Folter erspare ich dir«, unterbricht Hussein, »weiter heißt es: »Es gibt drei verschiedene Arten von Gefangenen: Die ersten sind nur Angehörige einer 'illegalen' politischen Organisation, die zweiten Helfer der kurdischen 'Partisanen', die dritten selber 'Partisanen'. Die ersten bleiben im 'Untersuchungsgefängnis', die beiden anderen Gruppen kommen nach Mansuma, einem anderen Verhör- und Folterzentrum in Kirkuk.

Nach zwei bis drei Tagen Isolationshaft werden sie zum Verhör geholt, das ganz freundlich und locker beginnt. Die falschen Zeugen sind schon präpariert. Wenn der Gefangene dann nicht gleich gesteht, werden die üblichen Methoden angewandt, bis zu den Elektroschocks. Auch psychologische Folter wenden sie gern an: Sie erzählen dem Gefangenen detailliert, unter welchen Qualen Häftlinge während der Folter gestorben sind oder daß er, wenn er nicht unterschreibt, das Gefängnis nicht mehr aufrecht verlassen würde. Das stimmt auch, jeder unterschreibt dort ein Schuldgeständnis, ganz egal wie unschuldig er ist. Drei zivil gekleidete, in Wirklichkeit hohe irakische Offiziere, leiten die Verhöre, überwachen die Folter und beteiligen sich auch daran!« Hussein faltet den Bericht wieder zusammen. »Du siehst, was passiert, wenn sie uns schnappen. Trotzdem kämpfen wir weiter. Es ist jedenfalls sehr schwierig, unsere

Informationen in europäischen Zeitungen unterzubringen. Es ist, wie wenn man gegen eine Mauer rennen würde. Über die Kurden im Iran wird zur Zeit alles veröffentlicht, dessen die Medien habhaft werden können. Über das Kurdenproblem im Irak ist geradezu eine Nachrichtensperre verhängt, wir gelten als »befriedet«. Zwischen Januar und November 1979 sind bei 282 Zusammenstößen (davon allein 63 im Juni) 1151 Feinde getötet, 334 verwundet und 16 gefangengenommen worden. Die Pesch-Merga hatten – laut der PUK-Statistik – 41 Tote, 24 Verwundete und 7 Gefangene. Und nur weil der Irak so gute wirtschaftliche Beziehungen zu Europa hat, wie es früher der Schah hatte, erfährt man bei euch nichts«

»Wieviele Kurden, meint ihr, unterstützen im Irak den Kampf um ihre Rechte?«

Sie sehen sich an, einer meint: »95 Prozent sicher«, die anderen nicken.

»Und wo ist das Radio?«

Hussein drückt ein bißchen herum: »Zur Zeit geht es nicht, wir müssen ein Teil ersetzen. Es ist auch schon einer unterwegs deswegen. Vor vierzehn Monaten haben wir angefangen zu senden.«

»Gab es nicht schon bei Barsani einen kurdischen Sender?« frage ich.

»Doch«, bestätigen sie, »die »Stimme Kurdistans«. Aber das hat ja 1975 alles aufgehört. Wir fingen vor vierzehn Monaten neu an, da nannten wir den Sender »Stimme der Patriotischen Union Kurdistans«, jetzt heißt er »Stimme der Demokratischen Revolution Kurdistans«. Er sendet täglich eine Stunde, von 19 bis 20 Uhr. Man kann ihn bis Bagdad hören. Unsere Gefangenen haben uns erzählt, daß sie ihn sogar im Gefängnis in Bagdad gehört haben.«

»Und wie steht ihr zu den Barsani-Brüdern?«

Sie machen Gesten des Abscheus: »Das sind die reaktionärsten Elemente in Kurdistan, Söldner von Geheimdiensten und ausländischen Regierungen.«

»Von welchen Geheimdiensten und Regierungen?«

»Vom türkischen, israelischen, iranischen und syrischen Geheimdienst. Vor einem Monat kamen einige ihrer Kader aus Israel zurück. Außerdem helfen sie der türkischen Regierung, die kurdische Grenze zu schützen.«

»Haben sie konkret schon einmal etwas gegen euch unternommen?«

»Ja, etwas ziemlich Übles. Anfang 1968 haben sie 800 unserer Leute, die gerade in der Türkei waren, gefangengenommen und umgebracht, nur acht unserer Leute kamen zurück. Sie haben ein eigenes Gefängnis in der Türkei, in Bedaw. Erzähle einmal, Assad«, fordern sie einen der Pesch-Merga auf.

»Ich war 1968 im Badinan, dem Grenzgebiet zwischen Türkei, Iran

und Irak, das von den Barsanis kontrolliert wird, und organisierte mit dreihundert Leuten Guerilla-Aktivitäten. Da haben sie uns in den Bergen umzingelt und ins Gefängnis nach Bedaw gebracht. Sie wußten alles über uns und wollten uns zwingen, ein Pamphlet gegen die PUK zu verfassen. Wir haben uns geweigert. Dann wurden wir in ein Grenzdorf bei Uschnu gebracht, nach Katschala. Ich war mit vier anderen Kurden in einer Zelle, wir machten einen Fluchtplan, den wir nach drei Tagen in die Tat umsetzten. Wir sind durch das winzige Fenster geschlüpft. Allerdings nur wir zwei Dünnen, die zwei Dicken mußten dort bleiben. Wir haben sie später gegen fünf Barsani-Leute, die wir gefangenhielten, eingetauscht.«

»Wieviel Gefangene habt ihr denn zur Zeit?«

»Wir behalten nur Soldaten und Spione, die Offiziere tauschen wir aus. Im Augenblick haben wir sechs Gefangene.«

»Dann sind die Barsanis also doch ein ernstzunehmender Faktor, wenn sie auf einmal achthundert Leute umbringen können?«

»Sie haben noch Macht, vor allem in den reaktionären, feudalen Dörfern und Stämmen. Sie haben ja auch Geld und können damit Leute kaufen, wollen aber nicht wahrhaben, daß sie selber käuflich sind. Vor zwei Monaten haben sie sich von den Intellektuellen getrennt, die noch in ihrer Partei waren, zehn Mitglieder des Zentralkomitees haben sie ausgeschlossen, weil die forderten: keine Zusammenarbeit mehr mit Chomeini, und weniger Einfluß für Idriss und Massud. Sie sind zwar reich, die Barsanis, aber politisch sind sie bankrott.«

Wir stapfen über ein breites Schneefeld einen Abhang hinunter. Unten liegt, versteckt in einer Mulde, das Krankenhaus. Drei junge Ärzte, eben erst freiwillig aus Europa zurückgekommen, bieten uns etwas zum Trinken an. Es gelingt mir nicht, festzustellen, ob es sich dabei um Tee oder Café handelt.

»Wir drei«, erzählen sie, »sind verantwortlich für den Gesundheitszustand von siebentausend Leuten.«

»Hier gibt es siebentausend Leute?« frage ich erstaunt.

»Nein, nicht hier allein, auch in den Dörfern drumherum. Viele von uns sind auch unterwegs zum Kämpfen. Uns fehlt es an allem, an Medikamenten und Instrumenten, an Verbandszeug und Antibiotika.«

»Habt ihr zur Zeit gar keine Kranken oder sind die woanders?«

»Die sind in ihren Häusern im Camp, es sind zwanzig im ganzen, darunter drei Verwundete. Sie wollen nicht zu ihren Familien zurück, sie bleiben lieber hier.«

»Habt ihr auch einen Zahnarzt?«

Sie lachen. »Das sind wir selber. Hat jemand Zahnweh, bekommt er den Zahn gezogen, basta.« Sie tuscheln miteinander, bis einer den Mut hat, es laut zu sagen: »Einen Wunsch hätten wir. Ein paar

Krankenschwestern könnten wir brauchen, sag es doch mal bei dir zu Hause.«

Auf dem Rückweg zum Hauptquartier frage ich Hussein nach der Sexualität der Pesch-Merga und wie sie es ohne Frauen aushielten.

»Ja«, meint er, »das ist ein echtes Problem, vor allem für die, die aus Europa zurückgekommen sind. Wenn ich an meine Freundinnen in Wien denke«, schnalzt er sehnsüchtig mit der Zunge. »Ganz wenige haben ihre Frauen, die auch Pesch-Merga sind, mit im Camp. Einige haben in den umliegenden Dörfern Freundinnen. Homosexualität ist bei uns verpönt. Da bleibt eben nur die Selbstbefriedigung. Das ist im Sommer leichter, weißt Du. Im Winter, wenn sie zu fünft in einem Raum schlafen und keiner sich getraut, laut zu atmen oder zu stöhnen, machen sie es zwar trotzdem, aber meiner Ansicht nach führt das zu echter Verklemmung.«

Dr. Kemal wartet bereits mit einer Reis-Linsen-Suppe auf uns, die er servieren läßt. »Nachher wartet Mamjellal auf Sie, aber essen Sie nur in Ruhe.« Hussein schlägt die Augen nach oben: »Mamjellal«, holt er tief Luft, »ich liebe ihn wirklich.«

Da fällt mir ein Passus ein aus dem »Scheref-Nameh«, dem kurdischen Nationalepos aus dem 16. Jahrhundert, in dem es heißt: »Die Kurden sind tapfer, großmütig, gastfreundlich und ihrem Anführer im Krieg bedingungslos ergeben. In den meisten Angelegenheiten der Lebensauffassung hingegen fehlt ihnen jede Einsicht. Raub und Blutvergießen gehören zur Tagesordnung, den Fleiß lieben sie nicht sehr, weshalb oft Mangel herrscht, und politisch halten die Stämme nicht zusammen, denn keiner will dem anderen gehorchen und untertan sein.«\* Vor allem der letzte Punkt scheint mir immer noch das Hauptproblem der Kurden zu sein.

Jellal Talabani, Jurist, Journalist, Schriftsteller und Guerillaführer, sitzt auf seiner Matratze, verklebt gerade Briefe mit Tesafilm, seine Frau blättert in alten Zeitschriften. »Was wollen Sie jetzt eigentlich wissen?« knurrt der Generalsekretär der PUK mürrisch.

»Keine Parteipropaganda«, erwidere ich, »Ihr Leben, Ihr Kampf, Ihr Verhältnis zu Barsani interessiert mich.« Er mustert mich mit seinen kleinen, lebhaften Augen, fängt an zu berichten. Je mehr er erzählt, desto lebhafter wird er. Unter Barsani wurde er »der junge, radikale Wolf der Demokratischen Partei« genannt, Mulla Mustafa bezeichnete ihn in guten Stunden sogar als seinen »Sohn«.

1934 wurde er in Kalkhan, einem Dorf in den Khosratbergen, 100 Kilometer vom Camp hier entfernt, im irakischen Kurdistan geboren. Er machte sein Abitur in Kirkuk und begann, in Bagdad Jura zu studieren; 1955 wurde er wegen seiner politischen Aktivitäten von der Universität ausgeschlossen.

\* Zit. nach Hans Hauser, »Die Kurden, Stiefsöhne Allahs«, Herbig 1979, S. 119.

Er war bereits 1947 Mitglied der Jugendorganisation der Demokratischen Partei geworden, vier Jahre später war er Mitglied des Zentralkomitees und drei Jahre darauf Mitglied des Politbüros einer Partei, deren Präsident, Mulla Mustafa Barsani, im Exil in der Sowjetunion lebte. »1955 fuhr ich zum erstenmal ins Ausland, zum Jugendfestival in Warschau. Auf dem Weg nach China versuchte ich, in der Sowjetunion Mulla Mustafa zu treffen, aber die Russen ließen mich nicht zu ihm, ich durfte nur mit ihm telefonieren. Dafür traf ich ihn zwei Jahre später, beim Jugendfestival in Moskau. Als er ein Jahr später, 1958, nach dem Putsch Kassem in den Irak zurückkam, war er hundertprozentig kommunistisch eingestellt und begeistert von Kassem. Beides sollte sich aber in den nächsten Jahren ändern. Kassem vergalt ihm seine Anhänglichkeit jedenfalls nicht. In Artikel drei der neuen republikanischen Verfassung stand nur etwas von »nationalen Rechten« der Kurden, aber nichts von Autonomie, wir lehnten sie deshalb ab. Mulla Mustafa Barsani fühlte sich als Stammesführer, nicht als Präsident einer Partei. Immer wieder gerieten wir aneinander. »Lieber bin ich Präsident eines Haufens von Prostituierten als von euch«, sagte er einmal. 1959, auf dem Parteikongreß, kam es zum Eklat, drei als »Kommunisten« und »Verräter« gebrandmarkte, darunter Mahmud Osman, flogen aus der Partei. Ich ging auch.«

»Aber Sie kamen wieder zurück«, werfe ich ein.

»Ich wurde wieder ins Zentralkomitee gewählt, ja. Mahmud kam 1962 auch wieder zurück. Kassem bewegte sich jedenfalls von 1960 an immer mehr nach rechts, gefolgt von Barsani. Wir anderen waren auf der Seite der Bauern, wir forderten mit ihnen eine Landreform. Barsani setzte sich für die Großgrundbesitzer ein. Trotzdem waren wir dagegen, daß sich die Partei deswegen spaltete, das wäre nur Wasser auf die Mühlen Kassem gewesen. Barsani führte nebenher seine privaten Stammeskämpfe, ließ einige Führer umbringen, worauf sich diese Stämme auf die Seite Kassem schlugen. Kassem veröffentlichte Briefe, die Barsani an die Engländer geschrieben hatte, in denen er ihnen seine Dienste anbot. Das führte zur Spaltung Kassem-Barsani. Ende 1961 begann Kassem mit dem Krieg gegen Barsani, der sich mit dreihundert Pesch-Merga ins Badinan flüchtete. Er versuchte, die Unterstützung der türkischen und syrischen Regierung zu bekommen, was aber mißlang.«

»Und was taten Sie in der Zeit?«

»Wir unterstützten natürlich Barsani, weil wir auch gegen Kassem waren. Als Verantwortlicher für die militärische Organisation rekrutierte ich dreitausend Pesch-Merga. Damals wurde diese Uniform eingeführt, die jetzt alle tragen. 1962 begannen bei Kirkuk und Suleimania die Kämpfe unserer Pesch-Merga, die ich völlig neu organisiert hatte, wie die Befreiungsarmeen in Kuba oder in Vietnam. Nicht mehr nach Stämmen geordnet. Dann kam dieser Zwi-

schenfall mit dem amerikanischen Journalisten, diesem Dana Adam Smith, dem Korrespondenten der ›New York Times‹. Er macht eine Pause.

»Welcher Zwischenfall?«

»Sie müssen wissen, für Barsani waren Journalisten nicht nur Berichterstatter, sondern Abgesandte ihrer Regierungen. Dieser Mann sagte dann auch zu Barsani: ›Die Leute deines Politbüros sind Linke. So eine Organisation kann Amerika nicht unterstützen. Wir wollen kein zweites Kuba im Mittleren Osten.‹ Da antwortete Barsani ihm: ›Ich werde anti-kommunistisch, wenn ihr mich unterstützt. Ich bin euer Mann in Kurdistan.‹ Daraufhin suchte er Streit mit der Partei, es gelang ihm zu diesem Zeitpunkt aber noch nicht, jemanden auszuschließen. Im selben Jahr begannen die Verbindungen mit dem Iran. Die ganze Führung der Demokratischen Partei war dafür, ich eingeschlossen.«

»Und wie denken Sie jetzt darüber?«

»Jetzt betrachte ich es natürlich als größten Fehler. Aber damals hatten wir sogar die UdSSR konsultiert, und sie war damit einverstanden. Wir brauchten eben Waffen und Geld und bekamen es sonst nicht.«

»Und dann?«

»Dann unterschrieb Barsani 1964 einen Waffenstillstand. Wir waren dagegen, aber weil sein Prestige inzwischen schon so groß war, wurden wir als ›Castroisten‹ und ›blutrünstig‹ verschrien. Amerika und Rußland hatten sich auch für den Waffenstillstand ausgesprochen.«

»War 1964 nicht das Jahr mit den beiden Kongressen, wo Zentralkomitee und Präsident sich gegenseitig absetzten?«

»Ja, Barsani war darüber empört, daß ich mit Ben Bella von Algerien und Nasser von Ägypten verhandelt hatte. Als 1965 aber die Kämpfe wieder aufflammten, waren wir wieder bei Barsani.«

Was zwischendurch passierte, hatte er ja ganz geschickt übergangen. Daß er mit seinen tausend Leuten im Iran beim Schah und später im Sold Bagdads Barsani auch militärisch bekämpft hatte.

»1966«, fährt er fort, »wollte Barsani vier Leute des Zentralkomitees verhaften und beseitigen lassen, darunter auch mich. Aber der Kommandant, der diesen Befehl hatte, erzählte es uns und ließ uns entkommen. In dieser Zeit ließ uns Nasser wissen, daß er einen Putsch im Irak unterstützen und uns zu unseren Rechten verhelfen würde, wenn wir jetzt ruhig blieben. Barsani hatte bereits enge Beziehungen zu Amerika, Israel und dem Iran. Als 1967 der arabisch-israelische Krieg stattfand, war Mulla Mustafa auf seiten der Israelis, wir auf seiten der Araber – so tief waren die Meinungsverschiedenheiten inzwischen innerhalb der Demokratischen Partei.«

»Sie haben sich auch bekämpft?«

»Ja, das verstand die Mehrzahl der Kurden aber nicht, sie drängten auf eine Vereinigung der verschiedenen Standpunkte. Leute wie ich, die dagegen waren, waren in der Minderzahl. So kam es 1971 wieder zum Zusammenschluß.«

Er unterschlägt wieder elegant, daß Bagdad ihn und seine Leute 1970 fallengelassen hatte. Das steht auch nicht in seiner hektografierten Biographie, die ich anschließend bekommen sollte.

»Dann gingen Sie ins Exil?« frage ich.

»Nach Ägypten, von 1972–1974, ja. Während des Zusammenbruches von 1975 war ich in Syrien, wo ich im gleichen Jahr mit vier anderen Kurden (Dr. Kemal Fuad, Dr. Fuad Ma'sum, Nuscheruan Mustafa, Abdul Resak Mirza) die PUK gründete, der sich die anderen zwei Parteien dann anschlossen.«

»Und was war Ihr Ziel?«

»Wir hatten den Eindruck, daß sich die Kurden von ihren Führern, also dem Barsani-Clan verraten fühlten, die trotz 150 000 bewaffneter Pesch-Merga, vieler schwerer Waffen und 100 Millionen Dollar, die sich dann die sauberen Söhnchen unter den Nagel gerissen haben, getürmt waren. Wir hatten den Eindruck, daß das kurdische Volk weiter für seine Rechte kämpfen wollte. Die Barsanis«, er redet sich in Rage, »das sind überhaupt die größten Kapitalisten in Kurdistan. Der ärmste Sohn, Sabir, kam mit 525 Kilo Gold nach Bagdad zurück. Sie sind die Gulbenkians von Kurdistan, nur Wohltaten darf man von ihnen nicht erwarten. Sie haben ihr Geld aus dem Blut unseres Volkes gesogen.« Erregt steht er auf, geht nach draußen.

Als er wieder hereinkommt, schlage ich vor, unser Gespräch doch am nächsten Tag weiterzuführen. Talabani ist einverstanden.

Nach einem luxuriösen Frühstück mit Streichkäse und Butter begeben sich mich zum zweiten Teil des Gesprächs zu den Talabanis. Der Generalsekretär hat schon gewartet. Kaum sitze ich richtig, beginnt er: »Die Situation im Irak ist anders als die im Iran. Im Irak gibt es nur zwei Völker, die Kurden und die Araber, drei Millionen Kurden und achteinhalb Millionen Araber. Deshalb haben wir uns auch der irakischen Oppositionsfront angeschlossen. Unsere Slogans sind zwar dieselben: Demokratie für unser Land, Autonomie für Kurdistan, aber unser erstes Ziel ist der Sturz dieses faschistischen Baath-Regimes. 1976 hatten wir bereits wieder dreitausend Pesch-Merga, viele Bauern haben sich uns angeschlossen. Aber wir hatten auch schon die ersten Verluste: siebenunddreißig Pesch-Merga kamen aus unserem Trainingscamp in Syrien, davon waren zwölf Kader von uns. Sie wurden alle von den Barsanis gefangen und getötet. 1977 startete die irakische Armee einen Großangriff im Frühjahr. Viele unserer Pesch-Merga, die politisch noch nicht so standhaft waren, liefen zum Feind über, es blieben nur noch tausend bei uns. Das war ein großer Rückschlag.«

»Hatte da der Schah des Irans auch seine Finger drin?«

»Ja, Iran, Irak und die Barsanis waren gegen uns. Sie verhinderten auch die Waffenlieferungen durch ihr Gebiet.«

»Woher bekamen Sie denn Waffen?«

»Das ist ein Geheimnis, das kann ich nicht verraten. Dr. Mahmud kam jedenfalls auch zu uns, aber es gab grundlegende Meinungsverschiedenheiten. Wir waren der Ansicht, daß wir nur durch Kooperation mit den arabischen Parteien das Regime stürzen und unsere Autonomie bekommen können. Mahmud, er war ja schon immer clever, wollte sich das Hintertürchen zu Verhandlungen offenhalten, um von Bagdad direkt die Autonomie zu bekommen. Er stellte sich auch mit Teheran gut. Wir dagegen waren eine Guerilla-Armee und der Feind jeder Regierung. Dann kam das blutige Jahr 1978. Am Anfang verfügten wir bereits wieder über zweitausend Pesch-Merga, von denen die Barsanis achthundert abschlachteten, als sie gerade Waffen aus Syrien holen wollten. Am Ende des Jahres, als im Iran bereits die Revolution begann, waren wir wieder zweitausend Leute. Wir hatten Kontakte mit der iranischen Opposition und schrieben Chomeini nach Najef im Irak und nach Neauphle-le-Château in Frankreich. Aber vorher kamen noch die Soldaten von Saddam Hussein und vom Schah.«

Er deutet zum Fenster hinaus: »Und hier trafen sie sich.«

Also doch nicht so unangreifbar, wie ich dachte. »Die irakische Armee griff sogar mit Zustimmung des Schah Flüchtlingdörfer irakischer Kurden im Iran an. 1979 war ein wichtiges Jahr für uns«, berichtet Talabani weiter. »da kamen die Kommunisten, die vorher mit in der Regierung waren, zu uns, der linke Flügel der Baath-Partei und die Arabische Sozialistische Bewegung. Als wir gerade dabei waren, eine nationale Front ins Leben zu rufen, verließ uns Mahmud, veröffentlichte Flugblätter gegen uns, schrieb Briefe und gründete seine eigene Partei. Er vergaß den Schlächter Saddam und wandte sich offen gegen uns. Er behauptete, Saddam wolle den Kurden jetzt die Autonomie geben. Dann ging er am 5. Oktober zu Verhandlungen nach Bagdad und stellte die Kampfhandlungen ein.«

»Inzwischen hat er aber wieder gekämpft«, werfe ich ein.

»Glauben Sie?« zwinkert er. »Ich bin der Meinung, er hat eine geheime Abmachung mit der Regierung: Er soll zurück in die Berge, um sein Gesicht nicht zu verlieren, er soll aber versuchen, uns auszuschalten. Im Oktober 1979 habe ich ihn zum letztenmal getroffen und zu ihm gesagt: »Du weißt doch, daß du von denen nichts bekommst. Wenn du müde bist vom Kämpfen, geh doch weg, irgendwo ins Ausland, ich zahle es dir.«

»Halten Sie ihn denn für einen Agenten Bagdads?«

»Ich weiß nicht«, weicht er aus. »Mahmuds Leute bekommen

jedenfalls Nahrung und Kleidung vom Irak. Sie haben ein Laissez-Passer von der Regierung, ihre Pesch-Merga können ihre Familien in den Dörfern besuchen, wir haben das alles nicht.«

»Also keine Möglichkeit der Verständigung mehr?«

»Wenn er nicht mehr allein verhandelt, wenn er wieder ein aufrechter Patriot wird, dann schon. Aber wir glauben nicht, daß er weiterkämpfen will.«

»Und wofür kämpfen Sie genau?«

»Für dasselbe wie die iranischen Kurden. Nur gehen wir nicht davon ab, daß das Gebiet um Kirkuk und Mossul zum irakischen Kurdistan gehört und daß wir an den Erlösen der Erdölproduktion aus diesem Gebiet beteiligt werden müssen.«

»Und Sie können sich voll auf Syrien stützen?«

»Wenn Sie damit meinen, wir wären von Syrien abhängig, so ist das falsch. Sie unterstützen zwar die sieben oppositionellen Gruppen im Irak, geben Geld und Waffen, aber wir haben bewiesen, daß wir nicht immer ihrer Meinung sind. Bei ihrem Kampf gegen die PLO waren wir auf seiten der PLO. Als Syrien und Irak eine Union gründen wollten, die aber nie verwirklicht wurde, stellten wir uns dagegen. Syrien ist pro-Chomeini, wir sind mit den iranischen Kurden gegen Chomeini. Sie sehen, wir sind keine Satelliten.«

»Und wie ist Ihr Verhältnis zu den diversen iranischen Gruppierungen?«

»Wenn ich Ihnen jetzt sage, daß wir im Krieg mitgekämpft haben, würde ich das öffentlich jederzeit bestreiten.« Er lehnt sich zurück, lacht lauthals. »Die besten Verbindungen haben wir natürlich zu der Komala. Sie haben uns schon in der Schah-Zeit mit Waffen, Medikamenten, Ärzten und Lebensmitteln geholfen. Auch mit der Demokratischen Partei stehen wir gut, obwohl sie Verbindungen zur irakischen Regierung hat.«

Seltsam, genau dasselbe hatten die Demokraten von der Komala behauptet.

»Haben Sie von der Demokratischen Partei jemals ein schlechtes Wort gegen den Irak gehört?« fragt er mich direkt. Ich entsinne mich, sie hatten immer nur gesagt: »Das geht uns nichts an.« – »Haben Sie sie jemals gegen den Völkermord an den Kurden im Irak demonstrieren sehen?« Nein, hatte ich nicht.

»Sehen Sie«, triumphiert er, »aber die Komala schon.«

Erfüllt vom Gefühl seiner Wichtigkeit fährt er fort: »Wir haben auch mitgeholfen, die Verhandlungen mit Teheran in die Wege zu leiten. Ich erspare Ihnen Details, jedenfalls mußten wir unseren ganzen Einfluß darauf verwenden, die Volksfedajin und Komala am Weiterkämpfen zu hindern. Deshalb finde ich es nicht besonders fair, daß uns bestimmte iranische Gruppen nicht gestatten wollen, die an uns gelieferten Waffen durch den Iran zu transportieren.«

Erschöpft lehne ich an der Wand. Wem kann man in diesem ganzen kurdischen Wirrwarr eigentlich noch trauen?

»Ihre Gegner sagen, Sie wären einmal Maoist, einmal Nationalist, einmal Sozialist. Wie sehen Sie sich denn?«

»Die PUK ist links und progressiv, sie ist nicht pro- und nicht anti-kommunistisch. Ich bin ein progressiver Nationalist, ein kurdischer Patriot. Ich bin nicht pro-irgendjemand.«

Ein Pesch-Merga kommt herein, sagt, wir sollen zum Essen kommen, die Volksfedajin hätten uns in ihr Haus eingeladen. Talabani zieht seine Bergschuhe an, stülpt seine Pelzmütze und seinen Parka über, nimmt seinen Spazierstock und folgt den anderen den steilen Bergpfad hinauf. Seinetwegen gehen wir langsamer, er muß hie und da stehenbleiben und verschnaufen. Das hat weniger mit Alter – er ist fünfundvierzig – als mit Gewicht zu tun.

Im kargen, zugigen, düsteren Raum sitzen wir zu dreißig an den schiefen Wänden entlang, drei davon sind Frauen: ein hübscher Teenager, seit drei Monaten erst mit einem Pesch-Merga vom Camp verheiratet und selber Freiheitskämpferin; die Frau Talabanis mit zartem Gesicht und lebhaften Bewegungen, die sich aber nicht fotografieren lassen will, weil sie des öfteren unterwegs ist über die diversen Grenzen und nicht erkannt werden möchte, und ich.

Die Wachstücher werden auf die Bodendecken gerollt – Auftakt jeder Mahlzeit. »Was habt ihr eigentlich vor der Erfindung von Plastik benutzt?« will ich wissen. »Mamjellal!« rufen die Pesch-Merga, »du weißt das doch!« – »Er ist unser großer Kurdologe«, wirft Dr. Kemal ein. »Vor den Plastikdecken haben die Kurden Leder genommen, ganze Häute, und sie auf den Boden ausgebreitet. Oder Holzbretter oder Metalltablets, jeweils für zwei Leute«, doziert der PUK-Chef. »Natürlich war das schöner, aber das hier ist eben praktischer«, zuckt er die Schultern und greift nach einem Hühnerbein. »Ich möchte jetzt zu den Parteien«, bitte ich Hussein nach dem Essen. »Gut«, sagt Dr. Kemal, »ich werde sie benachrichtigen«, und schickt Leute weg. Dann zieht er gelbes Briefpapier heraus, schreibt einen Brief, gibt ihn einem Jungen und wendet sich zu mir: »Der ist für die Kommunisten, die haben es immer gern offiziell.«

Im Haus des linken Flügels der Baath-Partei werden wir von einem großen, ernsten, schönen Mann begrüßt: Saffar Nuredin. »Nach dem Sturz des rechten Baath-Regimes könnte er Präsident werden«, flüstert mir Hussein zu.

»Was heißt das eigentlich, Baath?« frage ich ihn.

Er antwortet arabisch, Hussein übersetzt ins Englische.

»So etwas wie Wiedergeburt, Renaissance«, sagt er. »Die Partei wurde im April 1946 in Damaskus gegründet mit dem Ziel, die arabische Nation zu vereinigen. Mitbegründer war Michel Aflak, ein Christ, der zum Chefideologen der Baath wurde.«

»Von wo bis wo?«

»Vom Atlantik bis zum Arabischen Golf, den die Perser und Sie Persischen Golf nennen. Die Staatsform sollte ein demokratischer Sozialismus sein. Die Prinzipien der Baath kamen dem Kampf der arabischen Nationen gegen Imperialismus und Kolonialismus sehr entgegen. In Syrien 1963 und im Irak endgültig 1968 wurde die Baath die regierende Partei. Wir, der linke Flügel der Baath, hinter dem die Mehrzahl der Basis steht, wollten ein genaues Programm. Der rechte Flügel, der aus Militärs, Feudalen, Bürgern und Reaktionären bestand, wurde aber nicht einmal mit den konkreten sozio-ökonomischen Problemen fertig. Dazu kämpften sie gezielt gegen alle Progressiven: Kommunisten und Kurden, das heißt sie nahmen sie gefangen und brachten sie im Gefängnis um. Das erste Mal 1963, nachdem sie Kassem ermordet hatten. In diesem Jahr blieben sie aber nur zehn Monate an der Regierung. Erst durch einen Militärputsch im Juli 1968 kamen sie wieder zur Macht. Die Baath-Regierung hatte und hat feste Verbindungen zum amerikanischen CIA.

Wir vom linken Flügel machten uns ab 1966 große Hoffnungen: In Syrien hatte im selben Jahr der linke Baath-Flügel vom rechten die Macht übernommen. Wir bereiteten uns auch im Irak auf einen Wechsel vor, aber unser Plan wurde verraten, Geheimdokumente wurden entdeckt, viele von uns ins Gefängnis geworfen und ermordet.

Seit 1969 hatte der regierende rechte Flügel der Baath die Beziehungen zur Sowjetunion vertieft, was im Freundschaftsvertrag von 1972 gipfelte, aber nur, um nach außen zu zeigen, wie »progressiv« sie sind. Sie behaupten, die Befreiungsbewegungen zu unterstützen – ausgenommen die im eigenen Land. In Wirklichkeit arbeiteten und arbeiten sie dem Westen in die Hände. Im Oktober 1973, während des Oktoberkrieges und der Ölkrise hat Bagdad dem Westen mehr Öl geliefert. Ökonomisch ist der Irak fast vollständig vom Westen abhängig, was Investitionen und Importe angeht. Außerdem unterstützen sie nur die reaktionärsten islamischen Staaten wie Marokko, Türkei, Somalia, den Nord-Jemen und greifen dafür Staaten wie Syrien und den Süd-Jemen an. Sie nehmen einen klaren Standpunkt gegen die iranische Revolution ein und haben allen Savak-Leuten, die in den Irak geflüchtet waren, Unterschlupf gewährt.«

»Und was verbindet Sie mit dem kurdischen Befreiungskampf?«

»Wir arbeiten mit den übrigen sechs Oppositionsparteien darauf hin, das faschistische Regime in Bagdad zu stürzen, das in der progressiven arabischen Welt und von den eigenen Massen isoliert dasteht, ohne die Unterstützung der Arbeiterbewegung der sozialistischen Länder. Wenn das gelingt, bekommen die Kurden ihre Autonomie. Und zwar eine, wie sie sie wünschen, nicht diese Pseudo-Autonomie, wie sie einseitig von Bagdad beschlossen und praktiziert wird.«

Wir drückten Saffar die Hand und gehen zur nächsten Partei: der Sozialistischen Bewegung Kurdistans. Wir waren wieder bei Kurden. Diesmal bei Sozialisten, die aber trotz des gemeinsamen Begriffs »sozialistisch« im Parteinamen nichts mit Dr. Mahmud zu tun hatten. Auch sie sind gegen die Barsanis eingestellt, die ihre Parteigründer Ali Askari und Dr. Chalid getötet haben. Seit 1976 sind sie bei der PUK und haben sich auf einen langen Kampf gegen die Baath-Regierung eingestellt. Marxisten-Leninisten seien sie nicht, sagen sie. Und: »Das Kurdenproblem ist der Prüfstein für jede Regierung in Bagdad.« Ich bekomme noch eine Orange geschenkt, dann steigen wir zu einem anderen Haus hinauf, um Leute der irakischen Komala zu treffen. Sie sagen auch nichts Neues, außer daß es zwischen ihnen und den iranischen Genossen keinerlei ideologische Unterschiede gäbe. Nach dem dritten Tee dürfen wir gehen.

Im unteren Haus der Kommunistischen Partei ist niemand, der befragt wäre, mit mir zu reden. »Dann gehen wir ins Hospital der Kommunisten, vielleicht wissen die was«, schlägt Hussein vor. Ein extra Hospital von Kommunisten für Kommunisten finde ich eigenartig. »Nein«, wehrt sich der Arzt. »das Hospital ist für alle da, natürlich. Wir betreiben es nur.«

Als Hussein erzählt, woher ich komme, wird die Diskussion lebhaft, fast ein bißchen feindselig. Ob die Faschisten bei uns zunehmen würden, wie die KZ-Prozesse ausgegangen wären. Ob es die Berufsverbote noch immer gäbe. Ob ich wüßte, daß die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen dem Irak und der Bundesrepublik immer enger würde und daß der Irak von dort die neuesten Folterwerkzeuge, zum Beispiel für Elektroschocks geliefert bekäme.

Nein, das wüßte ich nicht. Woher sie es denn erfahren hätten. Gefolterte Genossen hätten »Made in W-Germany« gesehen. Ich kann es nicht widerlegen, halte es sogar für möglich. Schäme mich für die Waffen- und Folterwerkzeughersteller und -lieferanten. Draußen wird es langsam dunkel, Hussein drängt zur Eile, wir müßten noch ganz auf den Berg, die Kommunisten in ihrem Hauptquartier besuchen.

Hätte er vielleicht auch ein bißchen früher sagen lassen können, werfe ich ihm vor. »Ja«, sagt er, »aber ich hatte den Eindruck, es gefällt dir hier.« Und ich hatte den Eindruck, wir warteten hier auf den versprochenen Interviewpartner.

Also brechen wir wieder auf, ziehen uns, schwer atmend, die steilen schmalen Wege nach oben. »Sie sind bekannt als gute Organisatoren«, bemerkt Hussein halb bewundernd, halb mißtrauisch. »Wie lange sind sie denn schon im Tal?« frage ich Hussein. »Sieben Monate ungefähr«, zählt er zurück.

Das Haus der Kommunisten ist größer, es hat nach dem Eingangsraum noch zwei andere Zimmer. Im vorderen sitzen mehrere Leute in

kurdischer Tracht, im hinteren drei, offensichtlich bedeutende Parteigenossen. Wir werden nach hinten geführt, längere Zeit von drei Augenpaaren gemustert. Ja, Dr. Kemals Brief hätten sie bekommen, sie hätten auch im Prinzip nichts gegen ein Interview, nur heute hätten sie eine wichtige Besprechung gehabt. Ob ich nicht morgen Zeit hätte. »Nein«, sage ich. »morgen gehe ich wieder zurück in den Iran.«

Hussein tritt unwohl von einem Fuß auf den anderen, fragt sie, ob sie Englisch könnten. Sie nicken. »Dann kannst du ja gehen«, schlage ich vor. Erleichtert verabschiedet er sich.

Das Gespräch läuft recht zäh an. Warum sie von der Seite der Regierung auf die der Opposition übergeschwenkt seien, will ich wissen. Sie reden miteinander, dann erklärt einer: »1978 wurden von der Baath-Regierung zweiunddreißig Genossen gehängt. Zehn Monate später, im Mai 1979, schlossen sie unsere Zeitung. Da entschied sich das Zentralkomitee dafür, daß die Kommunisten nicht mehr mit dieser Regierung zusammenarbeiten könnten.«

»Wurden die Kommunisten seit 1963 nicht immer wieder Pogromen unterworfen?«

»Ja, es wurde immer wieder zur Kommunistenhatz geblasen. Seit 1972, dem Jahr des Freundschaftsvertrages mit der Sowjetunion, versicherte die Regierung zu wiederholten Malen, daß im Irak niemand wegen seiner Ideologie verfolgt würde. Sie hielten sich aber nicht daran. In den letzten Jahren schlug sich die Baath, wie Sie wissen, immer mehr auf die Seite der Imperialisten, vor allem des Waffenkaufs wegen. Wenn uns die Regierung nicht gezwungen hätte, wären wir nicht hier in den kurdischen Bergen.«

»Sie fühlen sich hier nicht wohl?«

Sie schauen sich an, lächeln, antworten ausweichend: »Wir fühlen uns hier sicherer als in Bagdad. Für Partisanen sind die Berge ideal, das Wetter und das kurdische Volk helfen uns hier. Wir haben auch eigene Pesch-Merga.«

»Und was verbindet Sie mit den Kurden?«

»Wir haben eine gemeinsame Vergangenheit: Wir wurden gleich grausam verfolgt, verhaftet, umgebracht. Und wir kämpften für dasselbe Ziel: den Sturz von Kassem, eine demokratische Regierung und eine echte Autonomie für Kurdistan.«

»Wie beurteilen Sie die augenblickliche Situation im Irak?«

»Wir sind der Meinung, daß die Opposition im Irak überall wächst. Die Streiks nehmen zu. Das Volk hat nicht mehr so viel Angst wie früher. Saddam Hussein hat praktisch niemand mehr, der ihn unterstützt. Vor sechs Monaten hat er zwanzig Mitglieder der eigenen Partei hängen und siebenundfünfzig einsperren lassen. Ohne zu morden, kann er sich nicht mehr an der Regierung halten. Wenn keiner mehr übrigbleibt, wird er sich wohl am Schluß selber umbringen müssen.« Sie lachen, aber es ist ein bitteres Lachen. »Es gibt im

Irak nicht nur die offiziellen Gefängnisse, es gibt in Bagdad Tausende von »geheimen Häusern«. Dorthin werden die Leute gebracht, die dann auf einmal verschwunden sind. Dieses Terrorregime hat es so weit gebracht, daß die einfachen Mitglieder der Baath überhaupt nicht mehr aufsteigen wollen, weil sie um ihr Leben fürchten. Von den führenden Leuten der Baath-Partei, die 1968 mit Saddam Hussein waren, ist keiner mehr da, sie sind im Gefängnis oder umgebracht.«

Das Essen kommt, sie bitten mich dazubleiben. Es gibt Köstlichkeiten, die ich schon lange nicht mehr gegessen habe: Kalte, gekochte Kartoffeln mit aufgeschnittenen Zwiebeln, Makrelen aus der Konserve, richtige Butter, Streichkäse und selbergebackenes frisches, rundes Brot. »Wir machen das meiste selbst«, erklären sie, »zu viele von uns Kommunisten sind schon vergiftet worden.«

Inzwischen haben sie Vertrauen gefaßt, sie erzählen von ihren Folterungen in irakischen Gefängnissen. »Wir kennen sie alle von innen«, und bestätigen die Information von den deutschen Folterinstrumenten. Natürlich fehlt diesen arabischen Politikern in den wilden kurdischen Bergen viel. Aber sie halten aus, ihres gemeinsamen Kampfes wegen. Sie bitten mich, Rani Bulurian und Abdul Rahman Ghassemlu zu grüßen.

Zwei PUK-Pesch-Merga bringen mich zurück in »mein« Haus. Mir schwirrt der Kopf, und ich habe quälende Träume.

Samstag, 26. Januar: Der Morgen war beinahe zu strahlend, um Abschied zu nehmen. In Hunderttausenden von kleinen Schneekristallen brach sich das Licht, am Himmel war keine einzige Wolke, die Bächlein schossen glucksend das »Tal der Parteien« hinunter. Das Muli, das wir auf dem Markt mieteten, war entschieden stattlicher als das erste, trotzdem weigerte ich mich aufzusteigen. Diesmal wollte ich den ganzen Weg mit den anderen zehn mitgehen. Es wurde auch eine traumhafte Wanderung durch die verschneite Berglandschaft des Zagrosgebirges, inmitten singender Pesch-Merga. Die fünf Stunden kamen mir wie zwei vor, als wir in dem Dorf ankamen, von dem aus die Straße nach Serdascht führt. Im Innenhof des Bus-Terminal von Serdascht war ein Fahrer gerade dabei, seinen Bus zu putzen. »Nein«, sagte er energisch, er hätte heute keine Lust mehr, nach Mahabad zu fahren. Zwei Stunden später wurden doch noch zwei Autos einer Fahrschule gefunden, in die wir uns jeweils zu siebt mit Fahrer quetschten. Dreimal mußten wir dann auch Reifen wechseln – Gott sei Dank waren die beiden Autos dieselben iranischen Modelle, Paykar-, bis wir gegen 9 Uhr abends in Mahabad einfuhren.

---

## 9. Ein neuer Krieg beginnt

»Warst du schon in Sanandatsch?« hatte mich Kakh Salah Mohtadi, einer der wichtigsten Komala-Führer aus Bukan, unterwegs gefragt. »Nein«, bekannte ich, »streiken die Leute da immer noch, um die Pasdars aus der Stadt zu bekommen?« Sein erstaunter Blick streifte mich kurz. »Es ist ihnen gelungen, morgen verlassen die Pasdars die Kaserne im Zentrum der Stadt und ziehen sich an den Stadtrand zurück. Wenn du willst, organisiert dir die Komala eine Fahrt dorthin. Ich bin morgen bis mittag beim Scheikh zu erreichen, sonst kommst du einfach in Bukan vorbei, das liegt ja am Weg.«

Kaum sitze ich bei den Nachbarn, klingelt das Telefon. »Ich weiß schon alles«, verkündet Ghassemlu fröhlich. »Wie hat er Ihnen denn gefallen, Monsieur Talabani?«

»Gut, gut«, antworte ich, »er hat mir einiges erzählt, wozu ich noch ein paar Fragen habe.« – »Deshalb wollte ich Sie ja auch morgen zum Essen einladen. Extra für Sie habe ich den Kommandanten unseres Gefangenenlagers dazu gebeten. Ich schicke dann einen Wagen vorbei.« Dann, etwas zögernd: »Gefällt es Ihnen immer noch bei uns?« – »Besser denn je«, entgegne ich, »ich fange langsam an, mehr zu verstehen.« – »Bitte nicht zu viel«, warnt er lachend vom anderen Ende der Leitung, »sonst könnten Sie uns ja am Ende gefährlich werden.«

Beim Frühstück am nächsten Morgen erzählt Hussein, der irakische Kurde aus dem Talabani-Camp, der gestern mit uns nach Mahabad gekommen war, um nach Teheran weiterzufahren, wo er eine höchst geheime Mission zu erfüllen hatte, vom Schicksal seiner Familie. »Meine Familie ist eine Bauernfamilie aus einem Dorf bei Sindjan im Nordirak. 1976 wurde ihnen das Land genommen und sie in den Süden ausgesiedelt. Damit die Baath nach außen ihr Gesicht wahrte, mußten unsere Leute ein Papier unterschreiben, daß sie freiwillig auf ihr Land verzichten, kein Geld dafür haben und umsiedeln wollten. Mit allen Tricks wurde versucht, sie zum Eintritt in die Baath-Partei zu bewegen. Ich vergesse nicht, daß sie auf Lastwagen weggekartt wurden, jeder durfte gerade so viel mitnehmen, wie er tragen konnte. In unsere Häuser und Dörfer kamen arabische Familien. Ich wußte nicht, ob ich meine Eltern je wiedersehen würde, ich war zu der Zeit in Europa. Erst Jahre später bekam ich die Nachricht. Ich habe sie noch nicht wieder gesehen. Das war für mich der Grund, Pesch-Merga zu werden.«

»Du warst so lange in Europa, bist erst seit ein paar Wochen wieder zu Hause. Gibt es etwas, was du vermißt. Hussein?«

»Ein bißchen den Komfort, ein bißchen die Kultur, ein bißchen die Mädchen, aber das habe ich ja gewußt. Was mich krank macht, und was die Entwicklung unserer Gesellschaft hemmt, sind drei Faktoren: die Zentralregierung, die Religion und die Tradition. Sie verbieten alles, was Spaß macht und was nützlich ist.«

Wir bummeln durch die Stadt, um seine Busfahrkarten nach Teheran zu kaufen, als uns beim Cinema Arya ein buntes Plakat mit einer dunklen rassigen Frau, die ein Gewehr schwenkt, ins Auge fällt. Ein Film über die Befreiungsbewegung von Oman. Der große untere Saal, in dem die Feierlichkeiten zum »Tag der Republik« stattgefunden hatten, ist abgeschlossen, auf den gebrechlichen Holzsesseln des Balkons sitzen bereits drei Leute, darunter ein Liebespaar, das es wagt, ab und an mal Händchen zu halten. Kino und Telefon sind vom Koran noch nicht erfaßt, also nicht ausdrücklich verboten. Rauchen und Sonnenblumenkerne spucken ist erlaubt. Bild- und Tonqualität des Films sind miserabel, er kann sich einfach nicht entscheiden, ob er schwarz-weiß oder farbig sein will. Der Text ist persisch, die Untertitel französisch, die Aussage revolutionär. Befriedigt verlassen wir das Kino, ich begleite Hussein zum Bus. »Ich hoffe, sie kennen mich in Teheran noch nicht«, murmelt er beim Einsteigen. Ich hoffe mit.

Gegen Abend holt mich ein Wagen des Kurdenführers ins Haus eines seiner Vettern in Mahabad. »Das ist der Colonel, Madame«, sagt Ghassemlu und deutet auf einen Mann im weißen Pullover, der vor Energie aus den Nähten zu platzen droht.

»Wo ist denn das Gefangenenlager?« wende ich mich an ihn. »In der Nähe von Serdascht.« – »Da war ich ja gestern.« – »Ich auch«, er lacht bedauernd. »Wenn ich es gewußt hätte, hätte ich es Ihnen gezeigt.« – »Wie geht es denn da so zu?« will ich wissen. – »Den Gefangenen geht es gut. Anders als uns Kurden in iranischen Gefängnissen. Sie dürfen Besuch bekommen. Ich stelle ihnen dann mein Zimmer zur Verfügung, damit sie in Ruhe miteinander reden können, und gehe draußen in der Kälte spazieren.« – »Würden das die Gefängnisdirektoren bei Ihnen auch machen?« stichelt Ghassemlu. Ich bestreite es nicht rundweg. Er reicht mir ein Glas herüber: »Von Ihrem Whisky, den Sie mir neulich geschenkt haben«, bemerkt Ghassemlu, »ich bin nämlich gar nicht so egoistisch, wie Sie annehmen.«

»Stimmt es eigentlich, daß Sie während des Krieges im Talabani-Camp waren?« frage ich. »Er hat mir das Haus gezeigt, in dem Sie gewohnt haben.« – »Ich habe in meinem eigenen Haus gewohnt«, korrigiert er, »im Iran. Sie dürfen Talabani nicht alles glauben.«

»Und ist es richtig, daß Talabanis Pesch-Merga im Krieg auf Ihrer Seite gekämpft haben?« Er überlegt, dies scheint also ein heißes Eisen

zu sein. »Es stimmt«, gibt er zu, »aber wir haben es schon bald bereut. Sie waren die ersten, die davongelaufen sind. Den eigentlichen Kampf haben wir allein bestritten.«

»Talabani hat behauptet, Ihre Partei bekäme Geld von der irakischen Regierung, was sagen Sie dazu?« – »Nein«, antwortet er schnell, »wir bekommen nichts vom Irak, kein Geld und keine Waffen.«

Jemand bringt Ghassemlu ein Radio: Direktübertragung der ersten Pressekonferenz des neugewählten Staatspräsidenten Bani Sadr, mit angehaltenem Atem lauschen alle. Ein Journalist stellt Bani Sadr die Frage, wie es denn jetzt in Kurdistan weitergehen werde. Das Wort Autonomie erwähnt er in seiner Antwort überhaupt nicht. Er sagt nur, daß er sich von bewaffneten Aufständischen zu nichts zwingen lassen würde. Die Kurden sollten erst ihre Gewehre abgeben, dann könne man weitersehen. »Was bedeutet das?« frage ich Ghassemlu. »C'est la guerre«, stellt er ruhig fest, »das bedeutet Krieg.« Die anderen nicken. Keinerlei Anzeichen von Aufregung. Alle wissen, daß damit die Verhandlungen gescheitert sind und neue Kämpfe bevorstehen. Trotzdem wird während des Essens wie immer erzählt, gesungen, gelacht.

Bei der Rückfahrt sitze ich zum erstenmal allein mit Ghassemlu im Fond eines Personenautos. »Wie schade, daß wir nicht in Europa sind«, sagt er bedauernd, »dann würden wir jetzt ausgehen. Dann könnte ich Ihnen viele Dinge erklären. In dieser Situation können Sie mich natürlich nicht verstehen. Und ich kann so vieles nicht sagen.« Er nimmt meine Hand. »Und die heißen Informationen, die Sie mir vor Wochen versprochen hatten?« bringe ich schwach vor. »Auf die warte ich auch noch«, entgegnet er, »und was haben Sie morgen vor?«

»Ich fahre nach Sanandatsch«, gebe ich Auskunft. – »Mit wem?« fragt er interessiert. – »Die Komala will es organisieren.« – »Gehen Sie aber nicht fremd«, droht er, »ich weiß über jeden Ihrer Schritte Bescheid.«

Wir sind angekommen, die Wagentür wird bereits aufgerissen. »Schlafen Sie gut«, ruft er mir nach. Und: »Wir sehen uns ja noch.« Diese Kurden, vertraut aber fremdartig, aber doch mehr vertraut.

Dienstag, 29. Januar: Es ist nicht zu fassen, aber ich bin in Sanandatsch. Für die etwas mehr als 400 Kilometer habe ich zwei Tage gebraucht. Aber in Kurdistan geht eben nicht immer alles so einfach, wie man es sich vorstellt. Gestern bin ich allein mit dem Minibus von Mahabad nach Bukan gefahren. Das Ticket habe ich wieder nicht zahlen dürfen, ich sei doch »ihre« Journalistin, bedeuteten mir die Mitfahrer. Als ich in Bukan am Terminal auf ein Taxi wartete, hielt ein Landrover, jemand rief mir zu: »Can I help you?« Der Freund eines Freundes aus Mahabad. Selbstverständlich fuhr

er mich ans Ende des Dorfes, zum großen Hof von Kakh Salah Mohtadi.

Der kleine, gänzlich unorientalisch dynamische Komala-Führer saß in einem großen Raum, diskutierte, fällte Entscheidungen, schickte Leute aus. Das Ganze sah sehr nach Befehlszentrale aus. »Was halten Sie von der Bani-Sadr-Ansprache?« frage ich ihn. – »Die ist eindeutig«, antwortet er, »das gibt neue Kämpfe. Nicht heute, nicht morgen, aber wenn der Schnee schmilzt.« Er schreibt einen Brief, verklebt ihn sorgfältig, gibt ihn jemandem mit. »Wann wollen Sie nach Sanandatsch?« – »Sobald es geht.« – »Die Leute von der Komala werden gleich da sein.«

Nachdem sie endlich kamen, mich des längeren und breiteren ausgefragt hatten, woher meine Kontakte zur Komala kämen, hieß es: »Also morgen früh, um 9 Uhr hier.«

Ich war da, Kakh Salah auch, wer fehlte, waren die Komala-Leute. Ab 10 Uhr wurde auch der Familienchef der Mohtadis nervös. Er nahm den Hörer des hölzernen Telefons von der Wand, kurbelte, bekam das Amt, legte den Hörer wieder nieder, kurbelte wieder und sprach in die festmontierte Sprechmuschel. Offensichtlich nichts Schmeichelhaftes für seine Partei. Ich staunte das Telefonmodell an, so etwas kannte ich nur aus alten Filmen. In Bukan existieren noch keine Direktwahl-Verbindungen.

Irgendwann kam dann auch ein Landrover, ein zwanzigjähriger Knabe mit hochrotem Bauerngesicht wurde mir vorgestellt: »It's your friend now.« Aha, der neue Beschützer. Wir waren vielleicht zehn Kilometer in Richtung Sakes gefahren – die Sonne hatte so seltsame grau gelbe Schleier vor dem Gesicht –, als wir einen Bus überholten, stoppten und einstiegen.

In Sakes angekommen, es war Nachmittag und schon ziemlich dunkel, mußten wir in den Minibus nach Sanandatsch umsteigen. Es hatte zu schneien begonnen. Schon der erste Paß bei Iranschar wurde uns zum Verhängnis: Lastwagen und Busse standen quer, ein eisiger Wind pfiff, die Sicht war knapp, nur ein paar Meter weit, und sogar das Schneeräumgerät, auf dem man »Wisconsin« entziffern konnte, war in einer hohen Schneewächte steckengeblieben.

Durch das Fenster konnte man abenteuerlich verummte Gestalten mit ihren Schaufeln werkeln sehen. Im immer eisiger werdenden Bus wurden aus einer großen Tüte Sonnenblumenkerne angeboten. Niemand regte sich auf, als auch die Möglichkeit zurückzufahren nicht mehr bestand. Zwei Stunden später tauchte dann von irgendwoher doch noch ein Schneeräumer auf, hinter dem wir langsam die Straße hinunterfahren, bis zum nächsten Paß bei Saffar-Abbad, wo sich dasselbe Spiel fortsetzte. Öltankwagen rotierten trotz Schneeketten auf der vereisten Straße wie Käfer, die auf dem Rücken liegen. Vor dem Mond fegten dunkle Wolkenfetzen vorbei, wir teilten uns

die letzten Zigaretten, wer im Besitz eines Paares Handschuhe war, gab seinem Nachbarn einen ab. Um im Bus nicht langsam zu erstarren, ging immer mal wieder einer hinaus, tauschte schreiend gegen den Schneesturm mit den anderen Informationen aus, kam wieder zurück, erzählte allen, was er erfahren hatte. Ich machte es nach, spürte plötzlich kribbelnde Wärme, als ich wieder in den Bus zurückkam, wo sich gerade alle über »Kamyaran« unterhielten. Kamyaran, machten sie mir klar, ist ein Dorf 50 Kilometer von Sanandatsch entfernt, wo seit gestern neue Kämpfe zwischen Chomeini-Milizen und Pesch-Merga entbrannt waren.

Als wir Stunden später endlich nach Sanandatsch einfuhren, fragte mein Bauerngesicht: »Hotel? Komala?« Ich entschied, gleich einmal bei den Leuten der Komala vorbeizugehen. Vor ihrem Parteibüro, hinter aufeinandergestapelten Sandsäcken, lagen bewaffnete Pesch-Merga, das Maschinengewehr im Anschlag. Es bedurfte längerer Diskussionen, damit sie uns überhaupt hereinließen. Ich wußte, daß Bauerngesicht einen Brief der Komala aus Bukan bei sich hatte, der mir die Wege zu Interviews ebnen sollte, nur war er nicht fähig, diesen Brief an den richtigen Mann zu bringen. Niemand hörte ihm zu, die Leute sahen übernächtigt aus, wirkten nervös, trösteten uns auf den nächsten Tag, da wäre einer da, der Englisch spräche.

Hilflos stand das Bauerngesicht im kahlen Flur des Parteibüros und drehte seinen Brief in den Händen. »Komm, fahren wir ins Hotel«, ermutigte ich ihn, »morgen sehen wir weiter.«

Das Hotel »Kakh«, im ersten Stock eines unauffälligen Steinhauses gelegen, war offensichtlich ein Hotel der Komala. Denn als ich darauf bestand, die Demokratische Partei in Sanandatsch, deren Chef Bagdadi mich vor einem halben Jahr eingeladen hatte, anzurufen, weigerten sie sich zunächst, mir behilflich zu sein. Ich sei Gast der Komala, ich dürfte nicht mit einer anderen Partei konspirieren, ließen sie mich wissen. Ich blieb hartnäckig, murmelte etwas von »objektiv berichten« und »überall informieren«, da riefen sie schließlich lustlos bei der anderen Partei an und teilten mir mit, Bagdadi würde mich morgen erwarten.

Allmählich wurde mir meine Müdigkeit bewußt, Bauerngesicht war schon verschwunden. Ich fragte nach meinem Zimmer. »Nr. 11«, hieß es. Als ich die Klinke herunterdrückte, traute ich meinen Augen nicht: Bauerngesicht lag schon mit profitlichem Lächeln im Bett und machte eine einladende Handbewegung. Er wollte nur für die Partei Geld sparen, versuchten mich die Hotelleute zu besänftigen und schienen es überhaupt nicht verstehen zu wollen, weshalb ich so ein Spielverderber wäre. Nach halbstündigem Hin- und Hergerede, Aufwand und Erfolg stehen im Orient oft in umgekehrtem Verhältnis zueinander, bekam ich Eckzimmer Nr. 6. In dem engen, trapezförmig

geschnittenen Raum standen zwei Eisenbetten mit äußerst zweifelhaftem Bettzeug, die Decken waren steif vor Dreck, die einstige Farbe des Teppichbodens unmöglich festzustellen. Das Zimmer wurde von einem überdimensionalen Ventilator mit drei Riesenschrauben beherrscht, grüne, halb abgerissene Plastikvorhänge baumelten vor den Fenstern, eingerissene Plastiksandalen für den Klo-gang schauten unter der verbeulten Blechkommode hervor. Als ich mich an dem einen verstaubten Plastikstuhl vorbei zum Wasserbecken drückte, kreuzte ein großer schwarzer Käfer meinen Weg, der sich eiligst unter mein Bett begab. Ich verzichtete auf weitere Nachforschungen in der Richtung, gab mir nur noch Mühe, die Decken nicht zu nahe ans Gesicht zu ziehen.

Kampfstimmung in Sanandatsch. Überall stehen Gruppen bewaffneter Kurden, diskutieren erregt. Vor den Parteibüros sammeln sich die Pesch-Merga, warten auf ihren Einsatzbefehl nach Kamyaran. Kaum haben die Einwohner von Sanandatsch durch das friedliche Mittel ihres achtundzwanzig Tage andauernden Streiks die Chomeini-Milizen aus der Stadt geschafft, schlagen sie an einer anderen Stelle wieder zu, diesmal in Kamyaran.

Ob Kamyaran der Ausgangspunkt für neue Kampfhandlungen im ganzen iranischen Kurdistan werden wird?

Wir sitzen schweigsam im Taxi, ich in Gedanken und die Betrachtung der gigantischen Hochgebirgskette, die Sanandatsch rings umschließt, und der quirligen Menschenmenge in den Straßen versunken, als es hupt und neben uns ein Landrover hält: Abdullah Marduck, der Fernsehdirektor aus Mahabad, und, welch Glück, ein Komala-Mann. »Natürlich«, sagt er, »dolmetsche ich für dich.«

Mit ihm werden wir freundlich ins immer noch scharf bewachte Parteigebäude gebeten. Bauerngesicht findet überhaupt keine Gelegenheit mehr, sein Begleitschreiben abzuliefern.

In einem von Möbeln fast freien, dafür von Pesch-Merga vollen Hinterzimmer sitzt der Komala-Führer Jussuf Ardalan auf einer Holzkiste. Er sagt, er wäre vierzig Jahre alt, sieht aber mindestens zehn Jahre älter aus mit seinem Mehrtagesbart und den Spuren durchkämpfter Nächte im Gesicht.

»Warum ist das Haus der Partei so stark bewacht?« frage ich ihn. »Haben Sie Angst, die Pasdar würden wieder zurückkommen?«

»Nein, das nicht. Es geht ja auch gar nicht um die Pasdar in Sanandatsch.« Das ist mir neu.

»Letzte Nacht haben wir Leute der Organisation »Supai Rasgarik« entwaffnet, die von der Baath-Regierung finanziert werden. Zur Shah-Zeit kollaborierten sie mit dem Schah.«

»Hat es dabei Tote gegeben?«

»Nein, noch nicht. Aber ich kann Ihnen sagen, daß es seit heute

früh in Sanandatsch, Merivan, Kamyaran keine Supai Rasgari mehr gibt.«

»Kämpft die Komala auch in Kamyaran?«

»Natürlich, da kämpfen wir alle.«

»Stimmt es, was ich neulich einmal in den Nachrichten hörte, daß Komala-Leute aufs Dach der Moschee Gewehre montiert hätten, die direkt auf das Pasdar-Quartier zeigten?«

»Quatsch, reine Regierungspropaganda.« Er gähnt, entschuldigt sich.

»Wie stehen Sie zur Regierung in Teheran?«

»Schlecht. Sie will keinen Frieden, im Gegenteil, sie wird uns hier in Sanandatsch in nächster Zeit wieder angreifen. Das kann aber ihren Sturz bedeuten.« Er steht auf, spricht mit Abdullah Marduck, der übersetzt, daß Yussuf sich jetzt ausruhen müsse. Mich interessiert noch eine Sache: ein Vergleich der Stärke von Komala und Demokraten in Sanandatsch. »Mehr als die Hälfte der Bevölkerung ist für die Komala, bei unseren Demonstrationen Ende Dezember 1979 kamen 70 000 Demonstranten, und beim Vertreiben der vierhundert Pasdar waren wir auch maßgeblich beteiligt«, schließt er erschöpft.

Trotz eindringlicher Vorhaltungen von seiten der Komala, daß ich das doch nicht dürfe, halte ich das nächste Taxi an und fahre zur Demokratischen Partei. Bauerngesicht adieu!

Auch hier im Hof wimmelt es von bewaffneten Kurden, die nur auf den Einsatzbefehl aus Mahabad warten. In einem Raum, in dem ein ständiges Kommen und Gehen herrscht, sitzt Bagdadi unter kriegerischen Postern und telefoniert. »Da bist du ja endlich«, unterbricht er sich, »ich habe gestern den ganzen Abend auf dich gewartet. Zur Zeit habe ich auch Nachtdienst. Es muß immer jemand am Telefon sein.« Er umarmt mich, stellt mich den anderen vor. Ich beginne mich wieder heimischer zu fühlen. »Du hast sicher Fragen«, sagt er, »komm mit ins Nebenzimmer, da können wir ungestört reden.« Er strahlt über sein ganzes pockennarbiges Gesicht unter dem schwarzweiß-türkis bestickten Kappchen.

»Was ist denn das für eine seltsame Geschichte mit den Supai Rasgari?« bitte ich um Aufklärung.

»Das ist eine Gruppe um Scheikh Osman, einem religiösen Führer und Schah-Freund, der bei Merivan lebt. Man sagt, daß er Geld vom Irak bekam. Die Komala haben seine Leute letzte Nacht entwaffnet. Ich betrachte das Ganze als interne Fehde, weil die Komala ja auch vom Irak unterstützt wird.«

»Und wie sieht es im Augenblick in Kamyaran aus?«

»Da wird ziemlich hart gekämpft, die Pasdar fangen gerade an, das Dorf anzuzünden.«

»Und wie hat es angefangen?«

»Da hat, wie jede Nacht, eine Komala-Patrouille die Gegend

inspiziert. Auf die haben die Pasdar zu schießen begonnen, die Pesch-Merga haben sich zurückgezogen. Dann kamen die Pasdar ins Dorf und fingen an, es anzugreifen, die Pesch-Merga haben es verteidigt. Bisher sind vier Pesch-Merga und vierundzwanzig Pasdar gefallen. Heute rief mich Foruhar an, der Leiter der Verhandlungsdelegation, und sagte, er, der Revolutionerrat und Chomeini warteten auf Nachrichten. Sie hatten nämlich überhaupt nichts befohlen, das sind völlig eigenmächtige Entscheidungen von lokalen Pasdar-Einheiten. Die möchten einfach ihren heiligen Krieg führen. Foruhar versprach mir, die Kämpfe zu beenden.

»Glaubst du das?«

»Im Augenblick hängt viel von Bani Sadr ab, wie der sich entscheidet. Ich finde, es riecht wieder nach Krieg.«

»Woher kennst du denn Foruhar?«

»Wir waren zusammen im Gefängnis, Foruhar, Rani Bulurian und ich.«

»Was hältst du davon, wenn ich nach Kamyaran ginge?«

»Nichts, überhaupt nichts. Ich kann nicht für dein Leben garantieren. Und wenn du getroffen wirst, hat niemand was davon. Das gibt bloß Scherereien. Außerdem kann ich dich dann nicht in München besuchen«, wendet er das Problem ins Scherzhaft. »Du kommst jetzt erst einmal mit nach Hause.«

Bagdadis kleines, einstöckiges Haus liegt am Rand der Halbmillionenstadt Sanandatsch, ein paar Minuten von den Kasernen entfernt, in denen zuvor die Armee einquartiert war.

Um die obligate Besichtigung der Familialben auf den Abend zu verschieben, beschließe ich, mir die Stadt anzusehen. Ein junger, freundlicher Verwandter, Golam Riza, wird mir mitgegeben. Er ist eher unpolitisch und interessiert sich mehr für Musik und Kleiderboutiquen. Mir fällt auf, daß das Warenangebot in Sanandatsch entschieden reicher und differenzierter als in Mahabad ist. Auf einer Decke vor der Moschee sitzt ein älterer Mann und verkauft Kleinkram. Ich erstehe ein altes Benzinfeuerzeug, entdecke aber erst abends die Inschrift »Made in Austria«.

Golam Riza zeigt mir dann doch eine ausgebrannte Wohnung an einer der Hauptstraßen: »Das war der Sitz des Chomeini-Komitees.« Ein paar Minuten entfernt, den Eingang mit Stacheldrahtrollen verbarrikadiert, liegen die Gebäude, in denen sich einen Monat lang die Chomeini-Milizen eingenistet hatten, bis sie aus der Stadt gestreikt worden waren. Ein paar Nebenstraßen weiter, in einem einst herrschaftlichen Gebäude mit Kreuzgewölbe und verwildertem Garten, sitzen die Volksfedajin. Ich möchte ihre Einschätzung der Situation erfahren – es ist nicht möglich. Einer spricht zwar Englisch, hat aber nicht die Erlaubnis, Auskünfte zu geben, der andere, der dürfte, ist nicht aufzutreiben. Sie würden selber auf ihn warten,

entschuldigen sie sich. Bagdadi, der kurz zum Abendessen zu Hause vorbeischaute, muß gleich wieder zur Partei zurück. Telefondienst. Die Verbindung nach Kamyaran ist inzwischen abgebrochen.

Auf einmal wird wild an der Tür geklingelt, man hört einen Lautsprecher quäken. Die Frauen springen auf, eilen in die Vorratskammer, kommen mit Lebensmitteln zurück: vier Kilo Reis, Brot und Tee. »Das ist für unsere Pesch-Merga in Kamyaran«, erklären sie. Vor der Tür steht ein Pesch-Merga, der die verschiedenen Eßwaren in Säcke füllt. »Es sieht schlecht aus«, ist das einzige, was er von sich gibt.

Donnerstag, 31. Januar: Die Unruhe in Sanandatsch ist gewachsen, die diskutierenden Gruppen in den Straßen sind größer geworden, die Autos fahren nur noch im Schrittempo. Transporthubschrauber der Regierung fliegen dicht über den Häusern. In den Teestuben sitzen unbewaffnete iranische Soldaten neben Pesch-Merga. »Wir sind auch Kurden«, erklären sie mir, »und wenn es wieder losgeht, wissen wir, auf welcher Seite wir stehen.«

Plötzlich werde ich von einem Menschen leise angesprochen. Er trägt keine Kurdentracht. Er wolle aus dem Iran heraus, ich als Journalistin könnte ihm da sicher helfen. Ich hätte gewiß meine Verbindungen. Wo ich denn hier wohnte? Ob ich eine Arbeitserlaubnis hätte und durch wen ich hier überhaupt hergekommen sei? Niemand von den anderen scheint ihn zu kennen. Ich stehe auf, er heftet sich an meine Fersen. Er würde mich jetzt begleiten, erklärt er bestimmt. Wo ich hinginge? Manchmal sind solche agents provocateurs ja plump, aber ich fühle mich in seiner Gegenwart doch ziemlich unwohl. Mit einem scharfen Haken biege ich in den Hof der Demokratischen Partei ein, er bleibt draußen.

»Es ist besser, wenn du jetzt nach Mahabad zurückfährst«, sorgt sich Bagdadi um mich, »nimm die letzten Flugblätter fürs Zentralkomitee mit.« – »Kennst du jemanden, der in die Richtung fährt?« frage ich. »Noch nicht«, sagt er, »warte hier ein bißchen.« Er telefoniert herum, eine halbe Stunde später erscheint jemand mit einem blutigen Pflaster auf der Stirn in der Tür. »Vora«, winkt er, »komm.«

»Wenn die Kämpfe vorbei sind«, verspricht Bagdadi, »komme ich mit meiner Frau, dich zu besuchen.« Wenn die Kämpfe vorbei sind . . . dabei haben sie gerade erst wieder angefangen.

Nusrat, so heißt der Mann, der sich seine Verletzung in der letzten Nacht in Kamyaran zugezogen hat, als die Chomeini-Milizen sein Auto beschossen und ihn dabei ein Metallsplitter zwischen den Augen getroffen hatte. Nusrat hatte einen heizbaren Peugeot mit Kassettenrecorder, ein Luxus, den ich nicht erwartet hatte. Auf einmal gab es überall in der Stadt Umleitungen, die Straße in Richtung Norden war aber noch befahrbar.

Pünktlich mittags hielten wir am runden Platz von Divandarreh, auf dem aufgeregt diskutiert wurde. In Bijar, der nächsten Stadt im Osten, deren Namen mir nur durch die Teppiche bekannt war, die dort hergestellt wurden, und westlich, in Paveh, hieß es, würde wieder geschossen. Jetzt geht dieses aberwitzige Töten wieder los, fährt es mir durch den Kopf, jetzt, wo die Verhandlungen schon so weit gediehen waren. Aber es gibt eben Regierungen, mit denen sich nicht verhandeln läßt, weil sie nicht wissen, was sie wollen, dafür ganz genau wissen, was sie nicht wollen. Jedenfalls keine Autonomie für die Kurden.

Mit funktionierenden Scheibenwischern, bei klassischer Musik und leichtem Schneefall brachten wir die zwei Pässe hinter uns. Die letzte Strecke vor Mahabad fuhren wir einer blutrot untergehenden Sonne entgegen.

Ich sitze bei den Marufis am Boden, die ganze Familie hat sich interessiert um mich geschart, und erzähle von Kamyaran, von Bijar, von Paveh, als ich ans Telefon gerufen werde. »Morgen früh um sieben«, sagt Ali Ghazi, »geht's los. Halte dich bereit.«

»Morgen muß ich fort«, erkläre ich der Familie und schlucke dabei. Die Frauen umarmen mich, versichern mir, daß ich ihre Schwester sei und so lange bleiben könne, wie ich wolle. Wenn ich aber wegmüsse, würden sie auf mich warten. Ich käme sicher bald wieder. Eine holt mir noch ein Paar selbstgestrickten Socken, um mich zu trösten. Ismail, das Familienoberhaupt, stellt mir wortlos ein Glas armenischen Weißweins hin. Mir fehlen plötzlich die Worte, der Abschied von diesem tapferen Volk, bei dem ich mich so wohl gefühlt habe, das so tolerant und herzlich war und dem neues Blutvergießen bevorstand, macht mir zu schaffen.

Irgend jemand hatte Ghassemli informiert, daß ich führe. »Er schickt einen Wagen«, richten sie mir aus, »er will sich noch von dir verabschieden.«

Zum letztenmal fuhr ich die bekannte Strecke zum Hauptquartier, nur war mir diesmal nicht zum Singen zumute. Schwer hingen Myriaden glänzender Sterne am Himmel, scharten sich um einen unwölkten Mond.

»Diesmal meint sie es ernst«, sagt Ghassemli mit Blick auf meine Reisetasche zu seinen Pesch-Merga. »Ah, ah«, wiegen sie bedauernd den Kopf, bieten mir Zigaretten an. »Aber sie kommt zurück«, fährt er optimistisch fort.

Was genau wir in den folgenden Stunden besprochen haben, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur noch, daß Ghassemli zum Schluß gesagt hat: »Es gibt bei uns ein Sprichwort: »Kurden haben keine Freunde«. Ich glaube, das stimmt nicht mehr, wir hatten nie so viele Freunde wie jetzt. Alle, die an Demokratie und Menschenrechte glauben, die Befreiungsbewegungen der Dritten Welt, die sozialistischen Staaten

und die Weltmeinung sind auf unserer Seite. Wir und sie müssen aber etwas für diese Freundschaft tun. Wir müssen sie informieren, sie sollten uns unterstützen.« Er steht auf, küßt mich auf die Augenlider und sagt: »Wenn du an uns denkst, tu es mit einem Lächeln.«

Freitag, 1. Februar 1980: Wie üblich in Kurdistan, wird der abfahrende Ali von Familie und Freunden begleitet. Mit sechs Geländewagen fahren wir die abschüssige Bergstraße am Staudamm hinauf. In ihrer ganzen wilden Schönheit, täuschend friedlich, liegt die bizarre Berglandschaft unter mir. Zwar müssen die Autos am Paß umkehren, weil der Schnee auf der Nordseite meterhoch liegt und uns zu einem mehrstündigen Fußmarsch zwingt; zwar beschlagnahmen die Chomeini-Milizen mein ganzes Gepäck, sitzen aber den phantasievollen Ausreden eines unserer Pesch-Merga auf und rücken es wieder heraus; zwar kann ich dann doch nicht mit Ali und seinen Begleitern über die grüne Grenze in die Türkei reiten, wie schon seit Wochen ausgemacht, weil gerade an diesem Übergang Kämpfe zwischen den Pesch-Merga der Barsanis und denen der Demokratischen Partei ausgebrochen sind, und muß einen anderen illegalen Grenzübertritt suchen – aber ich tue es. Lächelnd.

---

## Anhang

### *«Immer wieder verraten» – der Krieg in Kurdistan*

*Ende 1978 bis Anfang 1979:* Generalsekretär Ghassemlu nimmt mit Chomeini in Najef/Irak und Neauphle-le-Château/Frankreich Kontakte auf. Chomeini verspricht den Kurden die Verwirklichung ihrer Forderungen nach innerer Selbstverwaltung und Beteiligung an den Entscheidungen in Teheran, wenn es gelingen sollte, den Schah zu vertreiben.

*Januar 1979:* Kurdische Soldaten in der iranischen Armee verweigern dem Schah den Gehorsam, viele werden erschossen, 80 000 desertieren.

*März 1979:* Beginn der Autonomieverhandlungen. Scheikh Esodin präsentiert in Teheran einen 8-Punkte-Katalog. Ayatollah Taleghani verspricht den Kurden in Sanandatsch, daß sie das Recht hätten, ihre Zukunft selber zu bestimmen. Chomeini bittet die kurdische Delegation in Ghom um Geduld: Er verspricht, daß die Rechte der Minderheiten in der neuen iranischen Verfassung niedergelegt würden.

*20. April:* Beginn des Kurdenmassakers in Nagadeh, bei dem es an die tausend Tote gibt. Aserbaidschanische Türken erschießen mit Unterstützung Teherans die »kommunistischen Kurden«. Tausende von Kurden fliehen in die Nachbarstadt Mahabad.

*Mai 1979:* Die gutbezahlte Spezialgruppe der Chomeini-Milizen, die Pasdar, verfügt inzwischen über 6000 Mann. Ihre Aufgabe: Schutz der Revolution, Unterstützung der Unabhängigkeitsbewegungen (außer denen im eigenen Land), Vollstreckung der Urteile der Revolutionsgerichte. Sie ist nur dem Revolutionsrat unterstellt.

*11. 5.:* Ministerpräsident Bazargan verhandelt mit den Kurden in Sanandatsch. In der Zwischenzeit schießt Chomeini den Vorsitzenden der Revolutionsgerichte, Khalkali, nach Kurdistan, der gleich drei kurdische Parlamentarier hinrichten läßt. Chomeini-Milizen transportieren Saatgut und Getreide aus Sanandatsch. Daraufhin stürmen die Kurden die Kaserne in Sanandatsch und schließen in Paveh Verteidigungsminister Schamran und den stellvertretenden Regierungschef Entesam ein, denen jedoch nichts passiert.

*12. 5.:* Der Staatsminister für revolutionäre Angelegenheiten, Sahabi, verspricht den iranischen Provinzen »weitgehende Autonomie«.

*21. 6.:* Beim Ayatollah-Gipfel in Ghom verurteilt der aserbaischanische Ayatollah Schariatmadari die »separatistischen Forderungen« der Kurden, Belutschen, Kusistaner und Aserbaidschaner.

*30. 6.:* Der Demokratischen Partei Kurdistan im Iran wird die Teilnahme an der Versammlung der politischen Parteien des Landes untersagt.

*Juli:* Im Irak putscht Saddam Hussein, läßt über 20 der früheren Regierungsmitglieder hinrichten.

*12. 7.:* Irakische Luftwaffe greift drei iranisch-kurdische Grenzdörfer an.

14. 7.: Repressionen im iranischen Kurdistan: Verhaftungen, Plünderungen von Gewerkschaftszentren. Ausnahmezustand.
24. 7.: Kämpfe an der iranisch-türkischen Grenze. Die Einwohner Merivans verlassen die Stadt aus Protest gegen Ausschreitungen der Chomeini-Milizen, sie fliehen 20 km entfernt in die Berge.
25. 7.: Ausnahmezustand im türkischen Kurdistan ausgerufen.
30. 7.: Hubschrauber eröffnen das Feuer auf die Zivilbevölkerung von Merivan. Streiks in Sanandatsch wegen der Stationierung von 250 Mann Chomeini-Milizen im Zentrum der Stadt. Beginn des Solidaritätsmarsches nach Merivan (130 km entfernt), an dem Zehntausende teilnehmen.
30. 7.: Chomeini beschuldigt nacheinander die USA, die UdSSR, die Türkei, den Irak und die Israelis, die Kurden zu unterstützen. Seit dem Wochenende vom 21./22. 7. wird offiziell Krieg gegen die Kurden geführt, der bisher 500 Tote gekostet hat. Die UdSSR beschuldigt die islamische Revolutionsregierung, einen Völkermord an den Kurden zu beginnen.
31. 7.: Teheran macht für die Unruhen in Kurdistan »linke Elemente, die Kontakt mit der UdSSR haben« verantwortlich. General Nasser Farbod, der frühere Chef der iranischen Streitkräfte, hat dazu aufgefordert, den Kurden ihre legitimen Rechte zu geben. Als er sich weigert, auf die Kurden schießen zu lassen, muß er zurücktreten. Ayatollah Schariatmadari glaubt an eine friedliche Lösung des Kurdenproblems.
2. 8.: Abkommen zwischen den Kurden und der Regierung: schrittweiser Rückzug der Revolutionskomitees aus Kurdistan, vorläufig sollen die Pesch-Merga für Ruhe sorgen. Wenn die iranische Armee wieder einzieht, sollen sie entwaffnet, dafür aber eine kurdische »Volkspolizei« aufgestellt werden. 10 000 Merivaner ziehen in ihre Stadt zurück.
4. 8.: Wahl der Verfassungsexperten in Teheran, die beiden gewählten Kurdenvertreter, einer davon Abdul Rahman Ghassemlu, werden eingeladen. In der neuen iranischen Verfassung steht nichts Konkretes über die Rechte der iranischen Minderheiten.
9. 8.: Aus Protest gegen die Hinrichtung eines Obersten und eines Hauptfeldwebels stecken 200 Soldaten die Kaserne in Orumijeh/West-Aserbaidshchan in Brand. Sie hatten den Befehl gehabt, auf Demonstranten zu schießen, sich aber geweigert.
18. 8.: Die Demokratische Partei wird verboten, nach ihren Führern gefahndet. In Paveh bombardieren Phantom-Jäger und Hubschrauber die Stadt.
20. 8.: Generalmobilmachung der iranischen Armee und der Chomeini-Milizen. Chomeini ernennt sich zum »Obersten Befehlshaber«, droht mit Repressalien, wenn die Erhebung in Paveh nicht in 24 Stunden niedergeschlagen wird. Befehlsverweigerung innerhalb der Armee soll mit dem Tod bestraft werden. Ghassemlu und Scheikh Esodin sollen wegen ihrer »gegen das Land begangenen Verbrechen« vor ein Revolutionsgericht gestellt werden. 400 Tote in Paveh. In Sanandatsch belagern Kurden die Kaserne aus Protest gegen die Khalkali-Hinrichtungen.

21. 8.: In Teheran fordern 20 000 militante Moslems die Hinrichtung Ghassemus und des Scheikhs, als sie die Särge der toten Chomeini-Milizen aus Pavah sehen. Chomeini bezeichnet die Demokratische Partei als »Partei des Satans«. In Kermanschah werden weitere Kurden von Khalkali hingerichtet.

22. 8.: Obwohl es offiziell heißt, daß die kurdische Führung im Untergrund sei, tritt Scheikh Esodin öffentlich in Teheran auf und dementiert Gerüchte, denen zufolge Kurden Chomeini-Milizen die Kehle durchgeschnitten hätten.

23. 8.: Die Regierung kündigt die »vollständige Säuberung Kurdistans« an. Hinrichtungen in Pavah und Kermanschah. Die Chomeini-Milizen würden die Säuberungsaktion zwischen Kermanschah und der irakischen Grenze »mit Erfolg« fortsetzen, verlautet aus Teheran.

24. 8.: Chomeini lockt die Kurden mit dem Gegenwert einer Tageseinnahme Erdöl (ungefähr 145 Millionen Mark), wenn sie wieder auf den »Weg des Islams« einschwenken würden. Sonst droht er mit harten Strafen. Dazu die Demokratische Partei: »Die Teheraner Führung hat sich als Diktatur erwiesen. Die islamischen Geistlichen versuchen, wie alle Diktatoren, den Volkszorn gegen uns Kurden zu entfachen. Wir Kurden haben bisher 311 gefangene Pasdars freigelassen, obwohl Khalkali schon 34 Kurden hingerichtet hat.« – Chomeini droht den Soldaten: »Wer den Befehl verweigert oder an Streiks teilnimmt, wird vor ein Sondergericht gestellt.« Khalkali rechtfertigt die bisherigen Hinrichtungen: Es hätte sich ausschließlich um Verbrecher, Ungläubige, Agenten des Imperialismus, des Zionismus, der CIA und der Mossad (israel. Geheimdienst) gehandelt. Von Prostituierten und Homosexuellen spricht er nicht. Kurden fallen wahrscheinlich unter »Ungläubige«.

24. 8.: Die Kurden stellen Teheran ein Ultimatum. Wenn man ihnen den Krieg aufzwingt, wären sie bereit, ihn total zu führen. Sie fordern die Freilassung aller inhaftierten Kurden und die Rückberufung Khalkalis. Wenn weiter Kurden hingerichtet würden, müßte für jeden Kurden ein Pasdars daranglauben. Chomeini bietet dem kurdischen Volk einen »Generalpardon« an, wenn es bereit sei, auf den rechten Weg des Islams und der Nation zurückzukehren und seine Führer auszuliefern.

25. 8.: Die Schlacht um Sakes hält an. Ghassemu bietet Teheran einen Waffenstillstand unter 4 Bedingungen an: Wenn keine militärische Verstärkung mehr nach Kurdistan kommt; wenn alle politischen Häftlinge entlassen und alle kurdischen Geiseln freigegeben werden; wenn auf weitere Hinrichtungen verzichtet wird. Er erhält keine Antwort.

Sanandatsch ist unter Kontrolle von Armee und Chomeini-Milizen, Sakes ist vollständig umzingelt, die 64. Iranische Division mit schwerer Artillerie und Panzern ist zum Sturm auf Mahabad angetreten. Im Brief der Kurdenführer an Chomeini heißt es: Sie würden sich niemals der Tyrannei und Ungerechtigkeit ergeben. Ein Sieg der Reaktion in Kurdistan bedeute das Ende der Demokratie im Iran. Teheran habe diese Unruhen nur provoziert, um von politischen und wirtschaftlichen Problemen abzulenken. Die westliche Presse stellt sich eindeutig auf die Seite der Kurden.

27. 8.: Chomeini macht die Intellektuellen für den Aufstand in Kurdistan verantwortlich. Diese »demokratischen Kräfte« würden die iranische Jugend den sozialen Problemen entfremden und das Geschäft der Großmächte besorgen. »Diese Personen sind die gleichen Demokraten und Verräter, die (wendet er sich an die Perser) eure Jugend in Kurdistan köpfen.«

In Merivan werden weitere Kurden hingerichtet. Die Pesch-Merga beginnen mit ihrem strategischen Rückzug aus Sakes; Armee und Chomeini-Milizen marschieren ein.

Der irakische Regierungschef Saddam Hussein sichert den iranischen Minderheiten Schutz zu.

Beim Kampf um Paveh gibt es 400 Tote. Khalkali mordet weiter mit der Begründung, die Kurden seien »korrupt auf Erden« und kämpften gegen Allah und seinen Propheten. Er bezeichnet sich selber gern mit Vorliebe als »Eichmann der islamischen Revolution«. Die früheren Schah-Generäle Palisban und Oweissi sollen auf seiten der Kurden kämpfen.

28. 8.: Amerika bietet sich an, die Lieferungen von militärischem Material und Ersatzteilen sowie den Verkauf von Kerosin wiederaufzunehmen. Das State Department läßt verlautbaren, es wüsche keinen Sieg der kurdischen Rebellion, weil dadurch die Kurden der Türkei motiviert werden könnten. Die Kurden machen ihre Drohung wahr und richten vier Pasdar als Vergeltung für die Khalkali-Hinrichtungen hin. In Teheran finden Geheimverhandlungen statt: Die friedliche Übergabe von Mahabad gegen eine Aufhebung des Verbots der Demokratischen Partei. Khalkali insistiert auf Fortführung seiner »Mission«.

29. 8.: Chomeini lehnt die Verhandlungen, die Bazargan in Teheran mit den Kurden führt, ab. Die Kurden fordern: Sofortige Feuereinstellung, Einberufung einer Konferenz über das Kurdenproblem und die Rückberufung Khalkalis.

In Sakes werden 20 iranische Offiziere und Unteroffiziere wegen »Zusammenarbeit mit dem Angreifer« hingerichtet.

30. 8.: Die Kurden akzeptieren Aytollah Schariatmadaris Verhandlungsvorschlag, der nicht die Auslieferung der Kurdenführer verlangt. Chomeini dagegen beharrt auf einer »bedingungslosen Kapitulation der Kurden« und lehnt Verhandlungen mit den »kurdischen Rebellen und Konterrevolutionären« strikt ab.

31. 8.: Scheikh Esodin in einem Telegramm an Minister Foruhar: Unter dem Deckmantel der Religion betriebe der Imperialismus die Teilung des Irans und die »Libanisierung« Kurdistans.

Ghassemlu: »Kurdistan ist militärisch nicht zu besiegen«.

1. 9.: Die Kurden appellieren an die Konferenz der Blockfreien in Havanna, Druck auf die iranische Regierung auszuüben und das Massaker an den Kurden zu beenden. Chomeini nennt die Kurdenführer »kommunistische Teufel« und wirft ihnen vor, sie wollten in Kurdistan eine kommunistische Herrschaft errichten. »Wir werden euch begraben, wenn ihr die Szene nicht verläßt.« Schariatmadari fordert sofortige Verhandlungen und einen Waffenstillstand. Nahrungsmittel- und Treib-

stoffversorgung werden in Mahabad schwierig. Menschenrechtsexperten der UNO stellen fest, daß im Iran die Menschenrechte noch mehr verletzt würden als unter dem Schah. Die drei SPD-MdB's Coppik, Gansel und Thüsing treten nach einer Reise in den Iran für das Recht der Kurden auf Autonomie innerhalb des iranischen Staatsverbandes ein. Amnesty International beobachtet mit Besorgnis die Verfolgung derselben Gruppen, die schon unter dem Schah verfolgt wurden.

3. 9.: Chomeini droht mit »persönlichem Eingreifen« gegen die Kurden, falls der Feind nicht in kürzester Zeit vernichtet sei. Die Kurden rufen die Generalmobilmachung aus. Der Widerstand innerhalb der iranischen Armee, gegen die Kurden zu kämpfen, wächst. Bazargan mißbilligt Chomeinis Politik und reicht ein Rücktrittsgesuch ein.

Nach 7stündigem Bombardement wird Mahabad eingenommen. Frauen und Kinder hatten sich auf die Straße gelegt, um den Einmarsch zu verhindern, die Pesch-Merga hatten sich vorher in die Berge zurückgezogen. 18 sunnitische Geistliche bitten Chomeini, den Vormarsch zu stoppen, der das Telegramm aber als Fälschung ansieht. Er wirft in Verdrehung der Tatsachen den Kurden vor, sie hätten auf die friedlichen Pläne der Zentralregierung mit Plünderung, Brandstiftung, Hinrichtung der Brüder (Chomeini-Milizen) geantwortet, die zum Schutz der kurdischen Brüder, um sie aus den Händen der Rebellen zu retten, mobilisiert worden seien. Mit Hilfe Allahs werde man bald mit ihren bösen Taten abrechnen.kehrten sie jedoch in die Arme der Nation zurück, werde man ihnen mit Brüderlichkeit und Gleichheit begegnen.

5. 9.: Die Armee rückt in Bukan und Baneh ein, wo die Kurdenführer vermutet werden. Sie sind offensichtlich nicht dort. In Mahabad seien Armee und Chomeini-Milizen Herr der Lage, heißt es. Der größte Teil der Einwohner, darunter Patienten aus Krankenhausbetten, sind aus Angst vor Khalkali geflohen.

Der deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaft für deutsch-jüdische Zusammenarbeit protestiert gegen Chomeinis Politik: Nicht nur würden die Kurden bekämpft, auch die Juden seien wachsenden Feindseligkeiten ausgesetzt.

Die Kurden erklären, daß sie sich auf einen »langen Kampf« einstellen.

7. 9.: In Kurdistan herrsche Ruhe, heißt es. Chomeini will ein Entwicklungsprogramm in die Wege leiten.

8. 9.: Serdascht wird eingenommen. Bazargan in Mahabad. Khalkali fordert die Kurden zur Abgabe ihrer Waffen auf, verspricht eine Generalamnestie, fordert aber eine harte Bestrafung der Kurdenführer. Die Kurden, außer einigen wenigen, die gefilmt und im Fernsehen gezeigt werden, geben ihre Waffen nicht ab, verzichten auf eine Amnestie.

10. 9.: Taleghani stirbt, Schariatmadaris Moslemische Volkspartei wird aufgelöst, zwei führende Mitglieder von Khalkali zum Tod verurteilt.

11. 9.: Palästinenserführer Arafat verspricht, zwischen Teheran und den Kurden zu vermitteln. Russische Zeitungen prangern die »nationale Unterdrückung der Minderheiten im Iran« an.

12. 9.: Der iranische Außenminister Yasdi beschuldigt die CIA und den

Mossad, die Beziehungen zwischen Iran und Irak sabotieren zu wollen. Ghassemlu: »Die Pasdar verhalten sich gegenüber den Kurden wie die Nazis gegenüber »Untermenschen.« Er ist überzeugt, daß die Phantomjäger von amerikanischen Piloten geflogen wurden. Trotzdem rufe er nicht zum Sturz Chomeinis auf, sondern halte die Tür für Verhandlungen noch offen.

13. 9.: Der ARD-Korrespondent Piltz wird wegen eines Berichtes über Kurdistan des Landes verwiesen.

14. 9.: Weitere ARD-Korrespondenten werden ausgewiesen. Radio Teheran berichtet, daß die Chomeini-Milizen in Mahabad eine »begeisterte Aufnahme« gefunden hätten.

18. 9.: Regierungssprecher Tabatabai bestreitet die Unterdrückung von Minderheiten im Iran. Chomeini ruft den *djihad*, den »heiligen Krieg« gegen die »anti-moslemischen Kurden« aus. Die Demokratische Partei spricht von »dunkler, mittelalterlicher Diktatur«.

25. 9.: Neue Kämpfe in Kurdistan.

26. 9.: Schariatmadari warnt davor, daß sich in Kurdistan ein neues Vietnam entwickeln könnte. In Mahabad demonstrieren trotz Verbots 1000 Kurden für den Abzug der Chomeini-Milizen. Die Pesch-Merga kommen nach und nach aus den Bergen zurück, verstecken sich in Privathäusern.

29. 9.: Wer trotz des Demonstrationsverbots auf die Straße geht – so Khalkali –, den erwartet die Todesstrafe. Er fährt mit der Hinrichtung von Kurden fort.

5. 10.: Außenministertreffen Vance–Yasdi: Die Beziehungen sollten auf der Grundlage von Freundschaft, Respekt und Gleichberechtigung fortgesetzt werden.

9. 10.: Tabatabai: »Die Hand, die im Südlibanon Böses tut, ist dieselbe, die das Böse in Kurdistan schafft« (er meint Israel). Immer wieder überfallen die Kurden Fahrzeugkolonnen und Armeelastwagen, bringen Panzer auf. In einem Flugblatt verlangen sie erneut die Auslieferung Khalkalis.

11. 10.: Verteidigungsminister Schamran: »Der Kampf soll in die letzten kurdischen Schlupfwinkel in den Bergen getragen werden.« Er will die dort von den kurdischen Pesch-Merga gefangenen Chomeini-Milizen befreien. »Für die Armee«, sagt er, »ist es nicht schwierig, den Kurdenaufstand niederzuschlagen.«

13. 10.: Teheran streckt Friedensfühler aus, schickt eine Good-will-Delegation nach Mahabad. Niemand wolle, so Chomeini, »auf den kurdischen Brüdern herumtrampeln«. Die Kurdenführer nennt er »intellektuelle Guerilleros, die kommen, ein paar Leute töten und dann wieder in die Wälder fliehen«. Sie sollten jedenfalls »total ausgemerzt werden«.

15. 10.: Kämpfe um den Gouverneurssitz in Mahabad, wobei der Polizeichef getötet wird. Die Kurden entführen Sadegh Ziba Kalam, den Sondergesandten Bazargans, in die Berge.

16. 10.: Die Kurden haben die Herrschaft über Mahabad zurückerobert, Armee und Chomeini-Milizen haben sich in ihre Quartiere am Stadtrand zurückgezogen.

17. 10.: Nach zwei Tagen und Nächten wird der Regierungsbeauftragte Ziba Kalam wieder freigelassen. Vorher, sagte er, sei er nur optimistisch gewesen, jetzt sei er sehr sicher, daß sich eine politische Lösung des kurdischen Problems finden lasse. Die Vorschläge der Kurden seien einleuchtend gewesen. Minister Foruhar solle Verhandlungen mit den kurdischen Parteien in die Wege leiten.

18. 10.: Foruhar trifft Scheikh Esodin, der den Abzug aller Streitkräfte aus Kurdistan fordert, die Rehabilitierung der Kurdenführer und die Verwirklichung ihrer Autonomieforderungen.

20. 10.: In Sanandatsch schießen Chomeini-Milizen in die Menge, die gegen Hinrichtungen protestiert. Der Scheikh fordert in Flugblättern Frieden, solange mit der Regierung verhandelt wird.

22. 10.: Bei Kämpfen um Mahabad gibt es 74 Tote. Chomeini schlägt den Kurden vor, doch selber die Städte und Dörfer von Aufständischen zu säubern. »Die Mitglieder der Demokratischen Partei«, fährt er mit neuem Ton fort, »sind unsere Bruder. Wir wollen keinen Brudermord.«

23. 10.: »Mahabad wird dem Erdboden gleichgemacht, wenn weiterhin aus Häusern Schüsse auf Pasdar abgegeben werden«, droht der iranische General Ali Zahirnejad.

24. 10.: Chomeini zu Journalisten: »Eure Federn schaden dem Islam mehr als die Gewehre der kurdischen Demokraten.« Drei iranische Minister befassen sich mit den Kurdenverhandlungen: Verteidigungsminister Schamran, Innenminister Sabaghian, der Chef des Planungsstabes Sahabi. Die Kurden beschließen einseitig einen Waffenstillstand, der von der anderen Seite nicht eingehalten wird.

26. 10.: Kämpfe in Mahabad und Bukan. Die Kurden bitten Schariatmadari um Vermittlung.

27. 10.: Moskau kritisiert das Vorgehen Teherans gegen die Kurden. Gleichzeitig ändert die kommunistische Tudeh-Partei ihre Politik: Sie anerkennt die kurdischen Autonomieforderungen und macht sich für eine friedliche Lösung stark.

29. 10.: Neue Verhandlungen.

30. 10.: Von Orumijeh aus werden größere Armeeeinheiten in Richtung Mahabad in Marsch gesetzt, obwohl die Teheraner Regierung die Armee angewiesen hat, sich nicht in Kämpfe verwickeln zu lassen.

2. 11.: Der irakische Botschafter im Libanon fordert die iranische Regierung auf, die Minderheiten nicht länger zu verfolgen, die territorialen Ansprüche im Schatt-el-Arab aufzugeben und das Abkommen von Algier zu erweitern (Unterstützt du meine Kurden nicht, unterstütz' ich deine nicht).

4. 11.: Sturm auf die US-Botschaft in Teheran, Geiselnahme.

7. 11.: Ministerpräsident Bazargan tritt zurück, der Revolutionsrat übernimmt die Macht. Er kündigt das iranisch-amerikanische Verteidigungsabkommen von 1959 und den iranisch-sowjetischen Vertrag von 1921.

9. 11.: Tabatabai behauptet, in der besetzten US-Botschaft seien Dokumente gefunden worden, die darauf hindeuten, daß Amerika in Kurdistan eingreifen wollte.

12. 11.: Schariatmadari hat Kontakt mit den Kurdenführern aufgenommen und Verständnis für ihre Autonomieforderungen gezeigt.
17. 11.: Im neuen Kabinett in Teheran, das noch keinen Regierungschef hat, sitzt Bani Sadr als Außenminister.
24. 11.: Die Kurden rufen einen 20tägigen Waffenstillstand aus. In dieser Zeit sollen die Chomeini-Milizen abgezogen werden. Sie verlangen, daß ihre Autonomieforderungen endlich realisiert werden und die Verfassung, wie es auch Schariatmadari und seine 8 Millionen Anhänger fordern, revidiert wird. »Wer gegen die Verfassung ist, ist gegen Chomeini. Wer gegen Chomeini ist, ist für den Imperialismus«, diffamiert Ayatollah Montaseri die Verfassungsreformer.
- Während alle wie gebannt auf die amerikanische Botschaft starren, sind die Kurden dabei, sich faktisch Autonomie zu verschaffen.
29. 11.: Anstelle von Bani Sadr wird Ghotbzadeh Außenminister. Die Tudeh-Partei ist zum Teil des »revolutionären Establishments« geworden: An der Seite der Teheraner Verhandlungsdelegation unter Foruhartuchen Kommunisten vom Tudeh-Büro in Mahabad auf, um »zur Wiederherstellung des Friedens in Kurdistan beizutragen«.
- Die Schariatmadari nahestehende »Islamische Partei des moslemischen Volkes« organisiert Massendemonstrationen gegen die Verfassung. Es geht vor allem um Artikel 110, das gottesstaatliche Primat der Geistlichkeit in allen Entscheidungen. Darüber hinaus fordern sie die Freilassung von 1000 inhaftierten Demonstranten und die Exekution von Ghotbzadeh, »der Zensur ausübt und die Wirklichkeit des Landes deformiert«.
4. 12.: Die Demokratische Partei stellt der Regierung ein Ultimatum bis zum 19. 12., um die Verfassung zu ändern. Die Hälfte der 35 Millionen Einwohner des Iran seien inzwischen gegen die Verfassung. Sonst würden die Kämpfe wieder beginnen.
7. 12.: Schariatmadari-Anhänger fordern auf einer Demonstration in Täbris den *djihad* gegen Khalkali und ziehen in Ghom protestierend vor das Haus Chomeinis. Bei Handgemengen wird ein Pasdar getötet.
10. 12.: In Täbris schließen sich die Männer des Revolutionskomitees und der Pasdar der Meuterei an. Schariatmadari-Anhänger haben Verwaltung und Rundfunk erobert. Kampfstimmung. Es sieht so aus, als würden die Aserbajdschaner, wie schon 1905/06 unter der Kadjarendynastie, nach Teheran ziehen und eine Verfassung nach ihrem Geschmack erzwingen, doch soweit kommt es nicht. Chomeini nennt die Besetzer »Marionetten« und »Verschwörer, deren Akte man kenne« und macht die USA für die Unruhen verantwortlich. Die Tudeh-Partei stößt ins selbe Horn: Schuld sei das reaktionäre, mit dem Weltimperialismus verbündete Großkapital.
- Schariatmadari distanziert sich von seinen Anhängern, warnt vor einer Entwicklung wie in Kurdistan, sagt aber, er wolle sich nicht einmischen.
11. 12.: Inzwischen sind für Chomeini auch die Aserbajdschaner keine Moslems mehr, sondern »gottlose Leute«. Ghassemu sichert den Aserbajdschanern die volle Solidarität der Kurden zu. Beide hätten dieselben Rechte.

Ayatollah Schariatmadari wird in Täbris zum Führer aller schiitischen Moslems der Welt ausgerufen.

11. 12.: Schariatmadari lehnt die Verantwortung für Unruhen in Täbris ab. In Orumijeh kommt es zu Auseinandersetzungen zwischen Chomeini- und Schariatmadari-Anhängern, es gibt Tote.

Schariatmadari spricht von einer »beschränkten Selbstbestimmung Aserbaidschans«, ohne das Wort »Autonomie« zu erwähnen. Er halte eine bundesstaatliche Organisation des Irans im Augenblick für nicht »im Interesse des Landes«.

Der irakische Rundfunk fordert die Kurden auf, Chomeini zu stürzen, er sei »despotisch, reaktionär und chauvinistisch«. Der Islam predige Liebe und Toleranz, Chomeini dagegen Haß.

15. 12.: Der Irak dementiert Angriffe gegen den Iran, die Spannungen zwischen beiden Ländern nehmen zu.

*Mitte Dezember:* Die vier wichtigsten politischen Organisationen aus Iranisch-Kurdistan einigen sich auf einen gemeinsamen 26-Punkte-Forderungskatalog zur Autonomie.

19. 12.: Chomeini scheint bereit, den Kurden eine begrenzte Selbstverwaltung zuzugestehen. Foruhar, der Leiter der Verhandlungsdelegation: »Polizei, Rundfunk und Fernsehen sollen unter die Kompetenz der Provinzverwaltung fallen, doch von Teheran kontrolliert werden. Die Kurden dürfen ihre politischen Parteien selbst organisieren. Die lokalen Steuern und der Unterricht in Kurdisch fallen in die Zuständigkeit der Provinz, aber die offizielle Sprache bleibt Persisch. Kurdistan untersteht weiter einem von Teheran ernannten Generalgouverneur.«

21. 12.: In Sahedan, der Provinzhauptstadt Belutschistans, kommt es zu Kämpfen. Es gibt Tote und Verletzte.

22. 12.: Khalkali sichert Ex-Kaiserin Farah Straffreiheit zu, wenn sie ihren Mann umbringe. 29 von der iranischen Regierung festgehaltene irakische Lehrer werden wieder ausgeliefert.

24. 12.: Die Verhandlungen über die kurdische Autonomie sind in einer Sackgasse. Scheikh Esodin erklärt, er werde keinen Kompromiß unterhalb einer »regionalen Autonomie« akzeptieren.

29. 12.: Bani Sadr wirft dem ehemaligen iranischen Ministerpräsidenten Bazargan vor, für die Krise in Kurdistan verantwortlich zu sein.

31. 12.: Weitere Unruhen in Aserbaidschan und Kurdistan. In Sanandatsch kämpfen Pesch-Merga gegen Chomeini-Milizen um die Übernahme des Senders.

2. 1. 1980: Waldheim erörtert in Teheran die Geisellaffäre, die Kurden haben in Sanandatsch das Funkhaus und den Flughafen besetzt.

3. 1.: In Sanandatsch drohen 20 000 Anhänger der Demokratischen Partei, sie würden das Quartier der Chomeini-Milizen stürmen, wenn diese nicht freiwillig die Stadt verließen.

4. 1.: 8000 Kurden machen einen Sitzstreik vor dem Amtssitz des Gouverneurs in Sanandatsch und fordern den Abzug der Pasdar.

4. 1.: In einem Gespräch mit den Demonstranten in Sanandatsch erklärt der Gouverneur, daß ihre Autonomie-Forderungen unrealistisch seien

- und auf Separation hinausliefen. Sie könnten keine politische, nur eine kulturelle Autonomie erhalten.
5. 1.: Die Kurden erringen in Sanandatsch einen Teilsieg: Der Gouverneur überträgt ihnen die Polizeigewalt, die Chomeini-Milizen werden aus der Stadt abgezogen.
7. 1.: Die Rundfunkanstalt von Täbris wird von Chomeini-Getreuen zurückerobert.
8. 1.: Laut »Teheran Times« ist der Gouverneur von Kurdistan, Schah-wessi, zurückgetreten und habe sich den kurdischen Rebellen angeschlossen.
10. 1.: Die Revolutionsregierung stellt den Kurden »ein letztes Ultimatum«. In der nächsten Woche kämen Unterhändler nach Kurdistan, doch das würde das letzte Mal sein, daß sie Gespräche führten.
11. 1.: Generalstreik in Täbris, »bis die Pasdar abgezogen sind«.
14. 1.: Hinrichtungen in Täbris, darauf Proteste der Bevölkerung. In Sanandatsch – so die Regierungspropaganda – hätten sich Aufständische auf dem Dach der Hauptmoschee verschanzt und bereiteten sich auf einen Kampf gegen die Chomeini-Milizen vor.
16. 1.: 100 amerikanische Journalisten werden ausgewiesen – viele hatten über Kurdistan berichtet –, die Korrespondenten aus England und der Bundesrepublik bekommen noch eine »Bewährungsfrist«.
17. 1.: Fortschritte bei den Verhandlungen um die kurdische Autonomie: »Ich gehe davon aus, daß wir in den nächsten zwei oder drei Tagen mit weiteren Ergebnissen rechnen können«, erklärt der Generalgouverneur von Kurdistan.
18. 1.: Im Revolutionsrat wird diskutiert, aus mehreren kurdischen Städten die Chomeini-Milizen abzuziehen, aber nur dort, wo die Polizei die Ordnung aufrechterhalten könne. Weitere Gespräche mit Kurdenführern werden ins Auge gefaßt. Die Hauptschwierigkeit in Kurdistan sei, daß Teile der Bevölkerung durch das Schah-Regime nach 60 Jahren Unterdrückung der Meinung seien, die Repression würde auch in der Islamischen Republik fort dauern. Die tiefe Skepsis der Bevölkerung müsse überwunden werden.
22. 1.: Als Reaktion auf die fort dauernden Unruhen in Aserbaidschan und Kurdistan macht Chomeini in Form einer Verfassungsänderung eine Konzession an die sunnitische Minderheit: Nicht mehr die schiitische Glaubensrichtung ist Staatsreligion, sondern allgemein der Islam.
24. 1.: Von den 100 Kandidaten für das Amt des iranischen Staatspräsidenten sind nur noch 66 übrig geblieben, die Chomeini genehm sind. Der Chef der Volks-Mudjahidin, Radjawi, der einzige, der die kurdischen Autonomieforderungen akzeptiert hatte, wird von einem Tag auf den anderen von Chomeini abgelehnt. Die Kämpfe in Kurdistan hören nicht auf.
25. 1.: Bani Sadr wird mit überwältigender Mehrheit zum Staatspräsidenten der Islamischen Republik gewählt (75,7 %).
5. 2.: Staatspräsident Bani Sadr: »Die Revolution ist nicht siegreich, wenn sie nicht über die Grenzen hinausgeht.« Und: »Wir werden eine

neue Weltordnung schaffen, in der Unterdrückte nicht auf immer unterdrückt und Unterdrücker nicht immer Unterdrückter sein werden.«

22. 2.: Aus den »Enthüllungen« der Botschaftsbesetzer in Teheran: Einige der Geiseln hätten Kontakte zu regimiefeindlichen Gruppen gehabt, die erklärt hätten, daß sie in Aserbaidschan eine 30 000-Mann-Armee aufstellen könnten. Die sollte dann in Kurdistan ausgebildet werden und von der iranisch-irakischen Grenze aus den Südwesten des Irans unter ihre Kontrolle bringen.

14. 3.: Der erste Teil der Parlamentswahlen beginnt, eine klare Mehrheit der »Islamisch-Republikanischen Partei« zeichnet sich ab. Bani Sadr kritisiert wie schon bei der vorigen Wahl die Unkorrektheiten an der Wahlurne, ohne allerdings Konsequenzen daraus zu ziehen. Darius Foruhar, der Leiter der Teheraner Verhandlungsdelegation in Kurdistan, tritt aus Protest gegen diesen Wahlbetrug zurück.

15. 3.: In den Kurdenstädten Sakes, Baneh, Merivan, Sanandatsch und anderen wird die Wahl des Staatspräsidenten verschoben wegen der Aktivität »verantwortungsloser bewaffneter Gruppen«. Sie sollte nie mehr nachgeholt werden. Der Abgesandte des Innenministeriums erklärt, die Atmosphäre sei »ungünstig« und die Freiheit der Bürger »nicht garantiert«. Die Demokratische Partei bleibt weiter verboten.

28. 3.: Nach Wochen der Ruhe kommt es in den Kurdenprovinzen wieder zu Zusammenstößen, weil die Armee in dieser Gegend Manöver abhält. Der Gouverneur von West-Aserbaidschan, Haghu, appelliert an die Bevölkerung, Verständnis dafür zu haben, die »illegal bewaffneten Kräfte« nicht zu unterstützen, sondern im Gegenteil mit der Armee und den Behörden zusammenzuarbeiten, um die verschiedenen Gruppierungen zu entwaffnen. Nachdem die Regierung versprochen habe, eine Landreform und spezielle Entwicklungsprogramme für Kurdistan in die Wege zu leiten, sei es nun an der Zeit, daß in der Region wieder Friede, Ruhe und Ordnung einkehre. Das könne aber erst nach der endgültigen Entwaffnung der »rebellischen Gruppen« geschehen.

3. 4.: Auf die Drohung von Bani Sadr, gegen die Aufständischen in Kurdistan notfalls die Armee einzusetzen, reagieren die Kurden mit Massendemonstrationen. Bani Sadr erklärt, er habe die Armee angewiesen, in Kurdistan eine »Säuberung« durchzuführen, falls die Kurden ihre Waffen nicht abliefern.

9. 4.: Kämpfe zwischen iranischen und irakischen Truppen auf kurdischem Gebiet. Chomeini in einem Aufruf an die irakischen Soldaten: »Männer der irakischen Armee, gehorcht nicht diesem Feind des Islam und des Koran, kommt zur Nation und schlägt die Hand Amerikas ab, die aus Saddam Husseins Hemdsärmel herausragt.«

Im türkischen Kurdistan kämpfen Armenier und Kurden gemeinsam, um die Rechts-Regierung Demirel zu stürzen.

10. 4.: Über kurdisch-iranischem Grenzgebiet liefern sich die iranische und die irakische Luftwaffe heftige Kämpfe. PLO-Chef Arafat bietet sich im iranisch-irakischen Konflikt als Vermittler an.

14. 4.: Libyens Staatschef Ghaddafi will ebenfalls vermitteln.

17. 4.: Der Iran ruft zum *djihad* gegen den Irak auf, er beschuldigt den westlichen Nachbarn, die Kurden im Norden zu töten, Völkermord an den Schiiten zu verüben und die Grenzbevölkerung obdachlos zu machen (in einem Brief von Außenminister Ghothzadeh an UNO-Generalsekretär Waldheim).

21. 4.: Kurdistan wird wieder angegriffen.

22. 4.: Die iranische Armee nimmt Sakes zwölf Stunden lang unter Artilleriebeschuß. Auch in Sanandatsch flackern neue Kämpfe auf. Die iranische Luftwaffe bombardiert in Sanandatsch, Baneh, Sakes auch Krankenhäuser und Moscheen, in die sich die Einwohner geflüchtet haben. Im Kani-Krankenhaus bei Sanandatsch werden 4 Ärzte und 116 Patienten getötet. Sanandatsch weist große Zerstörungen auf. Zahlreiche Tote liegen auf den Straßen, können wegen der andauernden Angriffe nicht beerdigt werden, bergen Seuchengefahr.

23. 4.: Die Zahl der ausgewiesenen »Iraner« aus dem Irak hat sich auf 25 000 erhöht. Die Einwohner Sanandatschs werden über Rundfunk aufgefordert, die Stadt zu verlassen, in der es bereits 350 Tote gegeben hat.

25. 4.: Die Demokratische Partei Kurdistans hat die UNO und das Internationale Rote Kreuz um medizinische Hilfe für die »bedrängte Bevölkerung« in den Regionen Sanandatsch und Sakes angerufen. Die Städte werden ständig von der iranischen Luftwaffe mit Kampfhubschraubern und amerikanischen Phantom-Flugzeugen bombardiert. Die Zahl der Verwundeten und Toten steigt ständig. In Sanandatsch ist für mehr als 600 Verwundete ein Arzt zuständig. Aus anderen Regionen wird Verstärkung für die iranische Armee in Marsch gesetzt. Auf dem Weg von Sakes nach Sanandatsch wird eine Armee-Einheit von kurdischen Pesch-Merga aufgerieben, zwei kleinere Einheiten laufen geschlossen zu ihnen über.

26. 4.: Die iranische Armee plant – wie es offiziell heißt – eine Offensive zur Befreiung der in Sanandatsch von Separatisten festgehaltenen Regierungssoldaten. Die Bevölkerung wird erneut aufgefordert, die Stadt sobald wie möglich zu verlassen, da »Säuberungsaktionen« eingeleitet würden.

29. 4.: Die blutigen Kämpfe in Kurdistan nehmen zu. Pasadar-Angaben zufolge haben sie in Sanandatsch den Amtssitz des Provinzgouverneurs und den Offiziersclub »zurückerobert« und die lokale Rundfunk- und Fernsehstation sowie den Flughafen »befreit«. Dafür sind 1200 Soldaten und Pasadar gestorben.

Drei Ärzte, die versuchen, Medikamente und Hilfsgüter nach Kurdistan zu bringen, werden erschossen, die Güter beschlagnahmt.

30. 4.: In einer von Radio Teheran verbreiteten »Mitteilung an die moslemischen Einwohner von Sanandatsch« heißt es, die »illegalen bewaffneten Gruppen«, die seit Monaten für Unruhe sorgten, erlebten jetzt die »letzten Augenblicke ihres verderbten Lebens«. Die Armee wäre nach Sanandatsch gekommen, um den Einwohnern zu dienen, deshalb sollten die sie willkommen heißen und unter ihrem Schutz wieder zu einem normalen Leben zurückkehren.

2. 5.: Die Demokratische Partei erklärt, daß Sanandatsch mindestens

40 Artillerietreffer erhalten habe; die Kurden werfen den Regierungstruppen vor, den von Bani Sadr verkündeten Waffenstillstand immer wieder zu brechen.

4. 5.: Die iranischen Streitkräfte akzeptieren nur einen 6stündigen Waffenstillstand in Sanandatsch, um den Kurden Zeit zu geben, ihre Toten und Verwundeten zu bergen. Der von der Regierung vorgeschlagene Waffenstillstand war von allen kurdischen Parteien unterschrieben worden, als sich die Regierung plötzlich weigerte, den Vertrag zu signieren. Ghassemli: »Wir verstehen das alles nicht, eines ist uns aber klar: Wir sind wieder verraten worden.«

6. 5.: Die gezielte Bombardierung der kurdischen Städte beginnt wieder, obwohl Ghassemli in offenen Briefen an Chomeini und Bani Sadr versucht hat, diesen »Brudermord« zu verhindern. Dieser Krieg ist schon jetzt härter und unerbittlicher als der letzte, aber die Weltöffentlichkeit nimmt so gut wie keine Notiz davon.

9. 5.: Die Kurden beschuldigen die Regierungssoldaten, jetzt auch Napalm einzusetzen. Die Bomben werden aus Hubschraubern über den Städten abgeworfen (Sanandatsch, Sakes, Baneh und Paveh). Den Kurden fehlt es an Medikamenten und ärztlicher Versorgung. Das ganze Iranisch-Kurdistan ist von einer totalen Wirtschaftsblockade betroffen. Wasser, Strom und Nahrungsmittel werden knapp. Die Sprecher der iranischen Streitkräfte hüllen sich zu den Ausschreitungen in Schweigen. Die vom Iran verhängte Nachrichtensperre zeigt erste Auswirkungen: Die westliche Presse berichtet über den neuen Krieg in Kurdistan nur in Kurzmeldungen.

10. 5.: Der zweite Durchgang der Parlamentswahlen wird in 22 Städten, die meisten davon liegen in Kurdistan, abgesagt.

13. 5.: Bani Sadr beruft den Kommandierenden der Revolutionsgarden, Sahrif, als seinen Repräsentanten nach Sanandatsch. Er soll die Einsätze gegen die kurdischen »Konterrevolutionäre« leiten. Wegen seiner Berichterstattung über Kurdistan ist der dpa-Korrespondent in Teheran des Landes verwiesen worden.

19. 5.: Die irakische Armee dringt bis zum Gendarmerieposten in Piranschar, Iran, vor, wird aber von kurdischen Pesch-Merga über die Grenze zurückgetrieben. Immer wieder passieren derartige Übergriffe der irakischen Armee, vor allem in der Provinz Ilam, die eindeutig provokatorischen Charakter tragen.

21. 5.: Ghassemli und seine engsten Mitarbeiter ziehen sich aus Mahabad wieder in die Berge zurück.

27. 5.: Durch die von der Zentralregierung verordnete Lebensmittel-, Medikamente- und Heizöl/Benzinblockade fehlt es in Kurdistan an allem Lebensnotwendigen. Neun kurdische Delegierte, darunter der Landrat und Bürgermeister von Mahabad, reisen nach Teheran, um über einen Abbruch der Blockade zu verhandeln. Sie werden in ihrem Hotel von Chomeini-Milizen festgenommen. Niemand weiß, wer die Verhaftungen angeordnet hat.

28. 5.: Der stellvertretende iranische Innenminister Mir-Salim erklärt die

Festnahme der Kurden unter dem Vorwand, sie unterstützten die »Aufständischen«, für unkorrekt. Trotzdem werden sie nicht freigelassen, sondern es wird ihnen ein »rechtmäßiger« Prozeß angedroht. Nach vertraulichen iranischen Angaben hat es bei den Kämpfen in Sanandatsch über 2000 tote Pasdar und Soldaten gegeben. Die Kurden geben ihre Verluste dabei mit 684 toten Zivilisten und 23 toten Pesch-Merga an.

2. 6.: Das neugewählte iranische Parlament tritt zusammen, es fehlen die kurdischen Abgeordneten der Demokratischen Partei und der Komala. Blutrichter Khalkali fordert die Todesstrafe für Rani Bulurian, weil er Savak-Agent gewesen sei. Bulurian ist aber erst Anfang 1979 nach 25 Jahren in iranischen Gefängnissen wieder freigelassen worden, zu einer Zeit, als die Savak bereits aufgelöst war. Bulurian zu Khalkali: Er solle sich ruhig weiter mit Rauschgifthändlern befassen, er handle nicht mit Drogen.

Anfang Juni: Ghassemlu wehrt sich in »Le Monde« gegen die neue Diffamierungskampagne durch Bani Sadr, der behauptet, es gäbe eine Verbindung zwischen den Ereignissen in Kurdistan und der amerikanischen Aggression im Iran. Bani Sadr wolle damit nur von innenpolitischen Problemen ablenken.

12. 6.: Die Demokratische Partei ruft zur Opposition gegen das Chomeini-Regime auf, das auf Anordnung des Präsidenten einen »Vernichtungskrieg« gegen das kurdische Volk führe. Über die Städte Sanandatsch, Sakes und Baneh wird eine Wirtschaftsblockade verhängt, die die Lieferung von Lebensmitteln, Benzin und Medikamenten in diese Region verhindert.

18. 6.: In Teheran beginnt vor einem Revolutionsgericht der Streitkräfte der Prozeß gegen 11 Angehörige einer Verschwörergruppe, denen ein Putschversuch zur Last gelegt wird. Sie waren eine Woche vorher in Piranschar festgenommen worden. Der Anklage nach hatten sie für den Iran eine »demokratische Regierung« geplant. Das Bodenpersonal und einige Piloten des Militärflughafens von Isfahan, angeführt von den Volksfedajin, meutern gegen die Einsätze der Luftwaffe in Kurdistan – sie werden sofort vor ein Standgericht gestellt.

19. 6.: Eine großangelegte Militäroffensive gegen die kurdischen »Untergrundkämpfer« beginnt in West-Aserbaidshän.

20. 6.: Bani Sadr warnt die Chomeini-Milizen »ihre Kompetenzen zu überschreiten«, er nimmt das Rücktrittsgesuch des Pasdar-Kommandeurs an. In der Armee finden Umgruppierungen statt, Heereschef wird General Zahirnejad, der Verantwortliche des Kurdenmassakers in Nagadeh.

23. 6.: Die iranischen Kurden lassen 45 weitere Soldaten ohne Bedingungen frei. Sie bezeichnen es als »Geste des guten Willens«.

25. 6.: Khalkali läßt erneut 15 Kurden wegen »bewaffneter Auflehnung« gegen Armee und Miliz hinrichten und einen Prozeß gegen 15 Kurden in Teheran eröffnen, denen »Kontakte zu verbotenen, linksgerichteten Organisationen« vorgeworfen wird. An der iranisch-irakischen Grenze wird weiter geschossen.

26. 6.: Die Auseinandersetzungen zwischen den Anhängern von Ayatol-

lah Beheshti, moslemischen Eiferern, und den linksgerichteten Volks-Mujahidin nehmen blutige Formen an, während der Vorsitzende der Mujahidin, Massud Rajawi, in seiner Ansprache sagt: »Man versucht den Kurden und den anderen Minderheiten die Gerechtigkeit und die Freiheit vorzuenthalten und ertränkt ihre Forderungen in Blut.«

30. 6.: Bei »Säuberungsaktionen« im Gebiet um Uschneewie tötet die Armee – laut Radio Teheran – 7 »bewaffnete Invasoren«. Am gleichen Tag wird ein zweites Fernsehnetz installiert, das gleichzeitig dem »freien Meinungs austausch« und der »ideologischen Schulung« dienen soll.

1. 7.: Teheran löst sämtliche Erziehungsbehörden in Kurdistan auf, alle Lehrer (mit Ausnahme derer in Gorweh und Bijar) werden entlassen.

10. 7.: Um die faktische Nachrichtensperre über die Vorgänge im iranischen Teil Kurdistans zu durchbrechen, appelliert Hadji Ahmadi von der Demokratischen Partei in einer Pressekonferenz in Frankfurt an die Weltöffentlichkeit, gegen den »Vernichtungskrieg« der iranischen Armee- und Pasdareinheiten zu protestieren und die kurdische Bevölkerung mit Medikamenten und Lebensmitteln zu unterstützen. Die erbarmungslosen Kämpfe der letzten drei Monate hätten auf kurdischer Seite 2000 Tote und 4000 Verletzte gefordert.

14. 7.: Einem Bombenanschlag während einer Demonstration in Mahabad fallen 8 Kurden zum Opfer.

25. 7.: Die Zahl der vom Irak in den Iran abgeschobenen Schiiten, meist Faili-Kurden, beläuft sich inzwischen auf 40 000.

Noch immer setzt sich offiziell keine Regierung und keine internationale Hilfsorganisation für die Verwirklichung von Autonomie und Menschenrechten in Kurdistan ein.

---

## Benutzte Literatur:

- Hans Hauser: *Die Kurden, Stiefsöhne Allahs*, Herbig, München, Berlin 1979
- Iran, *Neue Diktatur oder Frühling der Freiheit?*, 30 Interviews mit der Opposition, J. Reents, Hamburg 1979
- Kurdische Märchen*, Eugen Diederichs, Köln 1978
- Chris Kutschera: *Le mouvement national kurde*, Flammarion, Paris 1979
- Helmut von Moltke: *Unter dem Halbmond, Erlebnisse in der alten Türkei 1835-1839*, Erdmann, Tübingen, Basel 1979
- Jemal Nebesz: *Kurdische Märchen und Volkserzählungen*, Nukse 1972
- Edith und E. F. Penrose: *Iraq, International Relations and National Development*, Bern, Westview, London 1978
- Jürgen Roth: *Geographie der Unterdrückten, die Kurden*, Rowohlt, Hamburg 1978
- Alexander Scharff, Anton Moortgat: *Ägypten und Vorderasien im Altertum*, Bruckmann, München 1950
- Ulrich Tilgner (Hg): *Umbruch im Iran, Augenzeugenberichte, Analysen, Dokumente*, Rowohlt, Hamburg 1979
- Usâma ibn Munqidh: *Ein Leben im Kampf gegen Kreuzritterheere*, Erdmann, Tübingen 1978
- Tilman Zülch: *Von denen keiner spricht, Unterdrückte Minderheiten*, Rowohlt, Hamburg 1975
- Pogrom, Zeitschrift für bedrohte Völker*, Göttingen; alle Hefte des Jahrganges 1979

Spendenkonto „Hilfe für Kurdistan“: Bayerische Hypotheken- und Wechselbank München 6890 187 100

Institut kurde de Paris



Institut kurde de Paris

dischen Geschichte und erzählt vor allem von den Aufständen und erbitterten Freiheitskämpfen der letzten hundertfünfzig Jahre, die schließlich nach dem Zweiten Weltkrieg zur Gründung der kurzlebigen Republik von Mahabad führten. Bei der Witwe und den Kindern des von den Iranern hingerichteten Präsidenten jener Republik ist sie ebenso zu Gast wie bei den Söhnen des legendären Kurdenführers Barsani und dem Generalsekretär der Demokratischen Partei Kurdistans. Als sie das Land im Winter 1980 illegal über die türkische Grenze verläßt, flammen die Kämpfe erneut auf.



Foto Patrick La Banca

Dr. Hella Schlumberger  
lebt und arbeitet als freie  
Journalistin in München.

Schutzumschlag: Wilfried Becker  
Beide Fotos stammen von der Autorin.



**Im Sommer und Winter 1979/80 verbrachte die Münchner Journalistin Hella Schlumberger einige Monate unter den kurdischen Aufständischen im Iran. In ihrem engagierten Erlebnisbericht schildert sie den Kampf der Kurden gegen das Chomeini-Regime und verbindet dabei die Geschichte dieses seit Jahrhunderten unterdrückten Volkes mit seiner Gegenwart.**